UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

8393 g
281-169

Galathee.

Ein Roman

von

A. Freiherrn von Sternberg.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1836.

14207
28/7/91

Galathee.

An Arthur.

Vor zehn Tagen, an einem stürmischen kühlen Mai-Abende, langten wir endlich hier auf dem Lustschlosse Favorite an. Unser Empfang war nicht der freundlichste; man hatte uns schon lange erwartet, und der Mißmuth sprach aus den abgespannten Gesichtern der Hofschranzen, die uns entgegenkamen. Der Prinz mag diese Verzögerung, an der er allein leichtsinnig Schuld ist, bei seiner Braut verantworten. Die Prinzessin ist krank, die Markgräfin hat uns in dieser Zeit nur Einmal förmlich vorgelassen; der Fürst, ihr Schwager, ist auch hier und liegt im Sterben. Das ganze Haus hat ein dunkles Aussehen, die finstern Tapeten drohen jedem Eintretenden. Ich wünschte, ich wäre weit, weit fort von hier — bei dir, Arthur, in deinem freundlichen Seestädtchen.

Doch darf ich nicht ungerecht seyn: die Natur hat mir hier eine süße heimliche Nacht geschenkt; ich durfte sie belauschen, wie sie sich dem Frühling dahingab. Es war eine heilige Weihe, die mich überschüttete, und wieder einmal tief in den Leichtsinn hineinschnitt, der mich umpanzert hält, seitdem ich

mich in der Welt umtreibe. Laß dir die Nacht beschreiben. Ich lag im Park, in meinen Träumen und Gedanken war es noch Winter; kalte Gespräche und noch kältere Gefühle lagen mir an — da wehte es mich plötzlich so warmhauchend an, ich blickte um mich, und sah im Gebüsche die Gewänder der Rose hängen. Ich erschrack, suchte mich zu fassen, doch wie ward mir, als ich an meinem dunkeln Plätzchen ein stilles Gehen, Kommen, Wandeln und Schaffen vernahm; ich lauschte hin. Der Mond lag im Westen, roth von Gluth, im Arm einer weichen Wolke, und sendete seine Strahlen verstohlen in die dunkle Kammer des Frühlings. Bald war es eine tiefe Stille im Hain, und die warme brütende Mainacht lag über der Erde. Gott! rief ich bei mir, wohin hat dein Fuß dich getragen? was soll hier geschehen? Niemand antwortete auf meine Frage, der Bach rann ruhig über sein Kiesel weiter, immer heller kamen die Strahlen und irrten durch das schwankende Gesäusel der Blätter und Halme; von allen Seiten sah ich zarte Geister leise hereinbrechen; sie tauchten ihr Haupt in den silbernen Quell, dann hüllten sie sich schamhaft in die ihnen bestimmten Gewänder; andere kamen und belebten die Demanten am Boden und flogen dann auf als leuchtende Goldkäfer und sprühende Glühwürmer. Eine weiche, wollüstig treibende Gluth ruhte noch immer umher; in den tiefen Schatten der überwölbenden Zweige hörte man das leise Erwachen, Schaffen und Treiben fort. All-

mählich wurde das Putzgemach leer, ein sanfter Wind kam und kräuselte die trocknen Gräser, die übrig gebliebenen Blumenleichen, zusammen und warf sie in den dunkeln Fluß, der sie still fortführte — alles schwieg. Ich hörte die Balsamtropfen, erweicht von innerer Gluth, aus den vollen glänzenden Blätterknospen der Kastanie fallen. Da zitterte ein Laut durch die Stille, ein leises Tönen, sechs volle weiße Blüthenglocken am Boden brachen auf, und wie sie am schwanken Stiele bebten, ging ein Klang, wie das Morgenglöcklein eines Thalklosters, durch die Stille. Helle weißliche Morgenfarben flogen die Wölbung des Himmels an, duftige Schleier glitten am Horizont weg. Jetzt erwachte die Nachtigall, die Federn ihrer Brust flogen wie in heftiger Anstrengung, und sie zog einen langen Jubelruf durch die bebenden Lüfte — da stürzten die Pforten des Himmels auf — purpurne Wolkenkolosse rannen aus einander, ein vom frischen Morgenwind gejagter Nebel flog um die Stämme der Pappeln herum, und hervor im Gewande seiner Schönheit trat das junge Licht.

Als ich die Blicke senkte, fielen sie auf den rothen Rock eines Kammerpagen der Fürstin, der mich mit großen Augen ansah und nicht errieth, was mich bewogen haben konnte, im Gartenhäuschen die halbe Nacht zu verträumen. Unmöglich war es mir, mit ihm ins Schloß zurück zu kehren, die Gesichter, die mich dort erwarteten, wollten nicht in meine

Stimmung paſſen; der kleine See lag ſo feierlich im Glanze vor mir, als ich aus den Gebüſchen trat, ich beſtieg die Gondel, und erſt als ich allein auf den ſtillen Gewäſſern dahintrieb, die Morgenfriſche um mich herum, in Duft die Ferne, träumte ich meine lieben Träume fort. Nach und nach kamen mir Menſchen und Verhältniſſe wieder in den Sinn. Willſt du mir glauben, Arthur, daß dieſe wunderbare Nacht mich ſo heftig erſchütterte, die alte Sehnſucht nach Ruhe und Abgeſchiedenheit ſo kräftig in meiner Bruſt wach gerufen hatte, daß ich hier in meinem Kahn auf dem einſamen See das Gelübde that, und es beim jungen Lichte, das immer höher emporſtieg, beſchwor, den Hof zu verlaſſen, meine Verhältniſſe in der großen Welt aufzugeben? Das Gütchen, das mir als Beſitzthum zugefallen, bietet freilich nur einen beſchränkten Wirkungskreis, doch er iſt immer einer, und zwar einer, in dem ich nach Belieben ſchalten darf.

Entſetzlich, Arthur, welche leichtſinnige Jugend liegt vor mir! — iſt es nicht Zeit, daß ich jetzt abſchließe? ſollen immer neue Fäden angeknüpft werden, bis das Ganze zu einem Netze wird, in dem die athmende Seele zuckend untergeht? Soll ich noch immer weiter zehren von Gütern, die ich nur geraubt, nicht erworben habe? —

Ich ſehe nach allen Seiten aus, und ſuche, was ich nicht zu nennen weiß, nur muß es etwas Anderes, völlig Verſchiedenes von dem ſeyn, was ich bis jetzt

gehabt und gehegt habe. Möchte ich es finden! — sieh', Freund, meine Thränen fließen — möchte ich es finden! — ehe die Wärme aus dieser Bruſt entflohen, und dieſe iſt, fürchte ich, bald fort. Immer mehr drängt ſich Kälte und Ueberdruß in jedes meiner Urtheile und Empfindungen. Ich meine dann immer, daß es ſo ſeyn muß, und daß es jedem ſo gehe, der Erfahrungen ſammelt — aber das iſt eine Lüge; ich habe Greiſe geſehen, gebeugt durch die Laſt von Erdenſchmerzen, geſättigt von Erfahrungen aller Art, und dennoch ſah ich Flammen auf ihren Wangen, göttliche Flammen des erregten Herzens, der durch und durch begeiſterten Seele! — — Woher haben ſie es? — Warum hab' ich es nicht? — und wer gibt mir dieſes Etwas, das ſo durch und durch ſchüttelt, das achtzig Jahre hindurch warm hält — das bis ans Ende ſättigt? — —

Ich muß dir jetzt unſer Haus ſchildern, denn ſeitdem es ſich mit dem alten Fürſten beſſert, ſind wir alle oft beiſammen und ſehen uns ſchon bekannt an. Die Markgräfin ſteht an der Spitze. Sie iſt gebietend und zugleich gütig, ſie entwickelt Freiheit und Liebenswürdigkeit, wenn ſie, was ſelten geſchieht, die Schranken ihrer ſtrengen Etiquette öffnet. Ehemals eine große Schönheit, trägt ſie jetzt noch bedeutende Spuren in Geſicht und Geſtalt. Ihr Leben, das ſie mit lebhaften Intriguen und

geistreichen Liebesgeschichten anzufüllen gewußt hat, liegt jetzt als ein schweres Bewußtseyn auf ihrer Seele, das sie durch Buße und heilige Uebungen aller Art sich leichter zu machen sucht. Sie ist ganz Devote, doch noch nicht herbe; manchesmal blitzen durch die angesammelten Wolken ihrer bußfertigen Schwermuth witzige Impromptüs und ächt französische galante, vergiftete Scherze durch — dann liebt man die geistreiche schöne Frau, und begreift nicht, wie es dieselbe ist, die man bei Nacht durch die Gänge des Schlosses schleichen sieht, im Gewand einer Bettlerin mit einem angstvoll zerquälten Gesichte, verfolgt von ihrem bösen Geiste, dem Jesuiten Jerôme. Ihre Nichte, die Prinzessin, ist munter, aber ohne Geist; dem Auge sieht man an, daß es nur auf kindische Gegenstände gestreift, höchstens denkt sie daran, wie ihrem Körper diese oder jene Robe kleiden möchte. Einestheils ist sie von Pfaffen eingeschüchtert, anderntheils durch das Hofleben sinnlich verwöhnt und verzogen worden. Eine alte Duenna, die ihr zur Seite geht, lenkt alle ihre Aeußerungen, so daß sie nicht gar zu weit ab vom Ziele treffen, besonders ist es komisch, wie man das arme Kind abrichtet, Neigung für ihren Geliebten zu zeigen, so weit es der Anstand erlaubt. Der Prinz ist ihrer werth, denn auch er empfindet nichts für sie und spielt gleiche Phrasen aus, nur kennt er das Leben und seine Stellung besser, und hüllt sein Wesen in Anmuth und gute Manier. Nebenbei tän-

delt er mit einer Hofdame, die meinen Namen führt und wohl auch in entferntem Grade mit mir verwandt seyn mag.

Ich komme jetzt an die Gestalt im Gemälde, die am stärksten meine Blicke an sich zieht: diese ist der alte Fürst. Da er nie sein Zimmer verläßt, aber dennoch Menschen sieht, hält er mich öfters bei sich fest, und gibt mir allerlei aus seinem Leben zu hören. Es geht dabei ziemlich rhapsodisch und episodisch zu, die Sprache stolpert in französischen Brocken, halb mit Italienisch und Deutsch vermischt, daher, und die Betrachtungen, die hier und da einfließen, stecken in wahren Harlekinsjacken, von allen philosophischen und moralischen Systemen ein buntes Fleckchen; dabei fühlt sich seine Seele doch wohl in dieser possenhaften Tracht. Ich sehe ihm oft mit Staunen zu, wie er seine Sprünge macht, und wenn man glaubt ihn herabstürzen zu sehen, schwebt er im nächsten Moment mit seiner balancirenden Moralstange hoch über meinem Haupte. Einen so wunderlichen Roué habe ich noch nie gekannt. Alles hat er gesehen, alles durchgekostet, und jetzt, da man sich ihn in Ueberdruß gedrückt denken sollte, scherzt er leicht dahin und trägt dabei noch die ungeheuersten Qualen eines zerstörten Körpers. Schon Monate lang handelt er mit seinem Arzt um den letzten Athemzug — immer hält der Becher des Todes an seinen Lippen, und immer weiß er ihn wegzuschieben, um einem lustigen Einfalle Raum zu machen. Die

äußere Natur, und alles was sie angeht, ist ihm völlig fremd, ewig niedergelassen ist der grüne Vorhang seines Fensters, aber menschliche Verhältnisse und Lagen, und unter diesen wieder die schlüpfrigen und komischen Geschichten, schwärmen ohne Aufhör in diesem dämmernden Raum um ihn, und er nimmt sie, sie müssen ihm still halten, wenn er Lust fühlt, seine philosophischen Maximen anzuknüpfen. Seine Religion — wenn man ein roh zusammengeheftetes Bündel ernster und launiger Ideen so nennen kann — ruht in der Ansicht, daß man alle Erfahrungen brauchen müsse, weil sie eben da seyen; nichts darf verstoßen werden, irgendwo findet sich immer noch ein Plätzchen, wo das, was wir für unnütz oder widerstrebend hielten, hineinpaßt. Nur müsse man sich hüten, sich für fertig und abgeschlossen zu erklären; so wie man aufhört zu suchen, findet man auch nichts mehr. Was mich betrifft, so hat er mir seine Gunst zugesichert, und ich darf, wenn ich ihm lange Zeit zu Gefallen gewesen bin, schon manches wagen. So errettete ich das Hoffräulein St. Cyr aus einer bedrängnißvollen Lage. Das schöne Mädchen war in Begleitung der Prinzessin erschienen, und als sie sich wieder entfernen wollte, bat sie der Fürst, ihm eines der neu angelangten Bücher zu reichen; sie that es, und der alte Faun, indem er sein Opfer mit einem schalkhaften Seitenblick ansah, schlug eine Stelle auf, und ersuchte sie, ihm die Verse vorzulesen. Ich trat hervor und erbot mich, doch mein

Dienſt ward kurz abgewieſen. Jetzt ſah ich das Fräulein verlegen ſtammeln, ich ſah eine reizende Gluth ihr Antlitz färben und den Alten in dieſem Anblick verſunken; dieſe Quälerei wurde mir unleidlich, ohne Umſtände zu machen, nahm ich ihr das Buch aus der Hand und las einige Strophen weiter irgend eine unbefangene Sentenz. Das Fräulein entſchlüpfte aus dem unheimlichen Gemach, und ich mußte einige ſcheltende und verhöhnende Bemerkungen hören. Sie glauben nun wohl, ſchloß er boshaft, daß ſie Ihnen dieſen Ritterdienſt danken wird, o nein, ſie wird Ihnen heimlich grollen, daß ſie ihr einige belehrende Erfahrungen entzogen haben, die zu machen ſie ſchon auf ſo gutem Wege war. Ich erwiederte etwas zu Gunſten der Frauen, doch er lachte trocken und überdrüſſig, wie einer, der ſich wohl hütet, über einen armſeligen Gegenſtand Worte zu verlieren.

Die St. Cyr hat mir den kleinen ihr geleiſteten Dienſt nicht vergeſſen; ſie ſucht ſogar mit Aengſtlichkeit mir zu zeigen, wie ſie deſſen Werth empfunden; ich erlaube mir den Scherz, mich zu verbergen, ihr auszuweichen — doch ſie läßt nicht ab, und ſo iſt ſchon ein Band zwiſchen uns geknüpft, obgleich ſchwach, dennoch bindend. Geſtern eilte ſie vor mir her im Garten, am Arm einer Freundin, die frohen lachenden Stimmen ließen ſich weithin hören; ſie gingen am See hin, und ich ſah ihre Spiegelbilder

im Waſſer. Der Park und Garten ſtehen jetzt in voller Schönheit, das Laub wölbt ſich in lebendiger Friſche, das dunkle Grün zu dem faſt ſilberhellen, dazwiſchen die röthlich gelben Farben, alles in üppigen Maſſen gruppirt, daß das Auge nie müde wird, ſich immer wieder an dieſem Reichthum zu ſättigen.

Das glückliche Land iſt ſo geſegnet; — es breitet ſeine Schönheit unermeßlich aus. Die Thäler, friſch und dunkel, empfangen dankbar ihren Reichthum, der von den ſonnigen Bergen niederſtrömt; an der blauen Kette der Vogeſen hängt der Blick der Sehnſucht — man fühlt die Nähe von Frankreich und Italien. Der Rhein ſchimmert ferne, der Himmel Italiens ſchickt uns ſeine friſche Bläue, ſeine erhabene Ruhe. In der That, glücklich iſt der Herr, der dieſes Land ſein nennt, und dennoch, wie wenige gab es in der Fürſtenfolge dieſes Regentenſtammes, die nicht der Stachel trieb, ihr Glück in dem Umfang und nicht in der Schönheit ihrer Staaten zu ſetzen. Unbefriedigt ſchlummern ſie nun in der Erde, deren Reize ſie nie empfanden, die ſie ſo gern um weitläufige Steppen Aſiens vertauſcht hätten. Die Unzufriedenen, indem ſie weiter und weiter ſtrebten, ſtreckten ihre Nachbarn gierige Hände nach ihrem Eigenthum aus, welches ſie beſſer zu würdigen verſtanden.

Auch mit dem Luſtſchloſſe ſelbſt bin ich ausgeſöhnt; es iſt mit Geſchmack erdacht, mit Pracht ausgeführt, leider aber durch Eigenſinn mit klein-

lichem Schmuck überladen worden. Bald werden sich die Gemächer und Säle füllen, denn man erwartet Gäste, und Park, Garten und Haus werden hiezu vorbereitet.

Noch muß ich dich mit einem Hausgenossen bekannt machen, der mir bis jetzt entschlüpft ist, der sich jedoch mit immer schärfer ausgeprägter Physiognomie mir näher zeigt. Er ist ein Italiener und heißt Francesco Camaro; der Fürst hat ihn aus Palermo mitgebracht und ihn, der wohlhabend und von guter Familie ist, dergestalt an seine Person zu fesseln verstanden, daß dieser nicht mehr daran denkt, in sein Vaterland heimzukehren. Er ist Poet, mehr aber noch Musiker, beides in geistreicher Ungebundenheit. Aufgewachsen in würdigen Verhältnissen, findet er immer die leichtanschmiegende Weise, die eben so weit von Stolz, Dünkel, als von kriechender Demuth entfernt ist, und die mitten unter Schmeicheleien und Artigkeiten Achtung abfordert, indem sie genau die Art angibt, wie er behandelt seyn will. Sein Antlitz ist stets still und bewegt, die dunkeln Augen verlieren nie ihr eigenthümliches, sanftes Feuer, der zartgeformte Mund, die ungewöhnlich schönen Zähne, die Züge um Kinn und Wange behalten den Rhythmus ihrer Bewegungen, ohne je an die bedeutungslose, einförmige Larve eines gewöhnlichen Hofmanns auch nur von Ferne zu streifen. Der Liebling der Frauen ist er, die er trotz seiner sanften Bescheidenheit doch immer lebhaft erregt zu erhalten weiß, wenn er mit ihnen

ſpricht, oder Muſik macht. Sie tragen ſich oft lange mit einem Urtheile, einem Einfalle, den er gelegentlich hingeworfen hat; doch neigt er ſich zu keiner entſchieden hin, indem er auch hier ſeine Freiheit bewahrt. Den großen Herren weicht er nicht aus, tritt ihnen jedoch auch nie in den Weg; der Prinz ſieht ihn mit gehäſſigen Augen an, weil er fürchtet ſich durch ihn von der Unterhaltung allmählich ausgeſchloſſen zu finden, indem edlere und feinere Scherze, als er ſie zu machen pflegt, Mode werden. Mich beehrt Camaro mit ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit, doch bin ich nicht ſo eitel, dieſes Vorrecht meiner Perſönlichkeit zuzuſchreiben, vielmehr ſehe ich einen Charakterzug dieſes Mannes hierin; er ſetzt ſeinen Stolz in die Zuverſicht, daß man ihn nicht erforſchen und ausmitteln könne. So viel er zeigen und geben will, damit ſoll man ſich begnügen, das Andere will er dagegen um ſo ſorgfältiger verborgen wiſſen; wer dennoch ihn da belauſcht, muß nach Umſtänden ſein erbitterter Feind oder ſein vertrauter Freund werden. Ich bin nur zufällig hinter ein kleines Geheimniß gekommen, und weiß, daß er ein junges, hübſches Mädchen in dem benachbarten Städtchen beſucht. Je weniger dieſes Verhältniß ein frivoles iſt, deſto angelegentlicher verbirgt er es vor den Augen derjenigen, mit denen er leben muß, und von denen keiner ihn hierin verſtehen möchte. Mit mir ſpricht er über dergleichen Dinge, obgleich noch widerſtrebend und ängſtlich. Dieſes iſt alſo der zweite — nicht unintereſſante Charakter —

an den ich mich gefesselt fühle. Du lächelst, Arthur, doch laß mich gestehen, daß ich in dergleichen unschuldigen, kindischen Intriguen — die ernsthaften hasse ich, wie du weißt — das Vergnügen der Gesellschaft finde. Ich borge gerne, und bin auch gern ein Schuldner; von dem Stolze, der alles und jedes eigensinnig von sich abweis't, fühle ich nichts in mir. Das Zusammenleben, besonders im Zwange der höhern Stände, muß durch kleine Reizmittel der Art in Regsamkeit erhalten werden. Durch die Starrheit der gestickten Uniformen, Fächer und Roben, muß ich mir stets das ursprünglich menschliche Antlitz gegenwärtig zu erhalten suchen, sonst überfällt mich in der geputzten Gesellschaft ein entsetzliches Grausen, und ich glaube mich in einen Kreis von Automaten eingeschlossen, die ihr starres Uhrwerk, ihr Inneres von Holz und Eisen, meinen treibenden Pulsen, meinen bebenden Nerven höhnend entgegensetzen.

Einige, wahrhaft schauerliche Momente, die ich in der „geheimen Kammer" der Markgräfin, wo sie ihre Disciplinen empfängt, ausgestanden habe, muß ich dir beschreiben. Denke dir, Arthur, daß diese Frau für jedes Lächeln, für jeden Scherz, mit dem sie uns erfreut und in Bewunderung setzt, sich immer nachher aufs strengste züchtigt! — daß sie den weltlichen Glanz und die Würde ihres Standes, mit der sie in ihrem Salon aufzutreten genöthigt ist, eine Stunde

ſpäter im härenen Kittel wieder abbüßt! — Wie theuer erkaufen wir das Lächeln dieſer noch immer ſchönen Augen.

Himmel, welch eine fürchterliche Kammer iſt das dunkle Cabinet nahe an der Capelle, die ſie ſelbſt gegründet hat. Noch ſtehen mir die finſtern Mauern vor Augen, geſchmückt mit Geißelſtöcken, Zuchtwerkzeugen aller Art; eine infernaliſche Toilette, alles bietend, was die Hölle an Marterwerkzeugen, mit entſetzlichem Luxus erſonnen, aufgehäuft hat. Schrecken, von denen ich nie geträumt, zeigt dieſer kaum zwölf Schritte lange und breite Raum. Der Prinz, der in ſeiner Verwegenheit alles möglich macht, hatte mich in dieſes Heiligthum geführt, während die Markgräfin mit der Prinzeſſin auf wenige Tage verreiſ't war.

Komm', ich führe dich hinein. Aus deinem freundlichen Zimmer, mit der Ausſicht auf das klare, ſpiegelhelle Meer, tretend, ſchauderſt du zurück, da dir katholiſche Grabluft entgegenweht und alle Geſpenſter melancholiſchen Wahnſinns dir ihre blaſſen, fiebernden Züge entgegenſtrecken. Ja Freund, nur Wahnſinn kann dieſe Peinigungen erſinnen. In den erſten Jahrhunderten, da es eine widerſpenſtige, keck ſich auflehnende Materie zu überwinden gab, da mußte der Stachel der Geißel die dumpfe Seele wecken, indem er heftig an ihren Kerker ſchlug; doch jetzt ſind die körperlichen Schmerzen ſchon längſt in geiſtige überſetzt worden, und dennoch führen uns unſere Jeſuiten wieder dahin zurück, und man folgt ihnen.

In

In das Cabinet, das ich dir beschreiben will, führt der Eingang durch die Gemächer der Fürstin, ein anderer — und durch den gelangten wir hinein — geht durch die Capelle. Ein paar Stufen leiten hinab, gegenüber an der Wand erhebt sich aus kunstlos aufgeführten Steinen, ohne Teppich und Zierrath, ein Altar, vor diesem ein Betpult, das mit grobem schwarzem Tuch bekleidet ist, und dieses trägt überall Blutspuren. Ein kolossales Crucifix nimmt die ganze Wand ein und breitet seine blassen Leichenarme durch die Dämmerung. An der Wand zur Seite steht ein Beichtstuhl, ihm gegenüber ist ein Lager aus Binsen bereitet, wie es sich wohl in der Zelle der Anachoreten der Thebaischen Wüsten finden mag, auf einem Steine ein Wasserkrug und trockenes Brod. Ich stand und sah mich zagend um in diesem Orte des Schreckens. Der Prinz ergriff eine der Geißeln, und indem er sie schwang, sagte er zu mir: würden Sie wohl jemals im Stande seyn, ein Geschöpf, das Sie liebten, mit diesem Werkzeug zu verwunden? — Er wollte weiter sprechen, ich rief ihm aber mit Heftigkeit zu: halten Sie ein, selbst ein Scherz der Art ist verwundend — kommen Sie, lassen Sie uns diesen unheimlichen Ort verlassen, ich sehne mich nach Sonnenglanz und dem Rauschen der Bäume draußen. Er rief mich zurück, ihm machte der Einfall, den er eben ausgesprochen, zu viel Freude, um ihn sogleich wieder aufzugeben; nach Art der minder begabten Geister, hielt er fest an dem einmal gefundenen und bemühte sich es nach seiner Weise weiter

auszuführen. Eine Geißel nach der andern mußte von der Wand herab, er prüfte ihre Schwere, die Zahl der Knoten in den hänfenen Schnüren, zuletzt mußte ihm der Pförtner, den er zu seinem Dienste bestochen hatte und der zitternd gehorchte, in Erwartung der Sacristan oder einer der Patres könne den Besuch im Heiligthum erfahren, eine schwere und wie es schien lange nicht gebrauchte Geißel von oben herabreichen. Sie bestand aus einem starken Seil, aus welchem unzählige Nadelspitzen hervorsahen. Dieses Werkzeug, das Schauder und Unwillen erregte, kam dem Prinzen am gelegensten; ohne sich umzuschauen, schwang er es unvorsichtig, und ich, der nicht weit hinter ihm stand, fühlte in dem Moment einen empfindlichen Schmerz an der Stirn; das äußerste Ende der Geißel hatte mich getroffen, und mein Taschentuch, das ich anlegte, färbten blutige Spuren. Der Prinz und der Pförtner sprangen herzu, der erstere warf sich mir entsetzt um den Hals und rief: um Gottes willen, habe ich Ihnen das Auge ausgeschlagen? Ich beruhigte ihn, und er war leicht getröstet, als er sah, daß das angerichtete Unheil nicht so bedeutend war, als er gefürchtet hatte. Trösten Sie sich, rief er mir zu, indem er mich unterm Arm faßte und sich anschickte das unheimliche Cabinet zu verlassen, wir machen den Damen weiß, daß sie mit dem Pferde gestürzt sind. Der Pförtner schloß ängstlich und vor sich hinmurmelnd die geweihte Pforte wieder zu.

Als ich auf meinem Zimmer den Spiegel zu Rathe

zog, fand ich eine tüchtige Schmarre, die vom linken Auge die Stirn herüber sich rechts an dem Schlafe verlor, die Blutspuren waren bald getilgt, doch blieben Röthe und Verletzung sichtbar. — Auf eine so seltsame Weise gezeichnet, sollte ich den Vorwitz büßen, hinter den Schleier gelauscht zu haben, der mir bis jetzt gütig ein Nachtstück verborgen hatte. Ich eilte in die frische Landschaft hinaus, um das finstere Bild zu verscheuchen, das mir geblieben war.

Halte einmal, Arthur, jene Kammer des Frühlings, von der ich dir geschrieben, und diese Folterkammer des Menschen zusammen — ist dieses nicht ein schneidender Contrast? — Dort nichts als ewig glühende Liebe — hier kalter, spitziger, ängstlicher Tod! — Freilich auch dort geht aus Vernichtung und Schmerzen das Leben hervor — doch, o wie süß schläft die Blume ein, das Haupt an die Nachbarblüthe geneigt — auch sie gibt ihr Daseyn dahin, und mit bitterm Kampfe gehen alle die glänzenden Erscheinungen unter, die wir die Erde schmücken sehen; doch wo ist da Verzerrung? Weßhalb hat sich der Mensch allein diese fürchterliche Coquetterie mit dem Tode vorbehalten? Wehe dem Elenden, der alle Gänge durchkriechen muß, die unter der Blumendecke des Frühlings durch die Asche von Jahrhunderten führen! —

Doch jetzt, da ich mit der Hand an die Stirne fahre, schaudere ich zusammen. Hat mich nicht der finstere Geist gezeichnet? angemerkt als einen, den er sich auserlesen? —

Die Gräfin St. Cyr ist Braut; — heute hat sie es mir selbst im Verlauf eines gleichgültigen Gespräches gestanden. Ihr Verlobter ist in Wien, wo er einen diplomatischen Posten nachsucht. Er ist einige Jahre älter als sie, und mit wenigen geistreichen Strichen entwarf sie mir sein Portrait. Ich fürchte, sagte sie mir eines Abends, wir werden schlecht zu einander passen, er verdient eine bessere Frau als mich — er wird seine Rechnung nicht finden, und ich werde mich betrüben, wenn er wiederum für die kleinen guten Eigenschaften, die ich etwa besitze, kein Auge zeigt. Er ist eben auch einer von denen, die sich mit uns nicht viel Mühe geben wollen, die zufrieden sind, wenn sie im Allgemeinen unserer Liebe und Achtung versichert sind und nicht fühlen wollen, daß wir Frauen, mehr oder minder, Kleinigkeitskrämerinnen sind. Zum Beispiel gab es gleich einen Krieg zwischen uns, als er einmal in mein Zimmer eingedrungen, ein geschriebenes Heft bemerkte, in das ich Tagesbemerkungen eingetragen hatte. Sie schreiben! rief er, und zwar an einem Tagebuche; als ich's bejahte, sah er mich zärtlich an und sagte: was können Sie zu schreiben haben? — Viel, sehr viel, erwiederte ich mit wichtigem Tone, um ihn zu strafen — alle meine Erfahrungen. Und was können Sie erfahren? — rief er. Das war zu viel; nun mußte er hören, daß es in der Welt noch andere und interessantere Dinge gäbe, als Friedenstractate und diplomatische Federkünste. Diese unartige Stichelei brachte ihn wieder völlig unter meine Fahne;

er schalt sich, beschwor aufrichtige Buße und bat, ihn in Gnaden anzunehmen. Ich verzieh ihm und mußte nun in der nächsten Minute auf einen ähnlichen Ausfall mich gefaßt halten.

So sprach sie eine Zeit lang fort, und meine Erwiederungen fielen ziemlich ungeschickt aus, denn ich hatte genug zu thun, ihr in das schöne, belebte Auge zu sehen; endlich ließ sie mich stehen, um ihren Platz an einem Spieltische einzunehmen. Das Schloß fängt jetzt an sich immer mehr zu füllen, man sieht von allen Seiten fremde Gesichter herbeikommen. Mich verdrießt das; ich war schon so friedlich eingewohnt, jetzt strömen die neuen geputzten Gestalten hinzu, und verderben mir alles, selbst die wunderschöne Natur umher, den stillen See, die tiefbedeckten Laubgänge, meinen Pavillon, wo ich das Erwachen des Frühlings belauschte — alles wird jetzt durchlärmt und durchrauscht, überall hört man Fächer klappern und französische Phrasen schwirren. Galathee, die Gräfin, ich werde sie dir jetzt immer so nennen, sieht mich manchesmal von der Seite an, im Vorübergehen; sie sagt nichts, allein sie versteht mich. Leicht und siegreich durchirrt sie die verwirrten Gruppen, alle suchen sie, und immer ist sie beschäftigt. Am liebsten sehe ich sie am Spieltisch gefesselt, denn dann bleiben ihre Augen frei, sie läßt sie über die Karten, die sie verachtet, herumgehen, und oft trafen sie auch mich, wenn ich ihr gegenüber meinen Platz suchte.

Der Prinz hat sein Mährchen mit dem Pferdesturz vorgebracht, und that sich auf die Art, wie er seine Erfindung ausschmückte, nicht wenig zu Gute. Man bedauerte mich, die Frauen schienen jedoch ungläubig, und die Prinzessin behauptete gerade heraus, es habe mit der Narbe eine andere Bewandtniß.

Während der gegenwärtigen Festlichkeiten und der Zubereitungen zu den noch kommenden hat der alte Fürst ein für allemal auf einige Stunden Beschlag auf meine Person gelegt. Er erzählt mir in Absätzen seine ganze Lebensgeschichte, und mir schwindelt oft über die Tollheiten, die dieser seltsame Mann ausgeübt hat, und über die er sich weiter kein Gewissen macht. Gelegentlich theile ich dir wohl manches mit. Für jetzt beschäftigen mich tausend Kleinigkeiten. Ich werde von den Frauen hie und da um Rath gefragt, es scheint, daß Camaro, seines Amtes überdrüssig, es mir gutwillig und stillschweigend abgetreten hat. Ein Theil des Gartens ist zur Darstellung eines ländlichen Ballets eingerichtet worden: man hat den Boden mit Brettern versehen, zwei chinesische Häuschen an beiden Seiten bilden die natürlichen Gränzen der Bühne. Der prachtvolle Springbrunnen mit der Gruppe des Neptuns gibt die Decoration des Hintergrundes, symmetrisch laufen die Baumgänge nach allen Seiten aus, indem sie dem Auge gefällige Prospecte geben. Am Abend wird das Schauspiel beginnen, die sinkende Sonne soll noch das Ihrige thun, in der Nacht eine glänzend

bunte Beleuchtung nach und nach sich gestalten, und mit großen Effecten endigen. Die ziemlich barocke Pantomime hat der Prinz mit dem Balletmeister ersonnen, und beide sind nicht wenig stolz auf ihre Erfindungen. Es soll das Ganze „die Liebe in China" vorstellen, und das abenteuerlichste Gemisch alberner und grotesker Masken treibt sich dabei durcheinander. Da die Prinzessin und ihre Damen seit einigen Tagen von nichts Anderm sprechen, so sind auch mir die chinesischen Ideen ganz geläufig geworden; alle meine Träume und Gedanken setzen unwillkürlich die spitzige alberne Mütze auf, ich fühle mein Haar in einem einzigen langen Schopfe auf dem Scheitel zusammenwachsen, und während ein dünner bis an den Gürtel herabschießender Bart meine Lippe schmückt, bäumen sich unten die Spitzen meiner Schuhe in unförmigen Schnäbeln empor. Dann muß ich zu den Anordnungen meinen Rath geben und meine Phantasie zermartern, um tolle Sprünge und Figuren zu ersinnen.

Während ich mit den jungen Damen mich herumstritt, winkte mich die Markgräfin bei Seite und ging mit mir den Baumgang hinauf. Nach einigen gleichgültigen Worten sagte sie: welchen Eindruck hat auf Sie die Pönitenz-Clause gemacht? Ich erschrack, wie du dir denken kannst, wollte mich stellen, als wüßte ich nicht, wovon die Rede sey, doch die klaren Augen der geistreichen Frau ruhten mit durch-

dringendem Ernſte auf mir. Ich weiß alles, ſagte ſie, antworten Sie auf meine Frage. Während wir nun den Gang auf und ab ſchritten, brachte ich Einiges vor, ich weiß es ſelbſt nicht mehr im Zuſammenhange, genug, es war zum Beſten der Reflexion, des kalten Urtheils und zum Nachtheil der Schwärmerei geſagt. Sie hörte mich ruhig an und ſprach dann ernſt und lange. Von allen ihren Worten habe ich nur behalten, daß ſie ſich mühte zu beweiſen, daß wenn der Körper unſrer Seele Genüſſe verſchaffe, er ihr auch Nachdenken und heilſame Schmerzen zuführen könne. Als ſie das Geſpräch endigte, legte ſie mir mit bedeutendem Tone ans Herz, daß mir ein Vertrauen zu Theil geworden, mit dem ſie nicht freigebig zu ſeyn pflege. Ich dankte ihr und erklärte, daß ich ihre Herablaſſung und Güte anzuerkennen wiſſe. Sie fragte mich jetzt über einige meiner frühern Schickſale, und ich fand, daß ſie von Vielem ſchon unterrichtet war, daß ſie hier und da mit ſcharfem Auge richtig und klar geſehen; deſto ſchmerzlicher fühlte ich in manchen Gegenſtänden, die ſie mir vorführte, ihre vorſätzliche Verblendung. Zuletzt legte ſie die Hand mit dem Fächer auf meine Schulter und ſah mich eine lange Zeit an, ohne etwas zu ſagen. In dem Moment zeigte ſich am Ende des Baumganges der Beichtvater; ſie trat zurück und jenem einige Schritte entgegen. Ich entfernte mich, und als ich weit genug war und umſchaute, ſah ich die hohe Frau noch da ſtehen und eifrig mit ihrem Be-

gleiter ſprechen; es war mir, als zeigte ſie eben nach mir hin.

Sollteſt du glauben, Arthur, daß die Poſſe: „die Liebe in China,“ mich zu einem ziemlich ernſthaften Geſpräche mit Galatheen und der Prinzeſſin über Liebe gebracht hat. Ich muß dir nun ſchon kurz den Inhalt der Poſſe erzählen.

Pantalon iſt dießmal ein Chineſe von altem Schrot und Korn, er glaubt feſt an das, woran ſeine Väter geglaubt haben, und läßt ſich von dem kein Jota rauben. Das himmliſche Reich hat an ihm einen orthodoxen Bürger, und der treffliche Alte würde ſich eher den Untergang der Erde nahe denken, als daß er an die Möglichkeit einer Zeit glaubte, wo es in China keine Häuſerchen von lackirter Pappe mehr gibt, wo keine Glockenſpiele und Drachen exiſtiren, eine Zeit, wo in China der Kaiſer ſich nicht mehr den Herrn der Erde dünkt, und wo es keine Baſtonnaden mehr gibt. Er kleidet ſich auch noch ſtreng nach dem Muſter, wie ſich ſeine Väter vor tauſend Jahren kleideten; die ſpitzige Mütze ſitzt genau ſo auf dem kahlen Scheitel, wie ſie bei jenen ſaß; die Drachen auf dem Staatskleide haben um keines Haares Breite kürzere Schwänze, und er trinkt gerade die Anzahl Taſſen Thee, die nach urkundlichen genauen Nachrichten vor tauſend Jahren zurück die ſehr ehrwürdigen Väter Tſchi-Tſchu-Tſchi zu ſich zu nehmen

pflegten. Zum Unglück hat dieser Altgläubige an Colombinen eine äußerst leichtfertige Tochter. Sie ist niedlich, ein entzückend süßes chinesisches Püppchen. Kein Mädchen im himmlischen Reich trägt so glatt wie sie das blauschwarze glänzende Haar hinaufgekämmt, keine Schöne in ganz Peking und Nanking zusammengenommen, hat so schmachtend gezogene Augen, aber keiner schlägt auch ein so verrätherisches Herz im Busen. Sie brütet über wahnsinnige Neuerungen, sie will nichts Geringeres als „die freie Liebe" in China einführen. Sie plaudert so niedlich über die Rechte des Herzens, über Freiheit und Gleichheit, sie schwärmt mit so süßer Stimme in ganz neuen Weisen, und lehnt sich endlich entschlossen gegen alle Bambus-Bastonnaden auf, so daß die weisen Mütter und Basen des Harems entsetzt die rechtgläubig ergrauten Häupter schütteln und einmal über das andere die Theetassen von den schon gespitzten Lippen setzen. Hat man wohl jemals dergleichen gehört? — Wann wurden diese Behauptungen jemals ausgesprochen im himmlischen Reiche? So rufen sie sich einander zu, und ihr welker Busen erfaßt ein Grauen, und ihre Gesichtsfarbe wird noch um Vieles ähnlicher einer reifen Orange. Die alten Priesterinnen des Bambus wissen sich nicht zu rathen, immer toller schwärmt das Köpfchen der kleinen Kio, immer dichter sprudeln gefährliche Ketzereien über ihre Korallenlippen; endlich entschließen sich die Alten, dem edlen Pantalon alles zu entdecken. Den wür-

digen Enkel Tschi-Tschu-Tschi's erfüllt diese Novelle mit Zorn und Schmerz; aber wie wird ihm, als mit der Zeit sich kund gibt, daß jene verbrecherischen Ideen im Köpfchen der schönen Kio keineswegs ihr Eigenthum sind, daß ein leichtfertiger hübscher Fremdling Gelegenheit gefunden hat, durch eine übel verwahrte Lücke der chinesischen Mauer einzudringen und Kio's Herz zu erobern, es mit ketzerischem Gräuel zu füllen. Jetzt gehen die Verfolgungen an; eine ganze Armee mit Bambusstöcken setzt sich in Bewegung, Mädchen und Frauen schließen sich an, Kinder taumeln voran — der Staat ist in Gefahr, und von tausend lackirten Thürmchen herab wird geklingelt. Aber trotz dieser drohenden Armee weiß sich Arlechino mit einem paar gewandten Sprüngen immer wieder zu retten. Seine Liebschaft in China ist eine seiner unbequemsten, aber er weiß auch hier zu siegen; freilich wird es ihm schwer gemacht; der alte Pantalon bietet alles auf, die orthodoxen spitzigen Hüte in Aufruhr zu bringen, und da das nicht schnell genug gehen will, entschließt sich der alte Narr, die Tochter nur recht eilig zu verheirathen. Und wer sollte hier wohl der Würdigste seyn? wer anders als der edle Doctor Gratiano, der Stolz der chinesischen Gelehrten, ein Mann, der die Genealogie des Regentenstammes vom Kaiser Hung-Kian-li, der bekanntlich schon tausend Jahre vor Adam Beherrscher der ganzen Erde war, bis auf den gegenwärtigen Scepterträger am Schnürchen herzäh-

len kann, ein Mann, der alles weiß, deſſen große Papagaiennaſe überall hingeſpürt, deſſen gläſerne Augen alles betrachtet haben, ein Mann, der einen ſchwarzen Bart hat, ſo glatt und jedes Härchen geordnet, als wenn es mit chineſiſcher Tuſche auf die gelbe Pergamentwange gemalt wäre, endlich ein Mann, der zu allem tauglich iſt, nur nicht zum Gemahl der kleinen Kio. Sie verſteht es, ihn auch bald wieder los zu werden, um mit ihrem geliebten Arlechino zu entfliehen. Gratiano, der die Sterne beobachtet auf dem höchſten Glockenthurm von Nanking, weiß von der Flucht des Pärchens natürlich nichts, aufmerkſamer ſind Tſchi-Tſchu-Tſchi und die alten Prieſterinnen des Bambus, ſie ſetzen den Flüchtlingen alsbald nach, und da es unterdeſſen Nacht geworden, ſieht man von allen Seiten, von oben aus dem Gebirge, von unten aus den Thälern ganze Schaaren mit bunten Laternen herbeikommen; die Bühne iſt nach Verlauf weniger Minuten ein flimmernder beweglicher Teppich, der durch die veränderten Gruppen der Suchenden immer neue Figuren annimmt, bald einen Stern, bald eine flammende Roſe bildet, jetzt flattern die Lichter in ſchneller Flucht wie Schmetterlinge über ein Blumenbeet dahin, man erblickt ſie hoch in den Bäumen, nun wieder leuchten ſie in das Becken des Springbrunnens hinab — nirgends iſt das flüchtige Paar zu entdecken. Da kichert ein leiſes Stimmchen; unter einem großen Pilze ſitzt geduckt Kio mit ihrem Geliebten; ſie weiß ſich

nicht zu laſſen vor Muthwillen und Schadenfreude, daß keiner der langweiligen Spitzhüte ſie zu finden verſteht. Allein die Gefahr wächſ't, und es ſähe am Ende doch mißlich mit den Verliebten aus, wenn nicht plötzlich Arlechino's zurückgebliebene Gefährten ihm zu Hülfe kämen. Es entwickelt ſich ein hitziges Gefecht, die Chineſen werden beſiegt, und auf einem Triumphſeſſel, dem die bunten Lampen der Ueberwundenen zum beweglichen Schmucke dienen, laſſen ſich Kio und ihr Geliebter ſiegreich über die Bühne tragen. Ein buntes phantaſtiſches Ballet beſchließt das Ganze.

Dieſes iſt die Compoſition, über die der Prinz als Erfinder ſich tauſend Schmeicheleien ſagen läßt. Er wohnt gewiſſenhaft den Uebungen der Tänzer bei, ordnet an, verändert und fordert alle Welt auf, an den Zubereitungen Theil zu nehmen. Sein Adjutant und immerwährender Begleiter hat, um ſich gefällig zu bezeigen, die ſeltſamſten chineſiſchen Namen zuſammengetragen. Eines Nachmittags fand ich die Geſellſchaft um einen mit Abbildungen und Büchern bedeckten Tiſch verſammelt; der Prinz rief mir ſchon aus der Ferne lebhaft entgegen und forderte mich auf, an dem Geſpräche ſo wie an den Debatten Theil zu nehmen; als ich mich eben mit Mühe frei gemacht hatte, ſah ich aus der Seitenthür Galatheen eintreten; ihr folgte die Putzmacherin, die zwei neue Maskenanzüge brachte. Der Prinz bemerkte kaum die letztern, als er die Damen zwingen

wollte sie anzulegen; — es entstand Streit, Galathee erklärte sich, von einem Winke der alten Oberhofmeisterin unterstützt, auf das bestimmteste gegen diesen Scherz, die Prinzessin zeigte Lust darauf einzugehn; mittlerweile, als man noch hin und her sprach, hatte sich eine junge Dame entfernt, und erschien nun plötzlich im chinesischen Costume zum Erstaunen und zur Ueberraschung Aller. Es ist eine junge, hübsche, lebhafte Frau, die erst vor Kurzem dem Begleiter des Prinzen, der um viele Jahre älter ist als sie, vermählt worden ist. Mit Muthwillen in den dunkeln Augen, spottete sie der finstern Seitenblicke der Oberhofmeisterin; es war ihr völlig genügend, daß sie in ihrer wunderlichen Tracht den Männern gefiel, und unter diesen dem Prinzen besonders, der sie mit Enthusiasmus und unter Beifallsklatschen zum Spiegel führte. Ein paar junge Herren mußten nun sogleich auch in die bunten Kleider fahren, und als der Prinz eine Anzahl Puppen beisammen hatte, ruhte er nicht eher, als bis man auch für ihn einen drachenbemalten Talar herbeibrachte. Jetzt zog der Schwarm mit Lärm und Gelächter im Saale herum, blieb vor jedem Spiegel stehen, versuchte in possenhaften und pathetischen Stellungen einer den andern zu übertreffen, und dabei klingelte Jeder mit seinem spitzigen Glockenthürmchen. Camaro, der mit der Oberhofmeisterin, Galatheen und mir am Tisch geblieben war, sagte: Wie hat man doch schon über die Chinesen gespottet, und wie sehr thut man diesem

Volke Unrecht, wenn man es geradehin, wie es so oft geschieht, für eine Masse dumpfer Sklaven und eingebildeter Egoisten erklärt. Es ist das gewöhnliche Loos derjenigen Menschen, die sich zurückziehen, in der Einsamkeit leben, sich von den herrschenden Gewohnheiten und Ansichten ihrer Zeit absondern, von der Menge als thörichte Sonderlinge verspottet zu werden; hier sehen wir nun ein ganzes Volk diesem einseitigen Urtheil unterliegen. Es existirt Jahrtausende hindurch auf seine Weise, in stolzer Selbstgenügsamkeit schließt es die Thore seiner Städte jedem Fremdlinge und zieht um sein Land eine hohe Mauer, um recht deutlich zu zeigen, wie wenig ihm am Verkehr mit seinen Nachbarn gelegen ist. Muß man nicht ein reges Interesse für die Seltsamen fassen? ist es nicht, als wäre die ganze Nation ein Volk Philosophen, die die Welt und Menschen genugsam kennen, um zu wissen, wie wenig man sich von ihrem Umgange versprechen dürfe? Ich muß gestehen, alles was seit früher Jugend von diesem sonderbaren Lande mir erzählt worden, hat meine Phantasie aufs lebhafteste angesprochen. Welch ein lächerlicher Dünkel von uns, daß wir auf dieses Volk gleichwie auf Unmündige niedersehen; gewiß, es modern in ihren Archiven, die seit Tausenden von Jahren angehäuft worden, die köstlichsten Erfindungen, mit denen wir als unser Eigenthum prahlen, und die sie längst als unzulänglich wieder vergessen haben.

Sie haben völlig Recht, nahm die Oberhofmeisterin das Wort, es modern bei ihnen alle Dinge. Was hilft ihnen bei ihrer egoistischen Beschränktheit die Masse von Erfindungen, aus denen sie weder für die Wissenschaft noch für das öffentliche Leben Nutzen zu ziehen wissen.

Wir dürfen dieses nicht so geradezu behaupten, entgegnete Camaro; kennen wir sie denn schon hinlänglich? Erst in neuerer Zeit ist es unsern wiederholten Bestrebungen gelungen, den Starrsinn dieser Sonderlinge zu bezwingen, wir haben uns bei der Gelegenheit den erniedrigendsten Beschimpfungen aussetzen müssen, die ihr Stolz uns auferlegte, und dennoch haben sie uns nur die äußere Schale ihres Staats- und bürgerlichen Lebens sehen lassen.

Und diese ist völlig genügend, bemerkte Galathee, um jene Selbstlinge von Herzen zu verachten. Ich habe irgendwo einmal einen Codex ihrer Strafen durchblättert und mit Schrecken bemerkt, daß vom niedrigen Karrenschieber bis zum ersten Minister alle mit dem Stocke bestraft werden können. Ist auch nur diese einzige Anschuldigung gegründet, so erscheinen diese Elenden wahrhaft verabscheuungswürdig. Wie ganz anders zeigt sich ein Volk, das ebenfalls ein hohes Alterthum aufzuweisen hat, die Araber! Diesen kühnen und edlen Naturen darf sich die Seele in Begeisterung hingeben, ihre Geschichte ist eine schimmernde Folge von Heldenthaten und feurigen Prophetengesängen, sie sind sinnlich gesund und zugleich

gleich tiefſinnig gelehrt, und ihre Poeſie! — Nun, im himmliſchen Reich iſt wohl zum Glück niemand auf den Gedanken verfallen, Poet ſeyn zu wollen.

Was wir von chineſiſcher Poeſie wiſſen, rief Camaro, iſt leider wenig, aber dieſes Wenige liefert Proben ſeltener Zartheit und Schärfe des Auffaſſungsvermögens. Ein Volk, das ſich zur Zeit der blühenden Bäume zu Schaaren in einem Garten verſammelt, wie zu einem Feſte, wo einzelne Gruppen ſich dann um einen Baum herum niederlaſſen, und jeder im Anſchauen der herrlichen Blüthe verſinkt, endlich den Pinſel ergreift und auf einem zierlichen Blättchen Seidenpapier die tiefſinnigſten und zarteſten Bilder und Gedanken über die Pfirſichblüthe hinſchreibt — ein ſolches Volk hat gewiß auch Auge und Sinn für Malerei der Leidenſchaften und Schilderung der eigenthümlichſten Gefühle des Herzens. Wendet ein chineſiſcher Liebhaber ſchon einen ſo großen Aufwand von poetiſcher Anſchauung auf eine Pfirſichblüthe, wie viel mehr noch wird er aus den Augen ſeiner Geliebten zu entziffern wiſſen, und gewiß findet er da die artigſten Vergleiche, die unſerm abendländiſchen Witze, unſerer durch ſo viele fremde Einmiſchungen charakterlos gewordenen Poeſie nicht mehr in den Sinn kommen.

Was kann er ſagen? rief Galathee lebhaft; höchſtens vergleicht er die ſchiefen Augen ſeiner Schönen an Schwärze mit ſeiner ſchwarzen Tuſche, die

abgeschmackt verkrüppelten Füßchen mit Rehhufen, dann ist er aber auch gewiß am Ende. — Nein, lieber will ich mich den rohesten Stämmen Mexico's anschließen, als diesen altklugen übelgebildeten Despoten.

Sie wollte noch Einiges hinzufügen, als sich ein ungewöhnlich lautes Lachen im Saale erhob; alle Blicke sahen hin, es zeigte sich auf dem Sopha eine unförmliche Gestalt thronend und mit dem dicken Kopfe wackelnd. Es war der Adjutant, der zur Pagode umgeschaffen worden war; seine lebhafte Frau kreis'te um ihn herum, und wußte immer einen neuen seltsamen Schnörkel am Putze zuzufügen, die andern lachten und klatschten Beifall.

O Arthur, welch ein himmlischer Abend ist mir zu Theil geworden! — der Mond goß sein Licht auf den Springbrunnen, er plätscherte durch die Stille, die üppigen Pflanzen hauchten balsamische Düfte, und angelehnt am Marmor der Einfassung stand ich gelehnt mit Galatheen, und ein inniges bedeutsames Gespräch verknüpfte wunderbar unsere Seelen. Noch weiß ich nicht, wie sich alles so getroffen und geordnet hatte, vielleicht trug die Verwirrung der durcheinander fluthenden Gesellschaft dazu bei, so wie der Lärm, den die Komödie zurückgelassen. denn durch den ganzen Park flogen aufgelös'te Gruppen. Aus allen diesen mußten wir beide gerade uns zusammen-

finden. Ich sehe sie noch vor mir: ein weißer Atlas floß in schweren Falten um ihren stolzen Wuchs, eine schwarze Spitzeneinfassung wölbte sich um die blühenden Formen des schönsten Halses und Busens. Die weiche Luft, gekühlt durch den Kuß der spielenden Wasser, wehte um ihre Wangen und wiegte die glänzend weißen Federn auf ihrem Haupte. Sie stand mir ruhig und in ihrer sichern Anmuth lächelnd gegenüber, indeß ich ihr von meinen Reisen, von meiner Unzufriedenheit, meinen Grillen, meinen tausend Wünschen und Hoffnungen ein buntes zerrissenes Gemische vorsprach. Ich Thor, da hab' ich sie wohl nicht einmal zu Worte kommen lassen, denn wäre das geschehen, mit wenig Mühe hätte sie mich getröstet oder zurecht gewiesen — so aber mochte sie sich heimlich über mich als über einen Unklaren, Verwirrten beschweren. — Welch ein peinliches Gefühl ist diese Ueberlegenheit eines schönen edlen Weibes, wie fühlen wir bei jedem Blicke, daß unser Selbst gegen die klare Ruhe das innige tiefe Genügen einer solchen Seele nicht bestehen kann. Ich suchte nach Worten, nach Gemälden, die sie zu bewegen im Stande wären, allein je eifriger ich strebte, desto weniger genügte ich mir selbst, desto seltsamer, unklarer muß ich ihr erschienen seyn. Nenne sie darum nicht kalt; Galathee empfindet, doch ihre Empfindung ist nicht die Sklavin des Moments — nur wirklich Großes vermag sie hinzureißen, gewohnte Motive der Eitelkeit durch-

schaut sie. Oft brenne ich vor Verlangen, ihrer ruhigen Sicherheit eine ganze empörte Welt entgegenzuschleudern — aber würde sie dann nicht des Schwärmers lächeln und sich verachtend von ihm wenden? — Wer es nur verstände in diese Seele zu dringen, — ich verstehe es nicht; dieses ist mir an jenem Abende zum klaren Bewußtseyn geworden.

Als sie sich entfernt hatte, und ich einsam zurückgeblieben war, bemerkte ich auf einer Bank ein Papier schimmern, es entfaltend zeigte sich mir ein seltsames Geheimniß. Es enthielt eine Einladung zu einer vertrauten Unterredung; der Ort war nicht genannt, statt dessen ziemlich ungeschickt eines der chinesischen Häuschen hingezeichnet; eben so spreizte sich unten, wo der Name stehen sollte, ein langbeiniger Chinese. Also der beliebte Spaß. An der Handschrift, so sehr ich mir Mühe gab, ließ sich der Schreiber nicht erkennen; ein flüchtiger Gedanke fuhr mir durch den Kopf, als könne Galathee das Papier verloren haben. Gleich darauf lächelte ich über diese Einbildungen. Hatten nicht eine Menge Personen den Park, und gerade die Stelle, wo wir standen, an diesem Abende durchschwärmt, wie manche leichtfertige Schauspielerin oder Tänzerin war hier vorübergeschlüpft; selbst Galathee war in Gesellschaft mehrerer Freundinnen gekommen. Gewiß, im ganzen Bezirk des Schlosses und Gartens waren alle andern Anwesenden eher geeignet, ein

Briefchen der Art zu verlieren, als gerade ſie. Ich ſteckte es zu mir und kehrte ins Schloß zurück.

Mitten unter den bunten lärmenden Späßen, die der Prinz und die Seinigen aufbringen, entſchloſſen ſich die Beſſergeſinnten, zu denen ich mich auch zähle, eine Ausflucht in das reizende Murgthal zu unternehmen. Leider zogen wir in dieſe ſchönen Thäler mit dem ganzen Gepränge des Hofes; ein Nachbarfürſt war der Markgräfin entgegengekommen, und dieſe ließ ſich's nicht nehmen, in ihrem Lande die gaſtfreundſchaftlichen Ehren zu erweiſen, und ſo tönte wieder das Geklapper der Degen und Fächer; dagegen rauſchte oft ſo mächtig das tiefe gewaltige Naturleben daher, daß in dieſem Contraſte wieder ein eigener Genuß lag. Im Kloſter Lichtenthal erwartete uns ein glänzend angeordnetes Nachtmahl. Dieſes Kloſter, das reichbegabteſte in der Gegend, ſowohl durch Spenden der Menſchen als der Natur, iſt eine anſehnliche Stiftung der Fürſten dieſes Landes. Mehrere Prinzeſſinnen nahmen hier den Schleier, andere ließen ſich die Aebtinnenwürde ertheilen und führten hier den Krummſtab über ein ſchönes Plätzchen Erde. Die kleine, aber reich verzierte Capelle birgt in ihrer düſtern farbendämmernden Nacht viele Fürſtenherzen dieſes Landes; die Markgräfin hat ſich auch ihren Platz ausgeſucht, und während wir andere luſtwandelten und ſcherzten, lag ſie im Gebet an ihrem künftigen Grabe. Ihre Stimmung, als ſie wieder erſchien, war mild und

feierlich; ich hörte sie mit dem Fürsten über das Schicksal ihrer Kinder sprechen; fast vertraulich tauschten diese beiden Mitgebornen ihre Empfindungen über ihre Jugendzeit aus; beide der Stätte ihres Grabes nahe, sahen sie auf die schöne Gegend zurück, auf der ein warmer weicher Sonnenglanz lag. Galathee hatte eine Verwandte, mit der sie sich angelegentlich durch das Sprachgitter unterhielt; die blühende Weltdame mit der strengen einsamen Braut des Himmels! — als ich näher hinhorchte, hörte ich beide zu meiner Verwunderung über ein Trauerspiel des Corneille sprechen. Die Nonne recitirte durchs Gitter einige erhaben schöne Verse, Galathee gab ihr andere dagegen, die freilich weit eleganter und blühender erklangen, darüber fiel der Rosenkranz der Nonne zu Boden, und sie bückte sich mit einem verlegenen Lächeln darnach. Für einen Theil des Gefolges war eine Tafel unter den prachtvollen Linden des Klosterhofes gedeckt; von der dunkeln Felsenwand abspringend, nahmen sich die Farben des geschmückten Tisches, die hellen Silbergefäße und die geordneten Speisen zauberhaft aus; man hätte meinen können, es hielten unter den überschattenden, unter hell angewehten Zweigen die Berggeister ein Festmahl. Das sogenannte Herrenhaus, ein früheres Jagdschloß, ganz in der Nähe des Klosters, war uns zur Nachtherberge angewiesen.

Wirst du es mir glauben, daß ich mich einsam in der Dämmerung aus dem Hause fortstahl, um

mich den Gedanken hinzugeben, die mein Inneres beherrschten. — Ob sie, die der Gegenstand dieser Träume war, sich in diesen Augenblicken wohl gleichen Gefühlen hingab? — Wie gerne sprach ich mir selbst die Gewißheit zu. Ich suchte den einsamen Steg, der am Ufer des Waldstromes sich hinzog; die erleuchteten Fenster der Klostergemächer, die der Markgräfin angewiesen worden, spiegelten sich in den schwarzen Gewässern. Die Sehnsucht arbeitete an meinem Herzen — es rauschte in den Gipfeln der Fichten gleich Stimmen längst verklungener Zeiten, wunderbare Träume glitten über die dunkle Felswand. Ich sah im Geiste heilige Pilgerinnen den Steg hinab zum Kloster schreiten, es waren ruhebedürftige Herzen, und die Bitte um Frieden lag auf den bleichen müden Gesichtern, ihnen entgegen schwebten fromme Klosterfrauen, die reine Lilie in den Händen. Unter den wechselnden Gestalten sah ich Galatheens Bild — ich hing mit verzehrendem Feuer an ihren Zügen, ich war glücklich, sie frei von den beengenden Mauern zu wissen — um sie mein nennen zu können! — Ich gestand es mir, daß ich sie liebe. Arthur, ich liebe Galatheen! —

Als ich heimkehrte, fand ich Camaro träumend am offenen Fenster; er mischte Flötentöne in das Walten der Sommernacht. Nicht lange, so klangen anfangs leise, dann lauter Harfentöne vom Kloster herüber. Die Mitternacht lag auf beiden Gebäuden, die einzelnen Lichter waren erloschen, nur die süßesten Gei-

sterstimmen tauschten sich gegen einander aus. In diesem Zauberklange lag so viel Erschütterndes, daß mein Inneres erschüttert ward, Thränen in mein Auge traten. Wer war die unbekannte Harfenstimme? — War es die Sprache eines jener weltgeschiedenen Herzen hinter der Klostermauer? Die Harfenklänge wurden immer leiser, je lauter und sehnsüchtiger die Töne der Flöte hinüberriefen; zuletzt verklangen beide, und nur noch das ferne Rauschen des Waldstromes tönte durch die tiefe Einsamkeit und Ruhe.

Ach, wer spricht sie aus die Gefühle der Sehnsucht? —

Auf der Heimreise brachte mich der Zufall mit dem Beichtvater der Fürstin zusammen. Ich habe diesem Mann Unrecht gethan. Er spricht begeistert für seine Sache, — aber wer thäte dieses nicht, dem es Ernst ist? Sein finsteres System der Büßung, wofür er bekannt ist, konnte ich nur aus einzelnen flüchtigen Aeußerungen erlauschen. Er ist im Innern immer abgeschlossen und einsam; ich ahne die Gewalt, die er über eine Seele ausüben muß, welche er ganz erfaßt und hält. Seine eigne Geschichte ist reich an Wundern; der heilige Ignatius ist ihm erschienen, und diese Epoche seiner Jugend fällt in die Zeit, wo die wildesten Dogmen des mystischen Fanatismus die reine Lehre Loyola's verfinsterten. Doch jetzt, da er gekühlt ist und das gährende Getränk nicht mehr an die Lippe bringt, zeigt er sich beson-

nen und zurückhaltend; daß aber dennoch die dünne geschlossene Lippe Flammen birgt, lernt man, wenn das Gespräch zufällig an Gegenstände streift, die für ihn hohe Geltung haben. Das blasse Antlitz und die erloschenen glanzlosen Augen färben und beleben sich plötzlich oft nach einem willenlos hingeworfenen Worte, das aber gerade in seine Seele auf eine zündbare Stelle fiel. Als wir durch die üppigen Saatfelder und blühenden Gefilde dahinfuhren, ein frischer belebender Athem unsere Wangen kühlte, rief ich: O Gott, warum ist Ihr herbes Wort nicht im Einklange mit dieser süßen lachenden, im Genusse sich wiegenden Welt? — Es ist im Einklang, entgegnete er ernst, denn diese Saat reift der Sichel entgegen.

Hier hast du nun die Geschichte des alten Fürsten, brauche sie wie du willst, zu fürchten gibt es nichts, denn die damalige diplomatische Welt schlummert zum größern Theile längst im Grabe. Ich habe die härtesten Stellen weggelassen; vielleicht that ich Unrecht, denn jeder Charakter muß, um verstanden zu werden, vollständig im Bilde gegeben werden, und da darf man nicht viel fragen, ob dieser oder jener Zug hingehöre. Doch ist was ich dir gebe, jedenfalls genügend für die erste bezeichnende Anschauung. Ich nenne ihn einen blasé, weil die deutsche Sprache kein Wort hat, das so mancherlei Zustände

geistiger oder körperlicher Zerrüttung in sich faßt; der deutsche Hypochonder und der englische Spleen sind weit verschieden; immerdar behält ein blasé Eleganz und Leichtigkeit genug, um über sich selbst zu spotten, und zwingt uns ein Lächeln ab, mitten in dem unsere Seele zurückschaudert vor so viel innerer Verwüstung.

Bekenntnisse eines blasé.

Als der jüngste Sohn unseres Hauses, nicht in Hoffnung einst zu regieren, hat man mich mit großer Nachlässigkeit erzogen. Abwechselnd machten sich einige Personen über mich her und moralisirten auf mir herum; sie übten sich gleichsam an mir ihre verschiedenen Systeme ein, wie der Handwerker schlechte Stoffe verbraucht, um die Tüchtigkeit seiner Werkzeuge zu prüfen, die Gelenke seiner Hände warm zu erhalten — dann zogen sie weiter ihres Weges, und ich blieb wieder einige Zeit für mich ohne Erziehung, bis ein Neuer angezogen kam, dem ich denn anheimfiel. Ein Theil der Dienerschaft unseres Hauses schmeichelte mir, ein anderer schalt mich und suchte mich höhern Ortes herabzusetzen, zum Glücke geschah beides ohne sonderlichen Erfolg.

Mein vierzehntes Jahr hatte ich erreicht, als die Prinzessin A—, bekannt unter dem Namen „der starken Frau," mich an ihren Hof nahm. Von dieser Dame, die mir nie sehr liebenswürdig

erſchienen iſt, erzählte man ſich, daß ſie als Kraftproben einen Thaler krumm gebogen, ja ſogar einen Stuhl mit einer darauf ſitzenden ziemlich beleibten Hofdame aufgehoben habe. Da aber die Stärke des Weibes in ſeiner Schwäche beſteht, ſo fand die gute Prinzeſſin unter den Männern wohl viele kalte Bewunderer, doch keinen heißen Verehrer. Selbſt die Politik hatte den Gürtel dieſer Pallas nicht ſprengen können. Es ging die Geſchichte herum, daß ſie früher, als ihr Herz noch wie der Thaler biegſam geweſen, eine ſtandesmäßige amour gehabt, daß ſie jedoch, zeitig hinter die verbotenen Schliche ihres Geliebten gekommen, dieſen, wie die Heldin der Nibelungen den ihrigen, an die Wand gepreßt habe. Dieſer ſo weggedrückte Liebhaber war denn der letzte geblieben, wie er der erſte geweſen war, und die Prinzeſſin ſpielte nachher ruhig mariage am grünen Tiſch. Unter ihrem Hofgeſinde hielt ſie auch die ſtrengſte conduite, und ich, der ich gehofft hatte, eine muntere große und geſchmückte Welt kennen zu lernen, war faſt enger eingeſperrt als im väterlichen Hauſe. Ich erhielt als beſondere Gunſt der Prinzeſſin einen Platz unter ihren Kammerpagen, und ihre wohlthätige Abſicht ging dahin, mich durch Demuth und ſtrenge Pflichten zu meinem künftigen Wirken aufzuerziehen. Ich ließ es gut ſeyn — es machte damals nichts auf mich beſondern Eindruck, ich fühlte von Zeit zu Zeit eine äußerſt peinigende Langeweile — eine

Krankheit, an der ich später viel zu leiden hatte, und der zufolge ich manchen thörichten Streich, manche unverzeihliche Albernheit beging.

Die Erziehungsmethode der Prinzessin brachte es mit sich, daß sie mit mir eben so streng als mit ihren andern Pagen verfuhr, obgleich mein Rang weit über den der gewöhnlichen Edelleute stand. Außer einem „hör er 'mal! — hol' er das!" — kam für mich wenig mehr über ihre Lippen. Eines Abends stand ich wie immer hinter ihrem Stuhle und langweilte mich zu Tode, während sie mariage spielte. In meiner unseligen Stimmung, nicht wissend, was ich auf der weiten Gotteswelt beginnen sollte, richtete ich die Blicke in stumpfer Gleichgültigkeit auf ein in Form eines Andreaskreuzes ausgeschnittenes Pflästerchen auf dem linken Busen der Prinzessin. Ich mochte eine Weile so gestanden und den Bewegungen des sonderbaren schwarzen Dinges zugesehen haben, starr in mich versenkt, an nichts denkend, als plötzlich eine Stille am Spieltische mich aufmerksam machte. Mit Schrecken sah ich die Prinzessin sich langsam umwenden, und eine eben geschnupfte Prise an der Nase rief sie: „He, wohin schaut er? ich glaube er unterstieht sich und schaut auf unsern Busen?" — So wie diese schrecklichen Worte ertönten, stand ich wieder starr und steif in der mir zukommenden Stellung, eine heftige Röthe deckte mein Antlitz, und ich schlug die Augen nieder. Die Prinzessin spielte weiter, und der ganze Jammer der

Langeweile fiel sogleich wieder auf mich, und nicht lange, so starrte ich wieder in tiefem Brüten versunken auf das Andreaskreuz — da plötzlich hatte ich einen Backenschlag, der so heftig war, daß ich taumelte; die Prinzessin hatte ihn mir mit großer Geschicklichkeit und Schnelligkeit gegeben. „Geh er!" rief sie jetzt, „ich will sein unverschämtes Gesicht nicht mehr sehen, will es ihm aber schon gedenken." Ich ging oder vielmehr ich taumelte in völliger Bewußtlosigkeit von dannen.

Dieser Vorfall änderte manches in der Laune der Prinzessin gegen mich, es schien, daß sie jetzt gütiger gegen mich war. Mich kümmerte es wenig, auch dachte ich nicht eine Minute darüber nach, welches wohl der Grund dieser Veränderung seyn könne. Ich sorgte nicht, und man trug auch für mich keine Sorge. Bücher und Studien waren mir nie nahe gekommen, der Pagenpräceptor, der meinen Cameraden regelmäßige Lectionen in Sprachen und Wissenschaften ertheilte, ließ sich von mir durch eine geringe Summe bestechen, daß er mir nie ein Buch in die Nähe brachte. Nur dem Dienstgebot leistete ich Folge, die Stunden des Tages wie der Nacht, die mir übrig blieben, brachte ich entweder auf meinem Sopha oder Bette zu; hier und da machte ich mir das Geschäft, meinem Papagai sämmtliche Namen der Genealogie meines Hauses einzuprägen, so daß dieser Vogel endlich ein höchst standesmäßiges gelehrtes Gedächtniß zeigte.

Mein Zuſtand war elend, ich litt an drückender Langenweile, die durch nichts zu bannen war. Ich fühlte einen Trieb, gewiſſe Reize in mein Leben zu legen, allein ich wußte nicht, wo dieſe hernehmen. Alles, was ich die Menſchen um mich her treiben ſah, ſchien mir ſo elend und abgeſchmackt, daß ich beſchloß, eher an meiner Langenweile zu vergehn, als nur eine Stunde jenen Thorheiten nachzuſtreben. So kam ich bald aufs Aeußerſte und ſchaffte mir durch eine ſchändliche Tollheit Luft. In der Bildergalerie des Schloſſes befand ſich ein Gemälde, das mit den lebhafteſten Farben und Effecten den Brand eines mächtigen Kriegsſchiffes vorſtellte. Ich ſtand öfters davor und bewunderte mit meinem ſtumpfen Faſſungsvermögen den erhabenen Gegenſtand und die treffliche Behandlung; ich wünſchte nichts ſo ſehr, als einen ähnlichen Anblick einmal zu erleben; allein hierzu war wenig Hoffnung vorhanden; wir wohnten auf dem flachen Lande, wo ſollte da ein Schiff herkommen, und fände ſich auch ein ſolches, wer hätte wohl mir zu Liebe es in Brand geſteckt? — Trotz dieſer Gründe, die ich mir vorhielt, ließ die Sehnſucht nach jenem Anblicke nicht ab mich zu peinigen; zuletzt beſtand ich darauf, komme es wie es wolle, mir ihn zu verſchaffen; ich mußte ein brennendes Schiff ſehen, oder wenigſtens einen Gegenſtand, der dieſem nahe kam. Ich ſuchte in meinem Zimmer herum und prüfte, was ich hätte allen-

falls anzünden können; doch fand ich bald, daß, wenn ich auch das am Umfang größte Meuble hierzu wählte, der Brand immer doch nur kleinlich und unbedeutend ausfallen müsse. Acht Tage ging ich herum, über meine Unternehmung brütend; alles Geräthe, an dem ich vorbeistrich, prüfte ich, ob seine Form wohl der eines Kriegsschiffes nahe komme, ich fand keines. Eines Abends endlich, als ich, da schon alles schlief, durch das Gemach der alten Oberhofmeisterin gehen mußte, fiel mein Blick auf das ungeheure Gardinenbett mit seinen weitläufigen Draperien und schwebendem Gehänge. Wie ein Blitz fuhr der Gedanke durch meine Seele; da ist dein Kriegsschiff! — und augenblicklich, ohne mich weiter zu besinnen, hielt ich die Flamme eines Lichtes an den Stoff; er fing sogleich Feuer, und Flammen und Rauch wirbelten empor. Ein unnennbares Entzücken befiel mich, als die grelle Helligkeit erglänzte und die Funken sprühten, ich dachte nicht einmal daran, die Alte zu wecken, die im Bette lag, so versunken war ich in den Anblick. Mein Wahnsinn hätte wohl gar ein Menschenleben geopfert, wenn nicht zum Glück noch zeitig die Kammerfrau herbeigestürzt wäre, mich gefunden und die Dame gerettet hätte. Jetzt sah ich mich umringt von schreienden Weibern, die im tiefsten Negligee auf mich losstürmten und durch einander lärmten, mit Entsetzen ward ich inne, was ich gethan hatte. Rauch und Flammen füllten das Zim-

mer, das ganze Schloß war in Bewegung, ich hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Gedränge zu entlaufen; in der Eile stürmte ich in das Zimmer der Prinzessin, sie selbst kam mir entgegen, ebenfalls in einem wunderlich flatternden Negligee. Eine der Damen hatte mich ihr schon als Thäter genannt, und sie ließ die Gelegenheit nicht entschlüpfen, mir mit eignen hohen Händen die Strafe zu ertheilen; ich fühlte jetzt, daß das Gerücht von ihrer Körperkraft keine lügenhafte Uebertreibung war. In der That, nie ist der Verlust eines Kriegsschiffes einem Admiral theurer zu stehen gekommen, als mir der Brand des meinigen; ich verwünschte das alte Paradebett der Oberhofmeisterin, ich verwünschte die Galerie mit dem unglückseligen Bilde; bei alle dem fühlte ich mich aber erleichtert, ein Theil der drückendsten Last war abgewälzt, es war mir gelungen, meinem alten Feinde, der Langenweile, einen tüchtigen Stoß beizubringen, und sie durfte mich jetzt eine Weile hindurch nicht quälen. Mir war zu Muthe wie einem, dem man die Ader geöffnet hat, und der nun vor dem übermüthigen Blute Ruhe hat.

Während dessen ereigneten sich in meinem Hause mehrere Todesfälle, mein ältester Bruder kam zur Regierung. Ich fühlte nichts dabei, noch immer lag auf meiner Seele die elendeste Starrheit. Ich war jetzt achtzehn Jahr alt, mein Körper hatte sich folgerecht entwickelt, während der Geist schlummerte; man

nannte

nannte mich wohlgebildet, und meine Unempfindlichkeit zog die Weiber an. Noch war ich ihnen immerdar gefühllos aus dem Wege gegangen, allein mein Mißgeschick wartete nur bis hieher, um die ärgste Geißel über mich zu schwingen. Man kann sich denken, wie schwer auf ein verwahrlos'tes Geschöpf, wie ich es war, die Last niedriger Sinnlichkeit fallen mußte. Ich hatte nun den Reiz gefunden, der mich aus meinen Träumen wecken sollte, doch er kostete mich fast mein Leben. Unter den Courtisanen, die von meinen Cameraden besucht wurden, war eine, die mir öfters, wenn ich sie flüchtig gesehen, durch ihre prächtige Gestalt aufgefallen war. Verschieden vom Wesen der andern, zeigte sie sich kalt und verachtend; diese Kälte und Ruhe verführte mich, ich brachte ihr meine ganze knabenhafte Unerfahrenheit zum Opfer, an der breiten steinernen Brust dieser kolossalen Nymphe fiel die Blüthe meiner jungen Kraft zerbrochen nieder. Meine Cameraden warnten mich, sie baten und beschworen mich, allein ich konnte nicht anders, ich mußte mich zu Grunde richten. Warum einen so elenden Zustand noch näher beschreiben? — Die tiefste Erschöpfung warf mich endlich aufs Krankenlager, wo ich, dem Wahnsinn nahe, Wochen lang in einem Zustande zwischen Tod und Leben verharrte. Mein Körper, anfänglich gesund und kräftig, wurde durch alle Grade der entehrendsten und qualvollsten Krankheit geführt, endlich rettete mich der geschickte Hausarzt der Prinzessin, doch wie er nach vollendeter Cur mich entließ,

sagte er mir mit einem tiefen, mitleidigen Ernst in seinen Mienen: „Sie sind genesen, allein der Himmel straft Sie bitter, nie können Sie Vater werden.“ Ich hörte diese Worte, ohne über ihren Sinn nachzudenken.

An einem Morgen verließ ich den Hof, ganz in der Stille; ohne jemanden ins Geheimniß zu ziehen, ritt ich einsam fort, mit dem festen Entschlusse nie wieder zu kommen. Was wußte ich, was aus mir werden sollte; ich fühlte mich matt und ohne Lebenskraft, selbst die Wärme war von mir gewichen, und die zufällige Berührung meiner eigenen Hand erschreckte mich, weil ich glaubte, es fasse mich eine fremde kalte Faust. Als der Abend herankam und ich dem Gebirge mich näherte, welches ich öfters aus der Ferne mit gleichgültigem Blicke betrachtet hatte, stieg zum erstenmale eine gewisse Wehmuth in mir auf; die Pappeln, die hier ruhig in den stillen Abendhimmel hineinragten, kamen mir wie eine Gesellschaft weiser Männer vor, die sich vom Hof entfernt halten, um ihre Tage in Ruhe zu genießen. Einzelne Sterne wurden über mir sichtbar, und ich hörte Stimmen, die aus der Ferne sich riefen und Antwort gaben, zugleich fiel mir ein, daß ich auf ein Nachtquartier denken müsse. Mich im Sattel emporhebend, schaute ich mich in der einsamen Gegend um und erblickte die kleine Wohnung eines Försters, der ehemals Diener bei meinem Vater gewesen war, und für diese Dienste dieses kleine Besitzthum erhalten hatte. Er trat mir entgegen, als

ich vor der Hütte anhielt, half mir vom Pferde und führte mich in die Familienstube, wo ein junges, hübsches Weib, seine jüngste Tochter, von ihren Kindern umgeben saß. Sie gaben mir den Ehrenplatz, und nachdem die erste Ermüdung verschwunden war, ich in der Mitte dieser glücklichen Menschen stand, fiel es mir gleichsam wie eine dunkle Verhüllung vom Auge; lebhafte Schmerzen wurden rege, und indessen Anstalten zum kleinen Mahle getroffen wurden, saß ich auf die Bank am Ofen nieder, und eine Fluth von Thränen drang gewaltsam aus meinen Augen. Ich weinte heftig und unaufhaltsam; wie ein Kind bog ich mich zusammen, preßte meine Hände vor's Antlitz, stieß ein lautes Schluchzen aus und hätte meine Seele ausweinen mögen. Der Grund hiervon waren des Arztes Worte, die jetzt in mir auftauchten. In der That, es war wohl seltsam, daß ein achtzehnjähriger, junger Mensch über die Vorstellung weint, daß er nicht Vater werden könne. Mein wunderliches Wesen that sich hiebei kund; es kamen die Gedanken und Gefühle bei mir, wie Diebe in der Nacht, sie zündeten mir dann gemeiniglich das Haus über dem Kopfe an.

Ich sah bei diesen, wie bei andern Gelegenheiten, daß bei gehöriger Anleitung und Beschränkung, die rohen und unmäßigen Ausbrüche sich hätten zu großartigen, wohlthätigen Kraftäußerungen veredeln lassen; so jedoch glich ich einem Thoren, der zwar alle erforderlichen Baumaterialien zu einem schönen Ge-

bäude zuſammen geführt, dabei aber keinen Plan gemacht hat, und nun im Zorn und in der Verkehrtheit, da das Werk nicht gelingen kann, alles bunt und unförmlich durcheinander wirft, ja endlich damit endet, ſich an den Steinen den Kopf einzurennen.

Bis hieher gebe ich dir dieſen „unſtandhaften Prinzen;“ nächſtens mehr.

Pacchiarotti iſt hier und entzückt unſere Frauen, ſie leben im dritten Himmel, wenn er die ganze Fülle ſeiner biegſamen, bunten Farbenſchwingen entfaltet und prächtig im reinen Aether dahinſchwebt. Galathee weiß dem Wundermann ganz nachzufühlen, ſie lauſcht mit ihrem gebildeten Ohr ihm jede Süßigkeit von der Lippe, und ein Lächeln, ſchöner als auf dem Antlitz der heiligen Cäcilie ſelbſt, verklärt ihre Züge, wenn es Pacchiarotti gefällt, ſich einmal ſelbſt zu übertreffen und den Opernſaal zum paradieſiſchen Gefilde umzuſchaffen.

Ach Arthur, wie dürftig iſt unſere Kirche. Wenn der Katholik in den ſüßeſten Schmeicheltönen, in Farbe, Licht und Schönheit ſeinen Gott zur Erde niederzieht, ihn den Himmel vergeſſen macht, ſo ſitzen wir in einer engen, kalten Reflexion, in einem klemmenden Geſperre von zänkiſchen Dogmen feſt, und laſſen die glühendſten Pulsſchläge vergebens dahinſtoßen. Ich weiß wohl, daß Farbe und Licht uns zu weit geführt

haben, allein thut dieſes nicht auch jeder Frühling? Wo lebte der Menſch, Arthur, der ſich nicht von der erſten Roſe, von der erſten Nachtigall verführen ließe? — Wem ſeine Religion nicht wie der Frühling lieb iſt, der hält nichts Unentbehrliches, nichts Lebendiges in ſeiner Bruſt. Und nun die Wunder und ſüßen Legenden; alles nah und verſtändlich, in jedem Körnchen Bedeutung und Leben, das Herz bekommt es nie ſatt zu ſchlagen und zu glauben, es wird ewig hingeriſſen vom Erhabenen und Schönen, vom Wunder zum Erkennen. Da iſt kein Herumzerren eines kalten Leichnams, überall, hinter jeder Hülle lauſcht das ſprühende Auge des Lebens hervor. — Selbſt die lateiniſchen Textworte gefallen mir, die alten katholiſchen Hymnen und Brautgeſänge, man hört ihnen an, daß brennende Herzen ſie ausgeſtrömt, volle, ſüßbefriedigte Seelen ſie gedichtet haben. — Da iſt nichts Combinirtes. So malten auch die Gläubigen damals, ſie fanden wunderbare Farben und Linien, an deren Nachahmung wir jetzt verzweifeln möchten, die nimmermehr auf die Leinwand und die Palette unſerer Maler kommen wollen.

Dieſes waren ungefähr meine Träume, als ich hinter Galatheens Stuhl gelehnt Pacchiarotti lauſchte, wie er in der Stabat mater von Pergoleſi ſeine Melodien dahinſtrömte. Ich ſah auf Galatheen nieder, ich fühlte es an den Bebungen ihres Buſens, wenn ihr Pulsſchlag vor Entzücken einen Moment ſtille ſtand. Später, als alle ſich zerſtreut hatten, fand ich ſie al-

lein durch den leeren Saal dahinwandeln, leise, wie eine schöne leidende Seele, die ihre Bebungen zur Ruhe bringen will — so still, so leise ging sie dahin. Wie schwer mußte es ihr werden sich herabzustimmen, um die Wirkungen der Außenwelt mit ihren Uniformen, Fächern, Lichtern und Kartentischen wieder zu ertragen. Du arme Priesterin, im Nebenzimmer schlägt man schon die Spieltische auf, und deine Seele lebt noch mit den Göttern; heiß und innig treiben sehnsüchtige Träume durch dein Inneres, deine heilige Seele ist wie der Kelch der Lilie bis zum Rande gefüllt mit melodischem Lichte! —

Sie sah mich, faßte sich schnell und ließ sich von mir in das Gesellschaftszimmer führen. Wie ängstlich rauschte sie jetzt durch die Gruppen durch, um ihrer Pflicht nicht zu fehlen, da man schon auf sie gewartet hatte; wie war sie ganz Ohr für jedes leise anordnende Wort der Oberhofmeisterin; endlich sah ich sie an einem entfernten Tische Platz nehmen.

Ich suchte Pacchiarotti auf und fand ihn erschöpft liegend auf dem Canapé, wie er eben eine Tasse gewürzten Weines trank. Er ist von beleibter, nicht sehr ansprechender Gestalt; ein süßliches Lächeln schwebt immer um seinen Mund, und seine Augen, wie seine Stirn sind völlig nichtssagend. Unerträglich ist seine kindische Eitelkeit, die ihn antreibt immer und immer wieder von seinen Triumphen zu sprechen. Camaro saß neben ihm und zog ihn mit seinen Geschichten und Abenteuern auf. Die Markgräfin sucht mich ins Ge-

spräch zu ziehen, wo sich nur eine Gelegenheit darbietet; gestern habe ich ihr meine Empfindungen über Musik beichten müssen, und nachdem sie mich ruhig angehört, bezeugte sie mit ungewöhnlicher Wärme und Freundlichkeit ihre Zufriedenheit über das Gesagte. Der Jesuit lauschte nicht weit von uns entfernt in einer Fensternische, und ich schämte mich nicht wenig, daß ich mich hatte wie einen Schulknaben überhören lassen. Es gestaltete sich vollkommen so, als wolle man mich fangen, und nun steuerte ich mit aller Macht gegen diese Anmuthungen. Die Fürstin schien es zu merken; sie wurde merkbar kälter und zog endlich mit ihrem Domcapitel ab, wie es schien unverrichteter Sache. Nein, Arthur, ein paar schöne Accorde bekehren mich noch nicht! — ja, wenn sie wollte, sie könnte aus mir alles machen; hätte sie damals, als ich sie so allein im Saale wandelnd fand, nur mit einem Blicke, einem halben Worte mich ausforschen, mich überreden wollen — es wäre um mich geschehen gewesen; allein daß sie eben das nie will, nie wollen wird, daß in ihre Seele nie der hochmüthige Gedanke kommt, jemanden zu sich erheben zu wollen, das ist es eben, was sie so verführerisch macht! — Ach, wer berufen würde, die Thränen und Kämpfe dieser Seele zu theilen! — — Allein, ist es nicht gerade das Schicksal tiefer, inniger Gemüther, daß sie allein sind, mit ihrer Demuth, mit ihrer Liebe allein! — wie Königinnen allein und einsam auf ihren goldenen Thronen.—

Heute Morgen sind Nachrichten von Galatheens

Bräutigam angelangt; dieser langweilige Diplomat scheint doch reussiren zu wollen. Ginge es nach meinem Sinn, ich schickte ihn zum Teufel. Er ist mit seinem ganzen Anhange durchaus widrig, schon daß er überhaupt die Dreistigkeit hat zu existiren, mißfällt mir. Galathee hat so viel Gewandtheit und Sicherheit, daß sie mich sogar über diesen Gegenstand ruhig scherzen läßt. Sie erzählt mir dann boshafter Weise die ganze Geschichte seiner Ansprache und ihrer Zusage, und schließt mit der Versicherung, daß sie ihn recht sehr schätze und achte. Einigemale hat sie dieses Mittel angewendet, und jetzt hat sie erreicht, was sie will: ich schweige und berühre dieses Gespräch nicht mehr. Was soll mir auch der Zorn? — wenn ich ernstlich hierüber nachdenke, muß ich lachen. Habe ich jemals Absichten auf Galatheens Besitz gehabt? — und nur wenn ich diese hätte, wäre mir der Diplomat hinderlich. —

Das Geheimniß mit dem Zettel, der den Chinesen als Unterschrift führte, ist jetzt enthüllt. Es war niemand anders, als der Prinz gewesen, mit ..... Er hat es mir selbst gestanden, daß er das hübsche junge Weib für sich gewonnen. Sie war es, die damals so gefällig in das possenhafte chinesische Costume schlüpfte; ihr Mann ist der Adjutant und früher Jugendgefährte des Prinzen, und bekannt für einen besonders kurzsichtigen Sterblichen. Es geht wunderlich hier drunter und drüber. Ein paar hübsche leichtfertige Officiere aus guter Familie, die sich

hier eingefunden, machen die Verwirrung noch bunter. Könnte ich nur mit der Geißel des Pater Jerome dreinschlagen. —

Ich wohne schon fast zwei Wochen in der Stadt; Geschäfte für den Prinzen, auch eigene Angelegenheiten haben mich hergeführt. Das Leben auf den Gassen, das eben jetzt wegen eines Festes ziemlich bedeutend ist, macht mich zerstreut; so sehr bin ich dessen entwöhnt. All mein Denken und Sinnen entflieht mir immer, und wohin — du errathst es wohl. Dort weiß ich sie alle beisammen, die mich beschäftigen, und ich fühle mich allein unter fremden Menschen, mit denen ich ernste Dinge verhandeln muß, wo ich angehalten werde, zu prüfen, zu forschen, mich zusammenzunehmen, um nicht träumerisch und zerstreut zu erscheinen. Fährt ein Wagen durch die Straße, so muß ich ans Fenster; ich bilde mir ein, er könne nicht anders, als zur Favorite hinausfahren, es seyen neue Gäste. —

Ich habe es hier mit den Kanzeleien und niedern Behörden zu thun. Diese Leute, der Himmel weiß wodurch beleidigt, setzen mir eine herbe Widersetzlichkeit entgegen, wo sie können. Es ist ihnen, merke ich, nichts recht, was die Herren und Regierenden thun. Wenn wir in unsern geschmückten Sälen, in der Umgebung zufriedener und geschmeichelter Gesichter alles für geebnet und geglättet halten, so starrt unter der

täuschenden Hülle plötzlich Schroffheit, geheime Widersetzlichkeit dem Prüfenden entgegen. Wehe denen, die die Gegensätze zu schroff aufbauten, die den Besserdenkern eine gegenseitige Annäherung fast unmöglich machten! — Wohin kann dieses führen? — Einmal muß es doch zur Sprache kommen, und man wird sich eingestehen müssen, daß man nun einmal gezwungen ist neben einander auszukommen, es gehe wie es wolle. Einzelne können hier wenig oder nichts thun, nicht einmal ein einzelner Fürst, es müssen allgemeine Schritte gethan werden. Ueberhaupt offene, große, zutrauliche Handlungen, daß das klein-giftige Gezänke erstickt wird.

Gegen einen Prinzen, der kein einheimischer Herr ist, und nun vollends gegen seinen Bevollmächtigten, glaubt man schon sich Einiges herausnehmen zu dürfen; wenn ich nicht beschützt würde, ginge es mir vielleicht in der That übel genug.

Der Zufall hat mir meinen alten Erzieher hier wieder zugeführt; er ist Pfarrer in einem Dörfchen, wo er mit seiner Tochter, einer wohlgebildeten Blondine, wohnt. Noch ist er der alte treuherzige Eiferer, die Welt und die Menschen haben ihm übel mitgespielt, aber ihm die Liebe nicht nehmen können. Er ist es auch, der mich in Kenntniß setzte, daß Galathee eine Schwester hier habe, eine uneheliche Tochter des alten Hofmarschalls. Ich muß sie sehen — ob sie ihr wohl ähnlich sieht? — Ist dieses der Fall, so werde ich

Gelegenheit suchen, das Mädchen so oft wie möglich zu sehen und zu sprechen. Selinde heißt sie.

Heute begrüßte ich sie bei dem Pfarrer, meinem alten Lehrer. Abgewendet von dem Eingang, durch den ich in die Stube trat, saß sie am Fenster und grüßte dann befangen. Ich fühlte mich anfangs überrascht — es war fast dieselbe Biegung des Hauptes, im Umwenden die Richtung der Schulter — aber dann, welche Verschiedenheit! Willst du einen Vergleich, so höre dieselbe Arie, dort mit göttlicher Kehle, mit tönender Gewalt, mit süßer Inbrunst und glänzendem Adel vorgetragen; hier kümmerlich, kaum ausreichend, dennoch immer dieselbe Arie. Selinde ist nur ein schönes Kind. Galathee theilt schwesterlich mit ihr Vermögen so wie Liebe, so daß die Arme durch Beides eine ziemlich sichere Stellung in der Welt hat. Wenn ich mit ihr recht lange hin und her gesprochen habe, so bleibt mir ein Gefühl, als hätte ich eine schülerhafte Uebersetzung eines schönen Gedichtes gelesen; ich ärgere mich und gehe dennoch die nächste Stunde wieder daran.

Es zeigt sich immer deutlicher, daß ich mit dem alten Herrn auch nicht mehr recht stimme; ich begreife nicht, alles ist um mich her so eng, so gespannt, so völlig in klägliche Fesseln geschmiedet. Die Kleingläubigen! taucht auch vor ihnen die göttlichste Gestalt auf, entwickelt sich plötzlich etwas Großes, Ueberraschendes — sie haben den Muth nicht, zuzugreifen. —

Oft im Unmuth, wenn ich diesen Gesichtern gegenüberstehe, möchte ich über alle Gränzen hinübersprudeln. Und nächstens breche ich auch wohl die Fesseln.

Wir, mein alter Lehrer und ich, haben ein paar Nächte hinter einander einen ärgerlichen Zank über Glauben, Unglauben geführt; das Ende war jeder ging vom Wesen des Andern unerquickt nach Hause. Er gibt mir auf den Kopf zu, daß sie mich draußen zum Katholiken machen wollen; daß für meine stets nervöse Stimmung nichts verderblicher sey, als von so bunten, sinnlichen Affecten hin und her getrieben zu werden, und endlich, daß ich bei der Gelegenheit wohl könne verloren gehen. Ich antworte ihm dagegen, daß ich es im Leben nie anders gewohnt gewesen, und daß er für mich ohne Sorge seyn solle. Jetzt schickt er seit einiger Zeit, wenn ich zu sprechen anfange, sogar die Mädchen fort, was ich natürlich nicht leiden will. Der Alte meint es gut, er ist kein Heuchler, immerdar offen und redlich gewesen; dasselbe kann ich auch wohl von mir sagen, und dennoch, wenn gewisse Ansichten zur Sprache kommen, sind wir zwei sich so scharf anfeindende Naturen, wie der ausgemachte Bösewicht und der redliche Mann nur es seyn können. Ueber gewisse Dinge könnte ich morden. — Wenn ich untergehen will, wenn ich verloren seyn will, so soll man mir auch hierin nichts in den Weg legen.

Doch ich sehe schon, ich muß bald wieder zu ihr zurück; hier versteht mich niemand, die ganze Welt bleibt mir verhüllt; nur sie weiß alles, sie auch versteht mich. Der Blick ihres Auges, wenn er langsam vom Boden aufsteigend, anfangs flüchtig, dann mit himmlischer Tiefe und Wärme auf mir ruht, er baut im Moment eine Brücke, auf der das Erkennen in meine Seele wandelt, und jedes meiner Gefühle wird zum festen Entschluß. In solchen Augenblicken ist sie schon ganz mein.

Ich trage mich herum mit einem Fächer, den sie mir gegeben, und auf dessen Blättchen sie meinen Namen mit der Nadel eingeschrammt hat. Der Fächer liegt vor mir auf dem Schreibtische — ich sehe ihn an, doch nicht ihn allein, ich sehe die zarte Hand, den Arm, die Schulter — sie steht ganz vor mir. Neulich gab ich dem Pfarrer, als er mir zu viel und zu bunt durcheinander schwätzte, mit diesem Fächer einen derben Schlag; er wurde sogleich still und nachdenklich, und seitdem brauche ich den Fächer als magischen Stab, um alles, was mich ärgert, anekelt und reizt, fortzuscheuchen. Ich liebe die Menschen, die toll und ausgelassen in die Welt hinein leben, ich kann ihnen lange nachsehen, ihren Lauf verfolgend, wenn sie durch den Fluß schwimmen, da doch wenige Schritte weiter eine bequeme Brücke darüber leitet, wenn sie den Berg erklettern, wo gerade die gefährlichsten

Abgründe drohen, indeß die eingehauenen Stufen nicht weit abwärts hinaufleiten

Du erhältst hier wieder einige Auszüge aus den Bekenntnissen des alten Sünders.

Meine Entweichung vom Hofe hatte außer einigen scharfen Verweisen weiter keine übeln Folgen, als daß man mich zwang, auf einer Universität einige Jahre zuzubringen. Ich ließ mir dieses gefallen, denn ich konnte hoffen, meine gewohnte müßige Lebensweise auch hier fortzusetzen. Zwei Hofmeister, die ich mit mir nehmen mußte, ließen mir völlig freies Spiel, sie gingen ihrer Wege, indeß ich die meinigen einschlug. In der That, keiner hatte am Treiben des Andern das mindeste Wohlgefallen.

Nur wenige Monate hatte ich auf der hohen Schule zugebracht, als ich mich von Freunden umgeben sah, die mir ein heiteres Leben, wie sie es nannten, zusichern wollten; allein so seltsam war meine Natur, ich konnte selbst an den Freuden meines Alters keinen Geschmack finden. Die lebhaftesten und verführerischesten Genüsse ließen mich kalt, und indeß ich auf diese Weise den Ernst und das Nachdenken von mir wies, auf der andern Seite auch der Frivolität entsagte, sah ich mich auf ein Drittes hingewiesen, und dieses war nun eben meine alte Feindin, die fürchterliche Langeweile. Ich zählte erst zwanzig Jahre und war mit dem Leben schon völlig fertig geworden; für-

wahr, eine Ueberzeugung, die im Stande war, mich der Verzweiflung nahe zu bringen, wenn meine Stumpfheit, die Unmöglichkeit tiefer, bleibender Eindrücke nicht wohlthätiges Gegengewicht ausgeübt hätte. Da meine Gesellschafter sahen, daß sie mit mir ihren Zweck nicht erreichten, da weder Wein, Weiber noch Händel mich anzogen, so ließen sie mich gehen, und zogen nur gelegentlich den Nutzen von mir, den ihnen der reiche fürstliche Musensohn gewähren konnte.

Wie ich mich im Innern verwandelte, und gleichsam unscheinbar wurde, so suchte ich es auch im Aeußern zu werden. Meine Diener und Hofmeister legten bei jeder nur irgend passenden Gelegenheit Schmuck und Ehrenzeichen an, indeß ich mir in einer Kleidung gefiel, die oft von einer Beschaffenheit war, daß Gastwirthe und Weinschenken mir den Eintritt in ihre Stuben verweigerten. Noch immer war ich nicht zu bewegen, auch nur flüchtig ein Buch anzusehen, dagegen hatte ich mehrere Hunde mir angeschafft, die mich auf der Jagd begleiteten, und die ich gern um mich sah.

So verfloß ein Jahr, beim Beginn des zweiten wurde mir ein besonderes Geschenk zu Theil, das ich nicht erwartet hatte: ich sollte einen Freund erhalten, einen wahrhaften Freund, doch die Weise, wie ich ihn mir gleichsam im Sturm eroberte, war seltsam genug. Chevalier Hernsdorff, aus einer alten, aber verarmten Familie, war ein bildschöner

Jüngling; in ihm vereinigte sich alles, was ich von Wohlgestalt, feiner Sitte und edler Bildung noch beobachtet hatte. Ich war ihm entgegengekommen, allein er wich mir aus, und machte dadurch mein Verlangen nur noch heftiger. Es war mir neu, daß es jemand gab, dem es völlig gleichgültig schien, ob ich lebte oder nicht; bis jetzt hatte man mich immer gesucht, und die leiseste Aufforderung von meiner Seite war genügend gewesen, auch die Freiesten und Selbstständigsten mir zu unterwerfen; nur der, den ich selbst eifrig suchte, sollte mir unerreichbar bleiben. Dieser Gedanke raubte mir alle Ruhe; jetzt glühte ich für ihn, ich schwur, mir seinen Besitz, koste es was es wolle, zu verschaffen. Ha, welches Entzücken, diese dunkeln schönen Augen in Liebe mir zugewendet zu sehen, an diesen frischen Lippen, an diesen Wangen zu schwelgen, die weich und sinnlich reizend noch von keiner Sünde entweiht waren. Auf eine Zeit lang war ich jetzt wieder mit allen Sinnen und mit ganzer Geistesfülle thätig; jede Spielerei wurde verworfen. Das erste heiße Freundschaftsgefühl hat viel von der Liebe an sich, es sind die reinsten Flammen der Jugend, die hier vereinigt sprühen und schnell die edelsten Kräfte zur Reife treiben. Ich putzte mich nun wieder, und bei jedem glänzenden Kleidungsstücke, das ich anlegte, dachte ich, wie ein thörichtes verliebtes Mädchen daran, ob ich wohl Armand's Blicke auf mich

ziehen

ziehen würde. Mir klopfte das Herz, wenn ich wußte, daß er um die bestimmte Stunde die Straße herabkommen werde, ich suchte ihm auf allen Wegen zu begegnen, allein er wollte mich nicht sehen. Mein Stolz erwachte, ich wollte ihn jetzt zwingen, mich aufzusuchen, und griff zu einem Mittel, das nicht fehlen konnte: ich suchte ihn nämlich zu beleidigen. Er schickte mir auch sogleich eine Ausforderung, und wer war nun glücklicher als ich, denn ich hatte erreicht, was ich wollte. Den Tag, der zum Zweikampfe bestimmt war, zu erwarten, fiel mir fast unmöglich; mich in den Waffen zu üben, verschmähte ich, denn wie hätte ich ihm Leides zufügen können! So fanden wir uns zusammen; rasch trat er hervor und stand mir gegenüber, ich suchte sein Auge, und es traf mich der Strahl kalter überlegter Verachtung über mich hingleitend. Mein Blut trieb in die Wangen, auch meine Stellung wurde jetzt stolz und finster, er erschien mir jetzt nur als mein Widersacher. Der Zufall leitete meinen Degen so geschickt, daß ich ihm eine Verwundung am Oberarm beibrachte. Wie der Zuruf der Secundanten erscholl und ich das Blut sah, betrug ich mich so kindisch, daß meine Freunde bedenklich die Häupter schüttelten. Ich hatte ihn verwundet, sein Blut war es, das ich fließen gemacht hatte, meine Waffe entglitt mir, und ich sah mit wehmüthig halbgeschlossenem Auge zu ihm hinüber. — Der Kampf begann von neuem, denn die Verwundung war für ungenügend erklärt

worden, allein mit meiner Kunſt war ich am Ende; ich erhielt jetzt eine Wunde, und zwar eine ziemlich bedeutende, an der Bruſt. Der Kampf war entſchieden, und nun ſollte der Moment erſcheinen, nach dem ich ſo ängſtlich getrachtet, nämlich mich in ſeinem Arm eingeſchloſſen zu fühlen. Ich eilte auf ihn zu, indem ich ſchnell und heftig rief: „Wir ſind jetzt Freunde!“ — Der Ausdruck und die Stimme, mit denen ich dieſe Worte ſprach, ſchien ihn ſtutzend zu machen; er blickte mich ſchärfer an und erwiederte dann kalt: „Durchlaucht haben ſich es ſelbſt zuzuſchreiben, daß wir es nicht auch ſchon früher waren.“ Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer.

Dieſes war das Ende meines erſten Zweikampfs. Es ſchien, ich habe jetzt wieder einen Anfall von Thorheit beſtanden, doch dieſer brachte mir heilſame Früchte. Armand, der mir jetzt näher trat, entdeckte bald, wie öde es in mir war; er wußte mir mit guter Art ein Buch in die Hände zu ſpielen: es waren Montaigne's Gedanken, und die Zeit, während welcher ich mich in dieſer merkwürdigen Schrift vertiefte, war ſo gut als gar nicht für mich vorhanden. Ich las in die Nächte hinein, verſäumte meine Mahlzeiten, vergaß das Leben um mich her völlig. Dieſes iſt der Zeitpunkt, in dem ich, wie ich ſagen kann, in die Reihe der denkenden Weſen eintrat. Doch wozu nützt es, daß ein Weſen mehr iſt, welches denkt? — daß ein Quäler für ſich und andere mehr exiſtirt? — Was iſt der Zweck dieſer ſeltſamen

Anreizung, die wir Denken nennen? Welche Früchte kann es bringen, auch für den kunstgeübtesten Fechter, nach allen Richtungen hin die Luft zu durchfechten? — Ich war ein elender schädlicher Thor, doch ich wußte es nicht; jetzt, da ich denken gelernt, weiß ich dieses; ist aber dieses Wissen angenehm? Ich habe immer eine drückende Leere empfunden, ich wußte aber nicht, daß es so seyn muß; jetzt weiß ich es; ist aber dieses Wissen sehr erfreulich? — Nichtsdestoweniger war mein Ergötzen, daß ich jetzt denken konnte, so groß, daß ich Armand antrieb, mir mehr und immer mehr Bücher zu verschaffen. Er führte mir vor, daß Lesen ohne Auswahl und in zu gehäufter Masse schädlich sey; ich hörte nicht auf ihn. Da er mir nicht genügend Bücher brachte, suchte ich selbst zusammen, was ich nur finden konnte, und las nun mit einem wahrhaft nichtswürdigen Fleiß alles, was mir vor die Augen kam. Auf diese Weise verschlang ich die philosophischen Schriften der Alten und Neuen, nebenbei elende Erzeugnisse eines faselnden Gehirns — wie ich's gerade fand. Wie aus einem dunkeln Traume taucht manches schätzbare Wissen mir auf aus jener Zeit, und ich weiß nicht gleich, wo ich es hergenommen; auf wenige Augenblicke fühle ich dann wohl eine gewisse Achtung vor mir selber. Mein Freund Armand that Einiges, um mich zur Vernunft zu bringen; da aber jede Vorstellung erfolglos blieb, so ließ er mich gewähren. Es konnte auch nicht fehlen, daß mich endlich ein

ungeheurer Ueberdruß packte, wo ich dann alle meine Bücher bei Seite warf. Ich kehrte jetzt in mein eigenthümliches Element, in die Langeweile zurück.

Seit ein paar Tagen, Arthur, hat mich die Favorite wieder. Nicht wenig überraschte es mich bei meinem Erscheinen im Schlosse keinen Diener zu finden, der mich melden wollte. Sie alle liefen zerstreut durch einander. Ich erfuhr durch Stephan, den Pagen der Fürstin, daß diese auf einige Tage nach Baden abgereis't sey, den Jesuiten mitgenommen habe, und daß nun die junge Herrschaft das Unterste zu oberst kehre. Treten Sie nur hinein, Herr Graf, sagte der junge Mensch mit einer unwilligen Röthe im Antlitz, Sie werden sehen, wie der Prinz mit uns Allen sein Spiel treibt, wie er die anständigsten und liebenswürdigsten Damen die Possen mitzumachen zwingt; selbst Gräfin Melicerte muß Dinge thun und sagen, über die ich mich schon fast zu Tode geärgert habe. Aber was kann unser Einer dabei thun?

Ist die alte Oberhofmeisterin auch fort? fragte ich lachend.

Sie ist da, entgegnete er, allein es hört niemand auf sie; selbst der alte Fürst, der doch sonst zuweilen das Wort führte, hat sich aus dem Staube gemacht; der wunderliche Einsiedler ist nun auch einmal ins Freie gegangen, und die wenigen Vernünf-

tigen ſind mit ihm verſchwunden; der Teufel iſt los! —

Laſſen Sie es gut ſeyn, Stephan, ich liebe dergleichen.

Sie haben gut reden, ſtotterte der Jüngling, Sie haben nicht nöthig, ſich Sorgen zu machen, Sie haben keine Geliebte dabei — ich aber. — Er wurde über und über roth, ſtampfte mit dem Fuß und ſtürzte in den Garten.

Ich ſah ihm einige Zeit nach, indem kamen den Baumgang herauf, eilig und ſtark in Erhitzung, ein alter franzöſiſcher Vicomte und ein Domherr aus Straßburg. Sie ſind ſchon einige Wochen hier, ich habe ſie dir nicht genannt, weil ſie zu der Zahl jener gutmüthigen Spaßmacher gehören, die an den Höfen herumſchmarotzen, die völlig verſchwinden, wenn Talente glänzen, wo die jedoch abtreten, ſchnell die Gelegenheit nutzen und dann auf ihre Weiſe ſich geltend machen. Der erſte iſt ein ausgedienter Kammerherr, eine Hofgrimaſſe, ein Mann, der ſchon mit dem Galanteriedegen an der Seite, dem Hut unterm Arm zur Welt gekommen iſt. Der alte Fürſt kennt ihn, und beide haben ſich mit einem welken vertrauten Blicke zugelächelt; wie ein ausgetretener Pantoffel iſt er jedem bequem. Sein alter Freund Monſieur Alcibiade de Luc, den er zum Domherrn gemacht hat, weil ſeine kümmerlichen Geiſteskräfte zu nichts Anderm ausreichen wollten, theilt mit ihm dieſelben Grundſätze des

Umgangs. Sie haben gemeinschaftlich einen Vorrath kleiner Geschichten, in die sie sich getheilt haben, über die sie Buch führen, und jeder ist angewiesen, monatlich wenigstens drei neue piquante aufzutreiben, widrigenfalls büßt er eine Lieblingsspeise bei Tafel ein. Ich erkannte sie kaum, denn sie hatten statt ihrer gewöhnlichen Hüte bunte, spitzige Düten aufgestülpt; als sie mich rufen hörten, machten sie eine eilige Verbeugung und schlüpften in den Gartensaal, dessen Thüren weit offen standen, aus dem Gelächter, kreischende Stimmen, zwischendurch Musik hervor tönten. Dorthin, als nach dem Orte, wo die Gräuel ihren Sitz aufgeschlagen hatten, war ich von dem erzürnten Stephan gewiesen worden; ich machte mich auf den Weg und trat unbemerkt in den Saal. Mein Auge suchte Galatheen, sie war nicht da; junge Herren und Damen, die zu ihrem gewohnten Anzuge alle das spitzige Hütchen hatten, drängten sich an mir vorüber. Ich bemerkte, daß man chinesische Masken darstellen wolle; die Hüte waren mit Glöckchen verziert, die bei der fortwährenden Beweglichkeit ihrer Träger ein betäubendes Geklingel durch den Saal erschallen ließen, welches mit dem Gelächter und Geschrei in Eins verschmolz. Mitten durch die Menge bewegte sich der Prinz, an seinem Arm hing die Gräfin Melicerte; beide sprachen erhitzt und lebhaft, und theilten dabei aus einem Korbe, den ein albern geputzter Mohrenknabe ihnen nachtrug, Orden und Ge-

ſchenke aus. Kaum erblickte mich der Prinz, als er auf mich losſtürzte und der Verſammlung zurief: haltet, da iſt ein neuer Ankömmling, der in den Orden aufgenommen ſeyn will! Herr Oberſeneſchall macht Euch bereit, eine feierliche Einweihungsrede vorzutragen, damit die Weltkinder wiſſen, welches Glück den Eingeweihten zu Theil wird.

Michaud, der Adjutant des Prinzen, Melicertens Gemahl, that ſich bei dieſen Worten ſogleich hervor und erklärte, indem er mir ein Bändchen um den Hals hing, daß dieſes der von ſeiner Hoheit dem chineſiſchen Prinzen Yang-Kio-Wang gegründete Drachenorden ſey, und daß man ihn zum Andenken an die Entführung der ſchönen Kio tragen ſolle. Die Mitglieder machten ſich zum Geſetz, alles auszuſprechen, was ihnen in den Sinn käme, ohne daß jemand hierüber ungehalten ſeyn dürfe. Ich erinnere Euch, ſetzte Michaud ſeiner Rede zu, indem er ſein Antlitz in ſtrenge Falten zog, daß der große Zweck unſerer Verbrüderung Euch immerdar vor Augen bleiben möge. Wem ſollte es wohl entgangen ſeyn, auch wenn er noch ſo flüchtig beobachtete, daß im Zuſammenleben der Menſchen die träge unempfindliche Maſſe nur durch Ein Mittel in eine wohlthätige gährende Bewegung geſetzt werden kann, und dieſes iſt die Luſt der medisance, zu Deutſch Klätſcherei. Ja, dieſe erhabene Gottheit vereinigt uns Alle, ihrem Scepter beugt ſich

alle Creatur! Was ist die Weltgeschichte anders als eine große Klätscherei, und lehren nicht die größten Denker, daß der einzige Gegenstand, der würdig sey, den Menschen zu interessiren, der Mensch selbst sey, und an diesem Menschen wieder das Fehlerhafte und Mangelnde, weil dieses das Merkmal alles Menschlichen ist. Trotz dieser erhabenen Lehren und Meinungen gibt es aber dennoch immer Leute, die sich ärgern, wenn man von ihnen Böses sagt, die es nicht leiden mögen, daß man sich für sie interessirt, das heißt, daß man sie verklatscht. Ihr seht, Freunde, diese Kurzsichtigen müssen auf den rechten Weg geführt werden, die Engherzigen soll man belehren und ihnen das Verständniß öffnen, damit sie nicht fortfahren, ein unnützes Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu seyn. Ein großer Fürst ist uns hier mit seinem Beispiele vorangegangen, er gründete diesen Orden und nennt ihn den Orden der Drachen, zum Zeichen, daß jeder von uns gewappnet und unverwundbar einhergehen und so viel Feuer speien soll, als ihm möglich ist, und zwar gegen jedermann ohne Unterschied. Ja, ja! rief der Prinz, nur recht wild, recht grausam gethan, niemand geschont, ein ehrlicher Drache kommt überall in der Welt fort.

Bei diesen Worten lachten und kreischten Alle durch einander. Melicerte steckte mir eine Rose an die Brust, indem sie mir ins Ohr flüsterte: ein verliebter Drache hat uns nur noch gefehlt! — Sie

hüpfte fort und klingelte mit allen ihren Glöckchen. Platz da! — rief der Domherr, Platz da für ein paar alte Drachen! Der Prinz ging ihnen entgegen und führte sie in den Capitelsaal. Hier war das Mahl angerichtet; jeder Drache nahm seinen Platz neben einem Drachenweibchen. Michaud kam, um seine Frau zu überreden, den Stuhl in seiner Nähe einzunehmen, er erhielt eine abschlägige Antwort; als er dringender wurde, rief Melicerte: Ich muß Ihnen sagen, mein Freund, daß ich Sie eigentlich nie geliebt habe, daß Sie immer mir herzlich langweilig erschienen sind. Michaud stand etwas verblüfft bei diesen Worten da; das ist doch etwas seltsam, ma chère, stotterte er. Er wollte noch weiter sprechen, als alle Glöckchen ertönten und im allgemeinen Gelächter einige Stimmen riefen: aus der Rolle gefallen! — Der Verspottete nahm sich zusammen, stimmte ins Gelächter ein und erwiederte: Mir aus der Seele gesprochen, Madame; es geht mir mit Ihnen nicht besser, und in der That, man muß gestehen, ein ehrlicher Mann muß wünschen, lieber mit dem ärgsten Drachen von China verbunden zu seyn, als mit einer Coquette unserer Tage. Bravo! schrie der Chor, wahrlich ein trefflicher Drache! — Der Geschmack ist verschieden, rief der Prinz, ich liebe die Coquetten, und finde, daß nichts so geeignet ist das Herz eines gefühlvollen Drachen zu entzücken, als die Eigenschaften der schönen Kio; ich bin in Verzweiflung, daß ich nicht sogleich für sie

durchs Feuer ſpringen kann. Ich ſitze in der Nähe des Feuers und mich friert dennoch! flüſterte ein alter verlaſſener Liebhaber mit hämiſchem Lächeln, indem er auf ſeine Nachbarin ſchielte. Dieſe ſah ihn mit ihren dunkeln Augen an, und rief, ſich vom jungen Officier neben ihr abwendend: Es hieße die Kraft des Feuers verſchwenden, wenn man es anwenden wollte, um leere unbewohnte Räume zu erwärmen! — Jemand flüſterte den Namen der Oberhofmeiſterin: Schade darum, bemerkte der Prinz, warum tritt die Dame nicht in unſern Orden? — welch ein Eigenſinn, wenn man das Talent zu einem vollkommnen Drachen in ſich ſpürt, dennoch nichts zur Vervollkommnung, Veredlung beitragen zu wollen! — Es ging jetzt mit den Späßen die Reihe herum. Jeder erzählte ärgerliche Geſtändniſſe von ſeinem Nachbar, die dieſer in gleicher Münze ihm vergalt. Michaud brachte endlich ein Buch hervor, das den Titel führte: Sammlung von Portraits chineſiſcher Großen. Still! rief der Prinz, da kommt etwas für die Eingeweihten. Michaud las, und Alle horchten. Unter chineſiſchen Namen verſteckt waren die Perſonen des Hofes, der benachbarten Höfe mit ihren Schwächen geiſtreich und ergötzlich geſchildert. Die ausgelaſſenen Scherze verſchonten ſogar die Markgräfin nicht, die unter dem Titel einer frommgewordenen chineſiſchen Bajadere mitgenommen wurde. Der Prinz und viele andere Herren hielten ſich die Ohren zu — wo jemand et-

was zur Vertheidigung vorbrachte, entſtand ſogleich ein allgemeines Schellengeklingel, das jedes Wort übertönte.

Ich fand Mittel zu entſchlüpfen. Es dämmerte ſchon bereits, als ich reitend einſam im nahen Dorf anlangte. Man ſagte mir, der alte Fürſt, die Oberhofmeiſterin und Galathee ſeyen dort; Camaro, der mir zuerſt entgegenkam, beſtätigte dieſes. Es gab eine Hochzeit im Dorfe; bald ſollte der Zug von einer kleinen Anhöhe an der Straße vorbeikommen. Der herrlichſte Abend duftete um mich her, ſicher, ſtill und glücklich lag das zierliche Dörfchen in die vollen Baumgruppen eingeſchmiegt, verſchämt mit der Abendgluth übergoſſen. O Arthur, nach dieſem Puppenſpiel der großen Welt ſo ein heiliger ſtiller Abend!

Es ertönten wieder jene ernſten Stimmen in mir, die ich an jenem Morgen vernahm, doch ſie nannten mir jetzt deutlich und tiefeindringend einen ſüßen Namen, den Namen Galathee.

Ich ſtand an einen Baum gelehnt, und ich fühlte nun, wie jetzt alles innen und außer mir entſchieden war.

Indem kam der Brautzug. Der Fürſt, dieſer alte Sünder, führte das friſche Bauermädchen, die Braut; das große, überdrüſſige, verwelkte und erſchöpfte Leben neben dem noch urſprünglich friſchen, faſt kindiſchen. Wie der Faun in ſeinem Antlitze noch eine kleine Falte von Erbauung und Rührung

zu erzwingen vermochte! Wie der alte geübte Künſtler ſich gleichſam herabſtimmt zur allerfrüheſten Natureinfachheit! — Er iſt jetzt nichts, als ein guter ehrlicher Bauer, der ſein liebes Kind zum Altar führt. Neben ihm — doch ich ſehe nichts mehr, denn Galathee grüßte mich, aus dem Zug etwas hervortretend — der volle Glanz der Abendſonne fiel auf ihre Geſtalt, auf ihr Antlitz. Ein geſunder kräftiger Bauerburſche führte ſie am Arm, und ſie ging lächelnd neben ihm daher, wie die junge Schäferin aus dem benachbarten Thale, zum Feſte geladen. Ich trat hinzu und wollte ſie von ihrem Führer ablöſen, allein ſie ließ dieß nicht zu, und machte dadurch den Burſchen nicht wenig übermüthig; er ſah ſich dreiſt und faſt ſpottend nach mir um, Galathee gab mir ihre linke Hand, und ſo ſchwebte ſie zwiſchen uns ſcherzend den Hügel herab. Die Oberhofmeiſterin ließ ſich vom Bräutigam führen, und ſo ging der Zug in vollem Glanze die große Dorfſtraße hindurch, um vor dem Hauſe der Brauteltern anzuhalten. Dort ſtanden ſchon wartend der alte Vater mit dem Mütterchen, beide mit Blumen geſchmückt; ein paar Dorfgeigen nebſt einer Flöte ſpielten ein recht rührendes Adagio hinter den Hollunderhecken hervor. In der Stube war das Mahl bereitet, der Boden mit grünen Zweigen und Blumen bedeckt, an den Fenſtern hingen Kränze.

Mein Nebenbuhler ließ zu meiner Qual Gala-

theen nicht einen Augenblick frei, ja er bewachte ſogar jede meiner Bewegungen mit eiferſüchtigen Augen; Galathee hatte ihre Freude daran, ſie war ganz Muthwille und holde Freude. — Arthur, nie ſahſt du eine reizendere Geſtalt! Ach, ihr klares dunkles Auge — welche Seele lag darin? — Wie bezaubernd ihre Freundlichkeit! Ich kam ihr einmal ganz nahe, erzählte ihr, wie ich geleſen hätte, daß glänzende Feen in ärmliche Hütten niederſtiegen, um dort Entzücken und Freude zu verbreiten, ſie hörte nur zerſtreut hin; ich nahm die galanten Verſe unſerer Dichter zu Hülfe, ſie hörte nur halb und ließ ſich dagegen umſtändlich von ihrem Nachbar, dem Bauernburſchen, über die dießjährige zu hoffende Ernte berichten. Am Tiſche gab es allerlei zu thun; der Fürſt ſaß mit der Braut oben an, die Oberhofmeiſterin mit dem Bräutigam. Dieſer, dem einige Scherze des alten Herrn nicht gefallen wollten, ſtürzte ungeſchickt ein Glas um, und das Kleid der alten Dame war überſchwemmt; lächerliche Entſchuldigungen folgten, Alle gingen auf den armen Bräutigam los, und die Bauern, denen der Wein in den Kopf geſtiegen, drohten in ihrem Eifer ihm mit Prügeln an ſeinem Ehrentage. Die Oberhofmeiſterin ließ ſich von zwei alten Ehrendamen des Feſtes in ein Nebenzimmer führen. Während des Streites hatte Galathee einen kleinen blondlockigen Knaben aufgefangen, der herumlief und nun ſcheu ausweichen wollte, mit einem großen Stücke

Kuchen jedoch gewonnen wurde. Mein Nebenbuhler, der sich hier wieder thätig und aufmerksam beweisen wollte, gab dem Kinde einen Schlag, so daß es zu Boden fiel. Als Galathee hierüber zürnte, rief er: Ei, von dem kleinen Schlage wird er nicht sterben, wohl aber hätte sein Vater es dahin gebracht, wenn wir ihn hätten gewähren lassen. Auf unsere näheren Fragen erfuhren wir, daß der Vater des Knaben, ein Bauer im Dorfe, durch allerlei bedenkliche Lebensverhältnisse endlich dahin geführt, in eine der gefährlichsten Arten religiöser Schwärmerei verfallen sey, während welcher er es sich zur Pflicht angerechnet habe, das Leben seines erstgebornen Kindes Gott zu opfern. Daß der schöne Knabe noch frisch und gesund vor uns stand, war ein Werk der Vorsorge und rettenden Theilnahme dieser guten Leute.

Entsetzlich, Arthur! das Messer an die Kehle seines Kindes zu setzen! — Wir gehen so leicht und sicher die gewohnte Straße, und dicht, dicht neben ihr liegen diese fürchterlichen Abgründe. Mir schwindelt, so oft ich eine solche, die Seele beräubende That höre; oft sage ich dann zu mir selbst: solltest du jemals dessen auch fähig seyn? — Unmöglich! rufen tausend Stimmen, und dennoch erhebt sich ein warnender Ruf dagegen — die Anlage schlummert ja auch in dir. Der Keim der Giftpflanze liegt in jeder Brust, nur versagt ihr ein gütiges Geschick oft Luft und Nahrung, um groß zu wachsen. Erst wenn die Bedingnisse ihres Wachsthums da sind, und du

dennoch dieſen erſtickſt, darfſt du mit dem Namen eines Siegers prahlen; doch wie Wenige dürfen dieſes?

Es war ſchon vollkommen Nacht, als wir die Wagen kommen ließen. Der Fürſt war ſchon eine Stunde früher heim. Indeß die Oberhofmeiſterin einige Geſchenke austheilte, genoß ich ein paar Göttermomente mit Galatheen allein. Wir ſtanden in dem kleinen Gemache, das die jetzige junge Frau noch als Mädchen bewohnt hatte. Ihr Brautkranz war an der Wand befeſtigt, die Nachtluft aus dem offenen Fenſter ſpielte mit den weißen und rothen Bändern. Ein voller Strahl des Mondlichts glitt durch die obern Scheiben und fiel auf das Tiſchchen und auf das nun verlaſſene Bette, zugleich auf ein Crucifix an der Wand. — Es war ſo entzückend ſtill, heimlich und innig rührend, daß es uns beiden zu Herzen drang. Galathee ſprach einige herzliche und wahre Worte über den Frieden und die Stille auch des ärmlichſten Lebens. Hier hat ſie gelebt, das gute, anſpruchsloſe Mädchen, in ſtrenger Dürftigkeit, ihren Eltern und Angehörigen gehorſam, hier zählte ſie ihre genügſamen Tage; jetzt tritt das erſte große Ereigniß in ihr Leben: ſie ſoll die kleine Hütte verlaſſen, ſoll aus dem Stübchen auswandern, das bis jetzt ihre Welt geweſen, in dem ſie zum erſtenmal ihren Gott kennen und verehren gelernt hat, wo alle heiligen und frommen Gefühle ihres einfachen Lebens ſich entwickelten; ſie zögert anfangs bange, doch an

Gehorſam gewohnt, wandert ſie jetzt aus in das Haus des Geliebten, in den neuen Wirkungskreis: erſt langſam gewöhnt ſich ihr Herz dorthin, erſt zögernd bringt ſie ihren Gott, ihr Gebet in die neuen fremden Räume. Doch des Mannes Einfachheit und Herzlichkeit hilft ihrem Streben nach, gewohnte Arbeiten und Pflichten ſtellen auch dort ſich ein, und bald zeigt ſie ſich vollkommen anſtellig und tüchtig. Wie anders erſcheint ihr jetzt die äußere Natur: bedeutungsvoller werden alle Erſcheinungen des Jahres, da ſie an ihren Segnungen und Unbilden jetzt unmittelbar Theil nimmt. Die Ernte, nicht mehr ein tändelndes Feſt für das tanzluſtige Mädchen, iſt für die ſorgſame Hausmutter ein bedeutungsvoller Zeitabſchnitt des Jahres, denn nun ſoll für die Zukunft geſorgt, des Hauſes kommendes Geſchick feſtgeſtellt werden. Es wachſen die Kinder heran, die Tochter ſoll verſorgt werden, ſie kommt vielleicht hierher, und findet der Mutter Brautkranz noch an der Wand dort hängen. Die Blumen ſind verwelkt, das Silber verblichen, allein keine bittern Erfahrungen, keine ſchmerzlichen Träume hängen daran; muthvoll kann die Matrone dem friſchen Mädchen ihren Kranz in die Locken drücken zu gleichem freudigen Geſchick, zu Arbeit, Lohn und Mühe. — O ſelige Einfachheit der Gefühle — glückliche Reinheit des Lebens! — Wie weit ſind wir von dir entfernt! —

Sie blickte mich an, ich ergriff ihre Hand, ſie ließ ſie mir. Sie ſehen alles ſchön, heilig und rein,

Gala-

Galathee, rief ich; Ihr Unglück iſt es, daß Sie ſo ſehen; Seelen, wie dieſe, ſind beſtimmt, überall getäuſcht zu werden. Sie wandte ſich ab, ohne zu antworten; ich fuhr in meiner Rede fort: Dennoch wollte ich mich für Ihre glückliche Zukunft verbürgen, wenn Sie ſich entſchließen wollten, auf den Rath eines Freundes zu hören.

Und was räth dieſer? fragte ſie, indem ſie von der Seite und wie mißtrauend zu mir aufſah.

Erklären Sie ſich für frei! rief ich mit Ungeſtüm. Sie haben in der That nicht gewählt, Sie können ſo nicht wählen! — Wollen Sie mit dem Inhalte eines ganzen Menſchenlebens ſpielen? — Galathee, ich beſchwöre Sie, erklären Sie ſich für frei — ach, Sie ahnen nicht, wem Sie durch dieſes einzige Wort Glück und Leben ſchenken. — Sie ſchwieg und wollte ſich losmachen, ich bedeckte ihre Hand mit Küſſen, und als ich ſie in der meinigen zittern fühlte, überraſchte mich mein tobendes Gefühl, ich zog ihren Arm, — ihren ſchönen Leib an mich — Galathee, rief ich leiſe, mein, mein biſt du! — Sie entwand ſich mir und war verſchwunden.

Ich blieb allein, und Thränen ſtürzten aus meinen Augen, faſt bewußtlos lehnte ich an dem Lager. Nach einer Weile hörte ich plötzlich Stimmen neben mir; ich hatte niemanden kommen hören, ich ſchreckte empor. Man ſah mich nicht, die tiefe Schattenſeite des Zimmers verhüllte mich; ich erkannte die Verlobte, ſie kam noch einmal, um von ihrem jung-

fräulichen Gemach Abschied zu nehmen. Nicht lange war sie allein, der Bräutigam war ihr nachgeschlichen, sie standen beide im vollen Mondstrahle, er umschlang sie, und sie duldete seine Küsse; er nahm sich, seines Eigenthums sicher, die süßesten Freiheiten mit ihr heraus. Welch ein Dämon verdammte mich, Zeuge einer solchen Scene zu seyn! — Mein Blut wallte, ich preßte krampfhaft die Hand auf die Brust — vergebens — o Galathee!

Arthur, mit mir ist es entschieden!

Jetzt endlich denken unsere Gäste an die Abreise; nach allen Gegenden hin fliegen die leichten Wägen wieder fort, wir Hausgenossen rücken nun näher zusammen. Die Fürstin spricht von einem langen Aufenthalte bei ihrem Bruder in Straßburg, dorthin soll Galathee mit, doch verbietet für's Erste des alten Fürsten schlimmer Zustand jeden schnellen Entschluß. Die letzte kleine Fahrt ist ihm übel bekommen, der Tod scheint jetzt Ernst machen zu wollen, wir gehen alle einem fürchterlichen Tag entgegen. Sein Leichtsinn jetzt ist Grausen erregend. Mir schwindelt bei alle dem, wo soll es auch mit mir hin? — Arthur, ich habe nur Ein Gefühl im Herzen, es martert mich und weicht nicht mehr von mir; ich bekenne dir, daß immer wieder verführerische Momente mich mit ihr zusammenbringen. Vor kurzem wieder im Gartenpavillon. Wie sehnlich wünschte ich die lärmende

Gesellschaft zurück, mit ihr das Gebrause und Gelächter, das noch vor wenig Tagen den einsamen, wild romantischen Park unleidlich machte, um — mir selbst zu entfliehen. Denke dir das göttliche Mädchen, mit ihr allein in dem Tempel der einsamen Blumengöttin; grüne dämmernde Nacht breitet sich umher auf Polster und Tische, ein Buch liegt vor uns, in dem ich lese — die Wärme des Augustabends gebietet eine Pause Ruhe — fern, fern alles Geräusch — nur Blumenduft, Stille und die Geliebte! — Auf ihrem Antlitz liegt immer heitere Ruhe — ach, diese Ruhe will mir oft die Besinnung rauben; sie weiß doch nun, was sie mir ist. Vielleicht gibt es ihr Sicherheit, daß der Bräutigam täglich anlangen soll, auch sehe ich, wo sich's thun läßt, hält sie die alte Oberhofmeisterin bei sich.

Der Einzige, dem ich mich vertraut habe, ist Camaro. Er ist mir ernst und wie ein Mann entgegengekommen, edel und streng. Sein Rath ist, daß ich mit dem Prinzen fortgehe, aber daran ist nicht zu denken. Der Pater Jesuit rathet mir zu bleiben; sieht er vielleicht, daß ich mir selbst nicht mehr angehöre, nicht mehr weiß, wo ich mit diesem stürmenden Herzen hintreibe? — Meinetwegen mögen sie doch nach ihrer Weise das Beste für mich ausdenken, ich bin's zufrieden, weiß ich nur, daß ich in Ihrer Nähe bin. Und auch sie wird diese Ruhe verlieren. Ach, Arthur, welches Entzücken, ihr irgend ein Band fesselnd plötzlich umzuwerfen, sey dieses Band auch ein

Verbrechen. — Doch weßhalb ein ſolches? — ich ſchwärme wohl, gibt es denn nicht ganz einfache Wege? Der Diplomat tritt zurück — ich bringe meine Güter in Ordnung, richte mich in deiner Nähe ein, werbe um ſie, und bringe mir eine ſüße Gattin, dir eine holde Geſellſchafterin mit, drei glückliche Menſchen leben zufrieden bei einander. Doch, meinſt du im Ernſte, ich könne ſo handeln — und es könne ſo kommen? — Glaube es immer, Geliebter, ich glaube nicht daran — ich wünſche es nicht einmal.

Wie ſehr Unrecht hab' ich dem Pater Jerome gethan. Mit ſcharfem Blick, dem ſich nichts verbirgt, verbindet er ein warmes, offenes Herz. Sie alle um ihn her ſind kalt, gefühllos, nur er fühlt. Er beſuchte mich vor wenig Tagen, brachte mir Bücher, den Macchiavell, den ich ſeit lange in der Urſprache zu leſen gewünſcht; wir gingen an einem herrlichen Morgen zuſammen einen weiten Gang, durch reife Erntefelder, hier und da über eine Blumenwieſe in Thau und Friſche, und in dieſer herrlichen Umgebung ſprachen wir über die Menſchenſeele und ihre Entzückungen. Jedes ſeiner Worte hat eigenthümliche Farbe, nichts Abgeſtandenes, Verwelktes, Hergebrachtes.

Wie richtig ſetzt er das Glück unſers eigenſten Weſens in Bewegung. Der Menſch, die Kirche,

der Staat — alle müſſen untergehn, wenn der innere Nerv nicht mehr ſpielt; jeder Erſtarrung muß vorgebeugt werden. Die römiſche Kirche erhielt ſich jung, ſo lange ſie angefeindet wurde; ſie verſank in übermüthige Schwäche, als ihr ruhiges Herrſchen begann. Die ehrwürdigen Väter bringen ſie wieder in Bewegung, indem ſie ihr den unruhigen drängenden Geiſt der Intrigue einblaſen. So arbeitet ſich aus der bewegten Menſchenſeele entweder der Gott oder der Teufel heraus, jedenfalls etwas Entſchiedenes, Ergreifendes. In der Lebhaftigkeit, in der ich jetzt ſchwärme, in der Erregſamkeit, die ſich aller meiner Kräfte bemächtigt hat, ergreife ich gleich heftig das Naheſte wie das Fernſte. Es brauſ't gleichſam immerdar eine wilde Melodie durch mein Inneres, und große erſchütternde Accorde bringen Welt und Gott in wunderbaren Einklang. Gleich irgend einem Seher des Alterthums, könnte auch ich jetzt eine neue Religion gründen, ſo ſchöpferiſch treten die Ideen ins Daſeyn, und immer iſt es das ſchöne Weib, das ich denke und fühle.

Bete für mich, Arthur, daß ich ſo glücklich bleibe, denn ich habe jetzt in Fülle Religion und Liebe! —

Oft ſtehe ich tief in der Nacht, wenn ſilberner Mondglanz den Park füllt, einſam da, und denke an die Unſterblichen, die lange vor uns dahingegangen, an ihre Träume und entſchwundenen Seligkeiten; und wenn die Wolken oben dann leiſe über den Himmel gleiten, hauchen mich rührende Gedanken von jen-

seits an, Melodien glühender, ewiger Liebe, und dann ist es ihre rührende Gestalt, die neben mir steht, und mit der ich wie Dante mit seiner Beatrice durch alle Räume des Lichts schwebe, immer herrlicher mich in ihrem Anschauen verklärend.

Galatheens Bräutigam ist angelangt.

Fortsetzung

der

Bekenntnisse eines Blasé.

Schon war ich dreißig Jahr alt, und noch hatte man mir keinen Gott gegeben; ich mußte mir also selbst einen suchen, auf die Gefahr hin, getäuscht oder köstlich belohnt zu werden; das Letztere ist mir nicht geworden. Man hatte sich damit begnügt, mir hinter Weihrauchwolken, schimmernden Altarschreinen, goldbrokatenen Priestern ein dunkles Etwas sehen zu lassen, das kein Antlitz hatte, und welches eine wunderliche Launenhaftigkeit, einen unleidlichen Stolz an den Tag legte, indem es immer geschmückt und auf läppische Weise verehrt seyn wollte.

Ich besinne mich, daß ich einst auf der Reise in ein verlassenes einsames Städtchen kam. Es war Abend, ein warmer Himmel lag über der Erde, eine Luft voll Ernten schwellte mir die Brust, überall sah das Auge reife Garbenbüschel aufgerichtet und singend gingen die Schnitter nach Hause. Ein altes

Weib, das ich zur Führerin angenommen, schloß eine Kirche auf, die abgelegen, tief in die Blumen des Kirchhofs gesenkt, ihre dunkeln Mauern vom lichten Abendschimmer überglänzt, vor uns lag. Als ich innen durch die stillen Räume gegangen war, sah ich zufällig in eine dunkle Nebenhalle, und ich erschrack, denn es kam mir vor, als sähe ein bleiches Antlitz durch die Finsterniß, als lehne ein Mensch dort an der Mauer. Es ist wohl ein Kranker, dachte ich bei mir, oder ein Wahnsinniger, setzte ich mit Grausen hinzu. Mein Auge durchdrang jetzt schärfer die Dunkelheit; ich sah deutlich die in ein schwarzes Gewand eingehüllte Gestalt, das bleiche starre Gesicht voll unendlicher Schmerzen. „Wer ist der dort an der Mauer?" fragte ich meine Führerin leise; sie erwiederte: „es ist Christus." Das Wort tönte seltsam durch die einsame Kirche; ich wußte nun, wer der arme Verlassene war; ich wußte nun, welche Schmerzen es waren, mit denen seine Seele rang. Der prächtige, mit Goldflittern überladene Gott hatte mich nicht gerührt, der verlassene, arme, im düstern Kirchenwinkel trauernde Gott erschütterte mich tief. Eine herzzerreißende Wehmuth überfiel mich. „O Himmel, rief ich, wo sind deine stolzen Kirchen, deine singenden Priester, wo das Heer triumphirender Heiligen, die dich stets umgeben? Wo sind die staunenden Welten, die zu deinen Füßen sich drängen, wo die Schaaren seliger Geister, die den Saum deines Gewandes küssen? — Wie, haben sie alle dich ver-

laſſen, verweigern ſie dir ihre Verehrung, haben auch die Himmel, wie einſt dieſe Erde, dich von ſich geſtoßen, und will niemand dich mehr als Gott erkennen? Ach! ſo iſt der Glaube der Heiligen ein Traum geweſen, die ſüße Zuverſicht deiner Getreuen ein eitler Wahn? — Deine ewigen Schmerzen haſt du umſonſt vergeudet, umſonſt von rohen Händen dein Herz brechen laſſen; der ewige ſchreckliche Leichtſinn der Welt geht darüber hin, ſelbſt über die Todesſtunde eines Gottes; die rollenden Jahrhunderte ſchieben ſich dazwiſchen, und du biſt vergeſſen! — Deine ſchöne, heilige Lehre der Liebe wird neben dem alten Nildienſt der Aegyptier, dem üppigen Blumendienſt der Griechen, der harten Steinanbetung des Nordens niedergelegt und vergeſſen, und das kalte, träge, unerſättliche Weltleben greift nach neuem zartem Spielzeug, das es dann eben ſo ſchnell mit plumpem Fuße wieder zertritt. — Oder kommen einſt die Weiſen dieſer Erde in einer ſtillen Nacht, und bringen dich aus deinem einſamen, dunkeln Kirchenwinkel, armer, verlaſſener Gott, wieder in den Glanz der lebendigen Welt hinaus, und kleiden dich in ein neues, herrliches Gewand, und knüpfen eng an deine göttliche Stirn das Bedürfniß der Menſchen? Armer, verlaſſener Gott, wenn dich auch niemand liebt, ich will dich lieben!“ —

Als ich dieſe Worte mit bewegter Stimme ſprach, ſah mich die Alte mit bedenklichem Blick an; es mochte ihr ſeltſam erſcheinen, daß ich zu einem alten,

unbrauchbar gewordenen hölzernen Bilde so vielen Aufwand von Rede und Gefühl verschwendete. Sie schloß vor mir auf, und wir traten wieder in warme Luft voll Ernten und Leben, Gesang und Lächeln zog an uns vorüber; ich aber dachte an den, welchen ich an der kalten Mauer hatte lehnen sehen, und das Bild wollte nicht mehr von mir weichen.

Doch den Eindrücken des spätern Lebens wich es dennoch; als ich merkte, daß derselbe Gott Pflichten mir auferlegte, Opfer von mir verlangte, lehnte auch ich mich gegen ihn auf, und erlaubte mir alle Arten von Widersetzlichkeit. Drei Männer, mit denen ich bekannt wurde, brachten in diese Widersetzlichkeit System. Es waren ein Geistlicher, ein Advocat und ein Poet. Der Geistliche gab mir gleichsam einen allgemeinen Bauriß seiner Kirche. Er zeigte mir gewisse Säulen, auf die sich das Ganze stützte, und die man nicht antasten dürfe, weil sonst das Gebäude unfehlbar einstürzen würde; die Nothwendigkeit jedoch, daß es nicht einstürze, sey für alle Zeiten hin einmal ausgemacht, und da müsse sich jeder Einzelne dem Bedürfniß des Ganzen unterwerfen. Thorheit oder Wahnsinn wäre es, dagegen zu handeln. Der Poet gab dieses zu, doch drang er darauf, daß das Gerüste, da es doch nicht fortzuschaffen sey, mit möglichst wohnlicher Einrichtung ausgefüllt werde. Mit geistreichem Lächeln trug er anmuthige Verse vor, die wie leichtsinnige Mädchen jedes Geheimniß mit lachendem Munde wegspotteten. Seine Lehre

war, der Mensch sey frei, die Erde und jeder Genuß sein Eigenthum, den Streit über Recht und Unrecht, Religion und Unreligion könne man dem Pöbel überlassen. Der Genuß sey der wahre Gott und die Poeten seine Priester. — Ich hatte dem Priester geglaubt, ich glaubte dem Poeten; jetzt kam der Gelehrte und bewies, daß ich keinem von beiden glauben dürfe, daß eben der Glaube der schlimmste Feind der Freiheit sey, die Fessel, die selbst der Kühnste und Gewaltigste am spätesten abwirft. Selbst der vollendete Unglaube sey Zwang und Despotie, nur der Zweifel mache uns glücklich, und wir müßten eben so an unserm Unglauben als an dem Glauben zweifeln. Denn nichts in der Welt sey eigentlich wahr oder unwahr; wir selbst, zum Spott mitten unter dieß räuberische Heer von Widersprüchen gesetzt, würden, wenn wir uns für eine Partei erklärten, unfehlbar von der andern zerrissen werden; nur indem wir gegen beide stritten, könnten wir uns selbst behaupten. — „Ich studirte die Rechte, erzählte er mir, und um mich in die Erkenntniß des Rechtes zu setzen, machte ich mich mit demjenigen genau bekannt, was die Menschen Unrecht nennen. Ich stieß in diesen Untersuchungen auf seltsame Fälle. Die Aengstlichkeit, mit der immerdar die Menschen eine Masse von Gesetzen, Formeln und Verordnungen aufgehäuft hatten, schien mir sogleich anzudeuten, daß sie mit Furcht vor der Zweideutigkeit sich zu schützen gesucht hatten; allein in hohle Formen ließ sich ein so selt-

fames, flüchtiges Weſen, mit dem ich es zu thun hatte, nicht bannen. Das ſtarre Gerüſte blieb ſtehen, der hineingebannte Geiſt verflüchtigte ſich, und nach Verlauf einiger Jahrhunderte mußte man nothwendig entdecken, daß man ſtatt des Rechts das Unrecht darin gefangen hielt, und dieſes durch die künſtlichſten Formen ſchützte und gleichſam dauernd machte. Um die Phyſiognomie des Rechts nicht zur feſtſtehenden todten Larve werden zu laſſen, war es nöthig, ſie in ſteter Beweglichkeit zu erhalten; dann kamen aber wieder, indem ſich in jeder Generation die Züge dieſes Antlitzes veränderten, oft ſonderbare Grimaſſen zum Vorſchein. Mich ſchmerzte es, in beiden Fällen die Menſchheit betrogen oder verſpottet zu ſehen, doch fühlte ich deutlich mein Unvermögen, hier eine günſtige Aenderung zu bewirken; die Unzulänglichkeit aller menſchlichen Beſtrebungen, zugleich die verletzte Würde meiner Wiſſenſchaft trieben mich ruhelos von einem Aeußerſten zum andern; es war vergeblich. Da alle Verſuche, Klarheit und Licht zu erringen, fruchtlos blieben, fand ich jetzt eine Freude im Zerſtören; ich riß alles früher ſo geſchonte Bauwerk nieder, indem ich hoffte, ganz auf dem Grunde der Trümmer die geheimnißvolle Figur zu finden, nach welcher der unerforſchliche Baumeiſter gebaut hatte. Ich machte mir's zur Pflicht, in meinem praktiſchen Wirken alle Fälle aufzugreifen, in denen das Unrecht entſchieden auf meiner Seite war, und freute mich, wenn ich einen neuen Sieg davon trug über das,

was man gesundes Menschenrecht nannte, und welches jedermann mit Händen zu greifen glaubte. Ich ging noch weiter, und brachte alle berüchtigten Personen, die in den Büchern der Geschichte durch das Urtheil von Jahrhunderten gerichtet da standen, von neuem vor meinen Richterstuhl, und war entzückt, wenn sie gerechtfertigt aus dem düstern Nebel des Irrthums oder der Bosheit hervortraten; ich hatte sie aber nur mit Mühe gerettet, um sie dann wieder zu verdammen. Auf diese Weise bildete ich den tiefen Haß, den Ekel in mir zur Reife; ich hätte verzweifeln müssen, wenn ich nicht zum Glück an der Möglichkeit der Verzweiflung gezweifelt hätte."

Die Gesinnung dieses Mannes, vereint mit der jener beiden, wirkte nun auf mich; ich eignete mir von jedem etwas an. Vom Geistlichen lernte ich, daß man zu einer äußern Kirche des Pöbels wegen sich bekennen müsse; vom Poeten, daß der wahre Gott der Genuß sey, und endlich, um diesem Gott stets treu zu bleiben, nahm ich vom Advocaten die Lehre an, an nichts Bestehendes zu glauben, sondern jede flüchtige Existenz, ohne ihre Farbe, ihren Gehalt zu prüfen, mir anzueignen. Diese drei Lehren im Zusammenhange formten nun meinen innern Menschen, oder richtiger gesagt, sie lös'ten jede noch etwa bestehende Form in mir auf. War ich früher bewußtlos, stumpf und leichtsinnig gewesen, so lernte ich jetzt, daß man es mit Bewußtseyn und mit

Ueberlegung seyn könne. Diese Philosophie hat mich nie sehr schwer gedrückt.

Ich zählte jetzt fünf und dreißig Jahr, als durch den plötzlich erfolgten Tod meines Bruders mir die Regierung zufiel, und ich berufen ward, einen Thron zu besteigen, auf den ich mir keine Hoffnung gemacht hatte. Die Nachricht erreichte mich, als ich eines Abends mit meinen Freunden ein Bacchanal feierte; einer derselben, der in der Stille schon benachrichtigt war, drückte mir, als ich eben trunken in einen Lehnsessel zurücksank, die goldene Krone aufs Haupt, und warf mir den Purpurmantel um. Wie ein sprühender Weinschaum stieg der Gedanke der Herrschaft überwältigend in mein Gehirn; ich warf mich in den Wagen, und von den Genossen begleitet, zog ich, indeß eine schimmernde Erleuchtung mir den Weg zeigte, in die Thore meiner Hauptstadt ein. Ich sollte nun jede Art des Genusses kosten, und ich war eitel genug, auch nach dem geistigern zu streben, selbst nach dem Kranze des Verdienstes. Mein glühender Eifer war jetzt dahin gerichtet, daß man von mir einst, als von einem besondern trefflichen Fürsten sprechen sollte. Mein Geist erwachte, ich fand Momente seltener Klarheit, ergraute Staatsmänner bewunderten mich, und ich ging still und ernst auf meiner großen Laufbahn dahin.

Viele Einrichtungen, die ich getroffen, manches treffliche Gesetz, das ich gegeben, zeugen noch in meinen Staaten von jener Epoche meines Leben. Auch sie ging vorüber, ich fühlte, daß die Welt sich nicht

durch einen glücklichen Gedanken zwingen läßt, und im Unwillen schob ich alles wieder von mir. Ich hatte auch nur diesen Kitzel versuchen wollen, mein Verlangen war erfüllt. Es war jetzt so ziemlich alles schon von mir versucht worden; die Langeweile fing wieder an mich zu plagen, und sie machte Miene, mich jetzt nicht mehr verlassen zu wollen. In dem Ueberdruß, der mich befiel, hielt ich alle Mittel, Thätigkeit in mir zu erwecken, für erlaubt; dazu gehörten die elendesten Thorheiten, die widerlichsten Verirrungen, wenn sie nur für Momente einen Kitzel für mich gewährten. Ich schrieb Bücher, in denen ich mich über mich selbst, über meine Staatsdiener, über die ganze Welt lustig machte, ich verkleidete mich als Frau und zwang die jungen Officiere meiner Garde, mir den Hof zu machen; jeden Tag setzte ich eine besondere Perücke auf, von wechselnder Farbe; Maler mußten mich in abenteuerlichen Stellungen darstellen, die Bildhauer mich bald als Frau, bald als Mann meißeln. Um meine erschöpften Cassen wieder zu füllen, ließ ich einen Theil meiner Unterthanen ins Elend wandern. Jetzt ließen sich Stimmen hören, die mich tadelten; das war mir neu, ich berief die Eiferer zu mir; weit entfernt, sie einzukerkern, munterte ich sie auf, mir die Wahrheit zu sagen; ich erhob sie zu meinen bedeutendsten Staatsdienern, und kaum zierten ihre Schulter meine Ordensbänder, so sah ich sie elend ihre Ansicht ändern und selbst zur Despotie mir rathen. Ich spottete ihrer, ich spottete der Menschen und warf mich

auf meine seidenen Polster hin, bis zum Ueberdruß satt jeglicher Erscheinung.

Unterdessen sah ich die Genossen meiner Jugend in zerrütteten Zuständen dahinsterben, mir schien die Natur noch ein ruhiges, vergnügtes Alter versprechen zu wollen. Was nun irgend dem tugendhaften Manne am Ende seiner Tage Gutes und Belohnendes widerfahren kann, das ist mir geworden, da ich doch sehr wenig mich um die Tugend bekümmert habe. Des Herrschens überdrüssig, verließ ich den Thron, und diese Handlung wurde durch Ruhm und Ehre gefeiert; mein Nachfolger war ein dünkelhafter Schwachkopf, und ich erlebte den Triumph, daß man mich zurückwünschte, die Segenssprüche des ganzen Landes mich überschütteten. Doch ich gab meine Freiheit nicht wieder in die Fessel. Eine reiche Tafel, ein Glas Wein, ein paar gute Späße erhielten mich jetzt leidlich in meinen kühlern Jahren; ich hatte alles genossen, und es reizte mich daher nichts mehr. Und so wurde mir unverhofft das Geschenk von einigen ruhigen Jahren voll Gesundheit und Heiterkeit; die letztere behielt ich auch, als die erstere sich verlor, und ich gehe nun auch ohne Furcht und Reue meiner letzten Stunde entgegen. Ich weiß es, ich habe nie meine Begierden und Leidenschaften bezwungen, noch an meiner Veredlung gearbeitet; alles Edle und Hohe, an das die Menschen glauben, habe ich immerdar verspottet; wohin mich auch die Erregung getrieben, sey es zur Tugend oder zum Laster, ich bin ihr gefolgt. Gibt

es nun einen höchsten Schöpfer, hat er mich so geschaffen, so mag er weiter für mich sorgen; ich habe von seiner Schöpfung weder etwas abgenommen, noch dazu gethan, er muß mich noch loben.

Mache dich gefaßt, Arthur, mich bald bei dir zu sehen! — doch nein, vertraue nicht dem Worte eines Wahnsinnigen. Hier kann ich nicht bleiben, es brennt der Boden unter mir — fort kann ich auch nicht.

O wie haben wenige Stunden die Welt um mich verändert! —

Galathee ist mein! — der Fürst liegt im Sterben, mit dem Verlobten Galatheens sah ich einem Kampf auf Tod und Leben entgegen.

Quälender kann sich unmöglich mein Leben gestalten. — Höre selbst: —

Das furchtbarste Gewitter, das ich jemals erlebt, lärmte und brüllte durch den Park; ganze Ströme rauschten nieder, und unablässig flog die wilde Flamme des Blitzes an den mit Vorhängen verhüllten Fenstern vorüber. Camaro und ich hatten uns in den Pavillon gerettet, der durch einen Gang mit einem türkischen Bade verbunden ist. Wir standen schweigend im Gemach. Einige Aeolsharfen, die aufgestellt waren, und die man hatte stehen lassen, kreischten wie wahnsinnige Kinderstimmen in das Getöse des in seinen Gründen aufgewühlten Hains. Bildsäulen stürzten von ihren Gerüsten, das Gitterwerk der Lauben flog umher, und

ein

ein zerriſſenes Segel von der Gondel flatterte wie das Leichentuch eines Auferſtandenen durch die heulende Nacht; zerſplittert fielen die Fenſterſcheiben im Vorgemach nieder. Unſere Herzen waren wild erſchüttert; Camaro's Auge glühte, er ſtürzte an das Pianoforte, und ich hörte ihm bebend zu, wie er vermeſſen den tönenden ſchrecklichen Donner über unſern Häuptern in ſein Spiel hineinzog, und das erſchütternde Thema durch ewige Melodien verſüßte und durchführte. Da — ich zittere noch — ziſchte ein empfindlicher Glanz an unſerm Auge hin, ein tobender Schlag fiel im Moment darauf nieder, ich ſah, wie im Traum, die Thür des Ganges auffliegen, und hineinſtürzte Galathee. — Hülfe der Fürſtin! ruft ihre Stimme. — Ich hielt ſie in meinen Armen. Camaro war hinausgeeilt, er kehrte zurück und tröſtete, indem er verſicherte, der Blitz habe das Gebäude verſchont, indem er dicht am Fenſter des Badegemaches in die Erde geſchlagen ſey. Galathee wollte in den Gang eilen, doch ihre Kräfte verließen ſie, wir brachten die zarte Geſtalt auf die Polſter des Divans. Camaro floh ins Schloß nach Hülfe. Ich knieete vor ihr, ich belauſchte ihre leiſen Athemzüge. — Eine dunkle, grüne Nacht umſchloß uns beide. — Ach Arthur, alle Flammen des Himmels zuckten jetzt durch mein wahnſinnig aufgeregtes Innere; ich hörte nicht den Donner, ich preßte ihre herabgeſunkene Hand an meine Stirn, Thränen ſtürzten aus meinen Augen. Man hatte uns gänzlich im Gewirre vergeſſen, es rauſchten die Bäume

vor unſerm Fenſter, melodiſch klangen jetzt die Harfenſtimmen, fernab rollte der Donner; — milde Sonnenſtrahlen brachen durch die grünen Vorhänge, und triumphirend ſchüttete die Göttin himmliſcher Gewährung ihr üppigſtes Füllhorn über uns aus. —

Ich verlaſſe jetzt den Gartenpavillon nicht mehr, er iſt meine Wohnung für immerdar. Auch jetzt, da ich dieſes ſchreibe, ruht mein Arm auf dem Polſter, welcher den ihrigen einſt tragen durfte. Die Tapete mit den vier großen Medaillons von Flora, Pomona, Terpſichore und Aglaja, in ihren flatternden Schäferhüten, wird meinen Blicken immer lieber; der Kamin, die japaniſchen Vaſen, der Parquetboden, und gerade die Stelle mit dem eingelegten Zierrath, auf dem zufällig ihr Fuß ruhte, der Tiſch mit der Moſaikplatte, das Glas, gefüllt mit dem leuchtenden Blumenbouquet, alles hat ſeit jenem Moment ſich nicht verändern dürfen — noch liegt ſogar ein grünes Blättchen auf derſelben Stelle des Polſters, wo es damals, als ſie ſich aus meinem Arm losketten wollte, hinglitt. Eine Gotteslästerung wäre es, aus dieſem heiligen Tempel nur irgend eine, auch die kleinſte Reliquie zu entfernen; hier, wo ich den Gott empfing, wird mich alles an ihn mahnen. Kein lebendes Weſen, das ſich in den Umkreis dieſer zauberiſchen Atmoſphäre verirrte, mag wieder hinaus; ſo flattert noch immer ſeit jenem Tage ein blaßgelber Schmetterling

an den Scheiben hin und her, ich öffne das Fenster, doch er wendet sich nur tiefer ins Gemach. Ist er vielleicht die verkörperte Seele jenes Götteraugenblicks? —

Hier schwelge ich nun, Arthur, die warmen Sommernächte hindurch, die hohen Fensterbögen offen dem vollen Strahle des Mondlichts, über die nahen Blüthensträuche hinübergleitend. Ferne, hinter den dunkeln Baumschatten schimmert die Gruppe der steinernen Engel am Fronton des Schlosses zu mir herüber, das Fenster, tief unter dieser Gruppe, ist das ihrige. Ich sehe, wenn das Licht in ihren Gemächern erlischt, dann weiß ich, ruht sie stille im Arm des Traumes, und mein Bild ist bei ihr. Der nahe Springborn plätschert durch die Stille, mein Blick in Thränen gebrochen, ist starr auf ihr Fenster gerichtet; ich fühle es dann, daß auch ihre Seele mich sucht; es wandelt der Traum der Liebe über die entschlafenen Blumenhäupter von Fenster zu Fenster.

Frühe, wenn ich hinaustrete, umfängt mich ein blasser, weicher Morgenhimmel — ringsumher alles still und zurückweichend. Der See und die Gondel darauf laden mich ein, ich arbeite mich in die Mitte des Spiegels, und dann ruhe ich zurückgelehnt, den Blick in die gränzenlose Bläue über mir gerichtet — da weht es kühlend und lebendig um mich, farbige Scheine spielen auf der Silberfläche, Goldfunken sprühen umher, das Schloß steht erleuchtet, und seine Fenster spiegeln sich in dem See.

Wenn ſie jetzt plötzlich hervorträte? denke ich — ſiehe, es rauſchen die Vorhänge ihres Fenſters! Doch nein, weit entfernt iſt noch die Stunde, in der ich ſie ſehen darf! —.

Geſtern, gegen die Abendſtunde, ſtarb der Fürſt. Die Frauen werden von ſeinem Zimmer fern gehalten, weil der Anblick des Körpers Entſetzen erregend ſeyn ſoll. Auch ich habe ihn in ſeinen letzten Stunden nicht geſehen, obgleich er nach mir verlangt hat. Möge er dahin gehen! Meine Seele iſt jetzt ſo voll Liebe und Andacht, daß dieſe ſpottende wilde Exiſtenz entſetzlich auf mir gelaſtet hätte. Ein geheimes Grauſen hält uns Alle von ſeinem Zimmer fern, wo er ſtill neben den brennenden Kerzen liegt. Oft wenn ich an die Thüre des Ganges ſtreife, glaube ich noch den eigenthümlich heiſern Ton ſeines Lachens zu hören, und ich eile ſchnell hinweg. —

Heute hat man den Sarg fortgetragen; das Grabgewölbe in Lichtenſtein nahm ihn auf. Schauerlich klang es in unſer Ohr, als die Träger an der eiſernen Pforte Einlaß begehrten. Dreimal klopften ſie an, und dreimal fragte eine Stimme innen, wer da ſey. Der Sturmwind verlöſchte unſere Fackeln, der Himmel war tief bewölkt. Indeß die Wappen und verſchiedenen Ordenszeichen in der Kirche befeſtigt wurden, und der Dienſt der Geiſtlichen ſeinen Anfang nahm,

eilte ich in den Wagen, und bald lag das ſchauerliche Gemälde weit hinter mir.

Die Fürſtin iſt tief erſchüttert, ihre religiöſen Pönitenzen haben den finſterſten Charakter angenommen; der Pater verläßt ſie keine Stunde. — Die Gemächer des Schloſſes, vor kurzem noch von ſo bunten Geſtalten durchſchwärmt, ſind verödet; den wenigen Bewohnern ſchwebt immer gegenwärtig der dunkle koloſſale Sarg, den die verhüllten Geſtalten forttrugen.

So lauſcht ewig hinter allem Lebendigen der Tod.

In mir lebt ein ſüßes Glück: Galathee iſt mein! Der ſichere Gartenſalon, jetzt mehr als früher verlaſſen, bleibt der geheimnißvolle, wonnige Zufluchtsort unſerer Liebe. Oft wenn der Blick auf die in ſchwarze Gewänder gehüllte Geſtalt fällt, ſo bebe ich, und zweifle einen Moment, ob es Galathee iſt, die in meinem Arme ruht. Sie lächelt dann mit den ſüßeſten Worten meine quälenden Träume fort. Von unſerer Trennung ſpricht ſie, als könne ſie nur wenige Wochen dauern. Ich ſehe es ein, ſie muß mit der Markgräfin fort; die Löſung des Verhältniſſes mit dem Verlobten kann, wenn ſie glücklich gelingen ſoll, nur klug und langſam betrieben werden. Erſt wenn ſie ſich mit Anſtand vollkommen frei fühlt, darf ſie meine Bewerbungen vor der Welt annehmen. Ich verhehle mir dieſe Bedingungen nicht, doch ich fühle, daß ich ſie nicht ertragen werde, dennoch wage ich nicht ihr zu widerſprechen — ſonſt möchte ich ihr vor allen Dingen zeigen, daß ich die Anmaßlichkeit meines Nebenbuhlers un-

möglich länger dulden kann. Jetzt aber ahnet sie nicht von ferne unser Vorhaben, und daß sie einen von uns bald nicht mehr wieder sehen wird. Ach, Arthur, bin ich es, den die Unerbittlichen von dannen rufen, so beklage mich nicht. In einer stürmischen Entzückung gehe ich hinüber; jede Kraft in mir ist, wie man vom Tode der Heiligen erzählt, ums Doppelte erhöht, jeder Nerv vergeistigt, die Seele mit Klarheit und Allmacht gefüllt. Wie eine glühende Hymne, ausgegossen von den Lippen eines seligen Frommen, ströme ich hinüber. Der Kampf um ihren Besitz ist ein heiliger Kampf, zu siegen oder zu sterben, ist hier gleich erhaben. —

Er ist durch mich gefallen! — Mit einer Wunde mitten durchs Herz verließ ich ihn im Wäldchen dicht bei Baden. —

Weit, weit liegt das Haus der Geliebten jetzt von mir. — Ich schreibe dir dieses von der Gränze. Es ist eine finstere Nacht, die Postpferde stehen bereit, um mich tiefer nach Frankreich hinein zu führen. Erwarte erst von Paris Nachrichten. —

Die Mittheilungen, die Robert St. Cyr mit seinem Freunde Arthur wechselte, beschränkten sich

nur auf kurze Andeutungen, auf zerſtreute unzuſammenhängende Nachrichten, wie ſie die gegenwärtige Lage mit ſich brachte. Gleich nach der düſtern Kataſtrophe, die ihn aus der Nähe der Geliebten fortrieb, fand er eine Zuflucht in einer Provinz des mittägigen Frankreichs, auf dem Schloſſe eines Freundes aus früherer Zeit, der ſich jetzt mit ruhigem Mitgefühle des vielfach Bewegten und unſtät Treibenden annahm. Eine verwundete, niedergebeugte Seele kann in ungeſtörtem Frieden neu erblühen, getäuſchte Hoffnungen lehrt eine heilige Stille vergeſſen, zweifelhaftes Unglück verwandelt ſich in der Einſamkeit oft in entſchiedenes Glück — doch eine raſche treibende Leidenſchaft, mit allen ihren Kräften fortwachſend, wird durch Entfernung und Stille nicht gebändigt. Roberts Seele, voll von den Bildern eines überſtrömenden Glücks, ſtieß das koſtbare Geſchenk eines ungetrübten Friedens von ſich, die ländliche Abgeſchiedenheit ängſtigte ihn, und dennoch ſuchte er ſie; ihre geheimnißvollſten Schatten, ihre verborgenſten Plätze waren ihm die liebſten. Sein täglicher Begleiter war hier ein katholiſcher Weltgeiſtlicher, an den er Briefe vom Pater Jerome abgegeben hatte. Es ſchien, als wenn er in den Unterhaltungen mit dieſem neuen Genoſſen die volle erregte Thätigkeit der edelſten Seelenkräfte ausſtrömte, die er ſonſt, getrennt von Galatheen, in der Bruſt hätte verſchließen müſſen. Immer entſchiedener wandte er

ſich ab von den Vorbildern ſeiner Jugend, immer ſtrenger wies er jene Lehren von ſich, die eine ſchmuckloſe Genügſamkeit mit unerbittlicher Strenge predigten, ja er verkannte willentlich den tiefen Ernſt und die milde Bedeutſamkeit, die dennoch in jenen Lehren ruht für den, der ſie im Glauben annimmt und in ſich entwickelt. Selbſt die äußern Formen der fremden Kirche wurden ihm lieb und gewohnt; häufig beſuchte er die Meſſe, ſein glückliches und bewegtes Herz ſah ſich nach Vertrauen um, und er ſchrieb Bekenntniſſe nieder, die er an den Pater Jerome richtete, und die er als eine Beichte angeſehen wiſſen wollte. Von dieſen Bekenntniſſen mögen einige hier mitgetheilt werden.

Es iſt wunderbar und heilig zu leſen, was uns die Geſchichte meldet von einer Zeit, in der plötzlich das ganze Menſchengeſchlecht von einem ungeheuern Schmerze befallen wird. Es iſt, als predigte eine Stimme aus den Wolken Buße. Gleich nach den erſten bedeutenden Kirchenſpaltungen ſah man durch ganz Italien Schaaren von Büßenden ziehen, jeder Einzelne mit Marterinſtrumenten verſehen, mit denen er ſein Fleiſch peinigte. Man ſah Mütter und Jungfrauen, Männer, Jünglinge und Greiſe auf den verſchiedenen Wallfahrtswegen

zerſtreut, ein einziger Weheruf zertheilte die Lüfte. So kommt die Zeit der Büßung über ein einzelnes Menſchenleben. Schwelgeriſche Jahre ſind dahingegangen, es ſollen neue folgen, ja immer neue und ſo fort — da in einer Minute ſtiller Mitternacht fällt plötzlich auf das übermüthige Herz eine unermeßliche Laſt, erdrückt es oder bringt eine heilſame Wandlung hervor.

Die Kirche bemächtigt ſich des ganzen Menſchen. Sie ſucht durch Farbe, Licht, Töne und Anordnung zu unſerm äußern, wie durch Geheimniß zu unſerm innern Menſchen zu ſprechen. Der Geiſt kann durch zweifelhafte Offenbarungen irre geleitet werden, der Körper kennt nur entſchieden wirkliche Gebote. Der Erlöſer ſelbſt, indem er körperliche Schmerzen über ſich nahm, hat dieſe für immer geheiligt.

Wer gründete die Beichte? — gewiß der göttliche Weiſe, der zuerſt deutlich erkannte, daß das Vertrauen, das heiligſte Gefühl in der Menſchenbruſt, allein tauglich ſey, den Menſchen an den Menſchen und Gott an den Menſchen zu knüpfen. Wer Vertrauen ſucht, ſucht Liebe, und wer viel zu vertrauen hat, knüpft ſich mit vielfachen Liebesbanden an Gott und Welt. Jede eingeſtandene Schuld trägt ſchon das verſöhnende Element in ſich. Warum iſt das erſte Geſetz, das zwei Liebende gegen einander ausſprechen, das ſüße Geſetz der Beichte? Iſt hier nicht ſchon Göttliches? — Daß eine weltliche Satzung

dieſes Gebot erniedrigte, iſt kein Beweis gegen die Heiligkeit und innere Wahrheit deſſelben.

Wie oft ſtehen die beſten Kräfte in uns gegen einander in ſchiefer Richtung, ſo daß die ächte ſegensreiche Conſtellation oft ein ganzes Leben hindurch unmöglich wird. Der Glaube widerſpricht der Liebe, und zwiſchen dieſe und die Hoffnung ſtellt ſich die Erkenntniß. Der unſelig Befangene harre nur muthig aus, endlich ſiegt doch die günſtige Stunde; plötzlich tritt die rechte Conſtellation hervor, vom himmliſchen Lichte verklärt, deutet und erhebt eine Tugend die andere. So leuchten an meinem Himmel jetzt Hoffnung und Glaube aufs ſchönſte, da die Liebe mit ihren herrlichſten Strahlen zwiſchen ſie getreten.

Mußte das Drama unſerer Befreiung durch einen ſo traurigen Hinrichtungsact endigen? Konnte das göttliche Gedicht nicht göttlich, licht und freudig ausgehen? — Wir ſind jetzt bis auf ewige Zeiten an Blut und Entſetzen gefeſſelt, denn unſerm Gott gefiel es, mit durchbohrter Seite in den Himmel einzugehn. — Leichen, Hinrichtungen, Marter, Blutwunden ſind ſeitdem geheiligte Gegenſtände und Quellen — ewiger Freuden.

Ein Brautzug geht durch die Frühlingslandſchaft der Kirche zu. Ein Geiſtlicher tritt hervor und hält der Braut das Crucifix hin — lächelnd drückt ſie die blühenden Lippen auf den Leib eines Menſchen, der in dem Moment dargeſtellt iſt, wie er unter den

fürchterlichſten Qualen den Geiſt aufgibt, der mit faſt zerriſſenen Gliedern auf der Folter liegt. Wie fern iſt das ſüße Geſchöpf in ihrer glücklichen Sinnlichkeit dieſem Todten, auf deſſen Leib ſie die durſtige friſche Lippe drückt, und wer iſt dieſer Todte — er iſt ihr Gott! — Welche Kluft zwiſchen Gott und Geſchöpf! — wer baut die Brücke keck hier herüber? —

Wer ganz mit der ſinnlichen Natur leben, ihren glücklichen Leichtſinn theilen dürfte! Aber der Schmerz findet uns überall, wohin wir uns auch verbergen. Wir können uns ſelbſt nicht verläugnen, noch die Vergangenheit vernichten.

Die proteſtantiſche Lehre, indem ſie die heiligen Mythen und Legenden von ſich weiſ't, zertrümmert ſtolz eine ſchöne Welt hinter ſich, an deren Schöpfung Jahrtauſende gearbeitet haben. Kann ſie denn wirklich ſelbſtgenügſam entbehren, worin unzählige Geſchlechter der Welt ihre Befriedigung fanden? —

Warum wird jeder entſcheidende Schritt ſo ſchwer in Ausübung gebracht? Mit voller ſtürmender Leidenſchaft wär' es Spiel, doch Ernſt und Nachdenken ſchrecken vor dem Wagniß zurück. Jeden Tag beſtimme ich als den letzten, an dem ich noch die alten Lehren und das alte Leben an der Seele haftend fühle, und immer muß ich mit Scham geſtehen, daß noch nichts Entſcheidendes geſchehen. Bin ich nicht ein Thor, daß ich hier allein umherirre; die

Natur verſteht mich nicht, ich ſuche Widerſpruch und Kampf.

Meine Lieblingsarbeit beſteht darin, aus dem Schatz von Legenden die ſchönſten und rührendſten hervorzuheben, um ihnen nach meiner Weiſe eine Geſtalt zu geben. Heilig und wunderbar ſprechen viele meinen eignen glücklichen und zugleich unſeligen Zuſtand aus. Es iſt eine Poeſie des Schmerzes, die wohl nie aus der Menſchenbruſt heißer und voller quoll; in einigen von dieſen heiligen Brautgeſängen findet das Chriſtenthum ſeine Blüthe, der Baum des Lebens ſeine Wurzel; es iſt das All und Eine der Sehnſucht und der Liebe. Zu dieſer Höhe muſikaliſcher Andacht erhob ſich das Alterthum nie. Die Natur iſt nirgends todt, ſie leidet mit den Heiligen, und in der bangen Nacht, wo St. Chriſtophorus mit dem heiligen Kinde beſchwert durch die Fluthen ſchreitet, ſchauert die ganze Schöpfung zuſammen, in ihren innerſten Tiefen empfindet ſie den Schritt des Heiligen über ſie hin. So tragen wir auch oft in dunkler Nacht unſer Herz mit ſeinen Sorgen über eine bange Zeit herüber, und die Bürde wird ſchwerer und ſchwerer, je weiter wir mit ihr ſchreiten, und es winkt kein Licht am Ufer, es ruft keine freundliche Stimme herüber, doch dürfen wir nicht ſtille ſtehen und raſten, ſondern fort und immer fort in die Nacht hinein. — Der heilige Lukas malt das Antlitz der Mutter Gottes; er läßt das Bild ſtehen, um es nach einigen Tagen zu vollenden; wie er

wiederkommt, sagen ihm die trauernden Männer vor der Thür der Hütte, daß die Heilige nicht mehr auf Erden weile, daß sie plötzlich entrückt worden sey in die Herrlichkeit des Himmels. Lukas steht in schweigendem Schmerze, er wagt es nicht das Bild zu vollenden, es bleibt unvollendet für alle Zeiten, und jeder der künftigen frommen Beschauer trägt in den Umriß das Bild der gebenedeyten Mutter ein, wie es in seinem Herzen lebt. So ward uns allen von Religion und Liebe ein göttlicher Umriß ins Herz gezeichnet, es ist an uns, ihn würdig auszuführen. Unselig sind wir, wenn wir die heiligen Linien durch falsche Gestalten verzerren.

Sowohl der Geistliche, als auch Roberts früherer Gefährte waren der Meinung, daß ihr Freund einen Wirkungskreis bewegter und wechselnder Thätigkeit aufsuchen müsse. Sie hielten seine zu baldige Zurückkunft in die Gegend, aus der das Mißgeschick ihn verbannt hatte, jedenfalls für gefährlich, nicht nur für seine persönliche Sicherheit, sondern auch für seine innere Ruhe. Die beiden thätigen Männer brachten eine Reise in die Pyrenäen in Vorschlag, ein Aufenthalt auf längere Zeit an dem Pariser Hofe schien ebenfalls passend, besonders da sich Geschäfte auffinden ließen, die zugleich Thätigkeit und Interesse boten. Doch gegen alle diese Vorschläge lehnte sich der kranke Freund mit leidenschaftlicher

Heftigkeit auf. Ich könnte euch darum hassen, rief er einmal, wenn ich sehe, wie ihr in Sinn und Meinung euch zu vereinigen strebt, um mein innerstes Wesen zu mißdeuten und zu peinigen. Gesteht doch nur lieber ein, daß ihr keinen Trost für mich wißt, daß ihr herzlich wünscht, mich nur wieder los zu seyn, und daß jeder von euch bei sich fest überzeugt ist, meine Krankheit sey unheilbar; macht darum, ich bitte euch, keine Plane, mich in fremde Länder zu schleppen, oder in unerhörte Situationen hineinzuzwängen, wohin ich jetzt nun gerade gar nicht passe. Trotz dieser und ähnlicher Aeußerungen ließen sich die Wohlwollenden dennoch nicht abschrecken, immer wieder auf Mittel zu sinnen, durch die einer verderblichen Schwermuth, wie sie sie voraussahen, könne vorgebeugt werden. Als Robert dieser verstockten Machinationen inne ward, entwich er eines Tages unbemerkt, und die bestürzten Freunde erfuhren erst später, wohin er vor ihrer verfolgenden Sorgsamkeit entflohen war.

An Arthur.

Die übrige Welt ist für mich verschlossen; ich fühle, daß nur hier meines Bleibens ist, wo sie mich umschwebt. — Ich bin wieder in Baden, auf dem jetzt einsamen Schlosse Favorite.

Schilt mich nicht, Arthur, deine Vorwürfe

könnte ich nicht ertragen. Ich selbst sehe mich als einen Unglückseligen an, dessen Leben zerstückelt daliegt. Ein Brief von ihr ruht vor mir — sie lehnt es ab, voll Güte und Sanftmuth lehnt sie es ab, mich jetzt zu sehen, jetzt da Blut des Ermordeten an meinen Händen haftet! Sie sagt dieses nicht, allein sie fühlt es, ich weiß es. Hoch, rein und milde steht sie mir gegenüber. Sie liebt mich, Arthur, doch schüchtern wendet sie sich von mir ab. Nicht das Urtheil der Welt ist es, das diese stille heilige Seele bestimmt; in ihrem Innern bebt sie zurück vor dem Geschehenen.

Ihr Brief ist ein Beweis, wie sie mich anklagt und zugleich entschuldigt — zum erstenmale kämpft dieser klare in sich geschlossene Geist, und ich habe diesen Kampf in ihren Busen geschleudert! Darf ich wohl klagen, daß ich jetzt büße, büße was ich verschuldet habe.

Wie zehrend bitter und doch wie süß heimlich ist diese Bußezeit hier, wo die Stimmen meiner seligen Stunden mich umsäuseln. Ich darf ihr schreiben, und ich sende ihr wilde Flammen, indeß von ihr immer kühle Engelsflügelschläge herwehen. Sie wird nicht müde, mir ihre Ueberlegenheit abzubitten; doch solche Bitten verwirren und ängstigen mich, ich muß stundenlang dann in die einsame Nacht irren, mein Busen kämpft mit unleidlichen Schmerzen, es ist doppelt finster, leer und öde in mir, und ich kehre zum Lebensmuth zurück erst

wenn ich meine Liebe wach rufe, denn in dieſem raſenden Gefühle bin ich ihr weit überlegen. In ſolchen Momenten fühle ich meinen Triumph, ich fühle, daß ich dieſen Engel unterjocht habe, von ſeiner Höhe herabgeſtürzt, ja daß ich ihn an Ketten mir nachſchleppe. In dieſem Bewußtſeyn weiß ich, daß ſie ganz mein iſt.

Der Prinz, der in der Stadt lebt und mich hier ungeſtört walten läßt, ſchützt mein Incognito auf alle Weiſe. In den einſamen Sälen herrſche ich allein, nur als Gaſt kommt der Pater Jerome herüber, der in Lichtenthal auf Befehl der Fürſtin mit der Aebtin unterhandelt wegen Kloſterangelegenheiten. Seltſam genug hauſen wir beide in den öden Mauern, die wie zum Hohn mit Gold und Seide überzogen ſind. Oft gehen wir gleich einſamen Schatten, die noch dieſſeits des Lethe auf den Fährmann warten, in den Sälen auf und ab, und ſprechen, ſelbſt ſchon Todte, von den Todten vergangener Zeiten.

Wie leichtſinnig, Arthur, hab' ich dieſen Mann verkannt; gewiß, er zeigt in großen kecken Zügen ein ungewöhnliches Charakterbild; alles gewinnt unter ſeiner Hand Form und Geſtalt. Wie die prächtigen Prophetenweiber des Michel Angelo, ſo iſt jede ſeiner Glaubenswahrheiten eine üppige Sibylle, mit ihnen bemalt er den Dom ſeiner Kirche und ſpottet über unſere Geſpenſter. Er erfaßt vor allen Dingen den ſinnlichen Menſchen ganz und voll, der Geiſt

folgt

folgt dann willig. Er ſpottet über die Buße, die darin beſteht, daß man ein paar Sätze im Lehrbuche der Moral anders ſtellt; er hebt die Geißel und — Blut und Thränen fließen. Immer wieder ſpricht er es aus, daß die Kirche den Menſchen unaufhörlich beſchäftigen müſſe, deßhalb die Menge von Faſten, Wallfahrten und öffentlichen Pflichtleiſtungen; vieles iſt nur da, um die raſtlos thätige, unermüdet ſtrebende Kraft zu beſchäftigen. Ich gebe ihm nie völlig Recht, und behalte mir immer ein Geheimniß für mich vor; er erräth meine Abſicht, wenigſtens ruht oft ſein dunkles Auge mit einem ihm eigenthümlichen Ausdruck von ſchonender und doch etwas ſpottender Milde auf mir, der ich dann dieſe Deutung unterſchiebe.

Wenn ich am Tage mich müde geſtritten habe mit dem Jeſuiten, ihm in alle dumpfen Gänge der Caſuiſtik gefolgt bin, ſo ſtürme ich dann am Abend in die tiefe kalte Winternacht hinaus, und nicht ſelten verirrt ſich mein Pfad in die Wildniß des Gebirges. An einem einſamen Platze halte ich ſtill, höre die Gebirgswaſſer um mich toſen, ein neblichter Schneegipfel ſtarrt mir aus der Ferne entgegen, und die beſchwerten Zweige der alten Fichten, unter denen ich ruhe, regen ſich leiſe. Dann ſind meine Gedanken bei ihr; Sonnenglanz träufelt um ihre Stirn, ihr ſüßes Auge lacht in meine Seele hinein,

und mein Herz will brechen bei ihrer überwältigenden Gegenwart. O Galathee, Galathee! rufe ich in die Finsterniß hinein, und vor meinem hauchenden Munde, vor der Gluth dieses Namens erschrickt um mich die kalte Natur! Dann stürze ich fort, komme erst spät in das Schloß zurück, schließe mich ein in meinen geliebten Pavillon, und wenn dann der mitternächtliche Mond leise an den hohen Fenstern vorüberschwebt, steht sie mir zur Seite, ich fühle die ganze holde Last ihres Leibes auf meine Schulter gelehnt — ihr Athem weht meine Wange an, ich biege mich zurück, — sehe ihr ins Auge. — — Ach, bis zum Wahnsinn peinigt mich diese glühende, ewig treibende Phantasie. Schon oft habe ich mir vorgenommen, nicht mehr diese Zimmer zu betreten, im Schloß in den allen gemeinschaftlichen Gemächern hat das holde Bild nicht diese despotische Gewalt über mich; hier ist sein eigentliches Bereich, hier bin ich ihm ganz verfallen, und unmächtig ist jedes Bestreben mich seiner Herrschaft zu entreißen. Das Beste, Arthur, wäre, ich verließe das Schloß, die ganze Gegend — allein wohin eilen? zu ihr? — in diesem Gedanken liegt meine Seele, doch darf ich dieses? — und soll ich nicht zu ihr, so gibt es keinen Ort auf der weiten Erde, wo ich weilen kann, als nur hier; und so bleibe ich denn.

Der Pater wird aus der Umgegend von recht artigen Beichtkindern besucht, es gibt schöne Sünderinnen darunter. Zufällig sind mir ein Paar zu Ge-

ſichte gekommen, die ſich in den Gängen des Schloſſes verirrten und mir in den Weg liefen, gerade als ich, an nichts weniger als an dergleichen denkend, mit meiner Jagdflinte unterm Arme zu einem weiten Ritte mich anſchickte.

Galatheens Fächer verläßt mich nicht, immer liegt er mir zur Seite, und immer ſehe ich die ſchönſte Hand, den ſchönſten Arm, der ihn hält. Er iſt von einfachem Holze, doch ſie beſitzt ihn ſchon ſeit ihrem ſiebenten Jahre, wo ihre Bonne, an der ſie noch jetzt mit zärtlicher Neigung hängt, ſie mit dieſem Geſchenk überraſchte, der erſten Gabe aus der großen Welt. Bei ihrem erſten Auftreten in den Salons hat dieſer Fächer ſie begleitet; o Arthur, er hat das erſte warme Erröthen des ſchüchternen Mädchens im Gedräng einer kalten geputzten Welt kühlen dürfen! Jetzt, da bedrohlichere Stürme über dieſe ſchöne Blume dahingezogen, hat ſie die Unzulänglichkeit dieſer zarten Waffe erfahren, und ſie darum mir überlaſſen. Oft ſehe ich die glatten weißen Blättchen an, die ſich ſo gefügig in einander falten; bettet ſich wohl zwiſchen jedem ein ſchüchterner Mädchentraum? knüpft dieſe zierlichen Stäbe, gleich den Stunden einer goldnen reinen Jugend, das ſüßeſte Bewußtſeyn an einander? Wehe der Hand, die dieſes Band löſ't, die hellen freundlichen Erinnerungen zerſtreut, das Werk zerſtört! Oder fände ſich vielleicht eine neue überraſchende Zuſammenſtellung der Blätter? So ſchwärme ich ſtundenlang, und an dieſen

kindiſchen Träumereien knüpfen ſich geheimnißvoll innige Bilder.

Halb verhüllte Mondſcheinnacht, die Erde weiß, die Bäume mit Schnee belaſtet, ringsum Stille, Einſamkeit — dieſes war das Bild, das mich einſchloß auf meinem geſtrigen Zuge. Ich gedachte weit in die Gegend hinaus zu ziehen, und fand mich endlich wider Vermuthen in der Nähe des Dorfes, wo ich im Sommer mit Galatheen und dem alten Fürſten die Bauernhochzeit mitgefeiert hatte. Ich wandere durch die einſamen Gaſſen, trete in die Wirthsſtube ein, und kaum habe ich auf einer Bank Platz genommen, ſo kommt in ſo ſpäter Zeit ein Wagen angefahren. Der Wirth eilt hinaus, es wird mit einer Laterne in den Wagen geleuchtet. Mich befällt ein heftiges Beben, es droht mir das Bewußtſeyn zu rauben, ich bilde mir ein, Galathee müſſe im Wagen ſitzen, ſie käme nun daher, und alle Pein wäre geendet. Wie ich noch mitten in der Stube ſtehe und mit meinem bewegten Blut und meiner Thorheit kämpfe, ertönt draußen eine bekannte männliche Stimme; im Officiersmantel gehüllt beugt ſich jemand aus dem Wagen und zieht ſich ſchnell wieder zurück; das kleine Geſchäft mit dem Wirth iſt beendet, und der Wagen rollt fort. Wie eine Erſcheinung floh alles in die Nacht hinein; mir blieb nur das dunkle Bewußtſeyn, daß ich des Prinzen Stimme vernommen hatte. Der Wirth wollte von keinem Bekannten wiſſen. Jetzt kam mir wieder lebhaft ins

Gedächtniß, daß seit einigen Tagen der Pater eine vornehme Dame im Schloß empfangen habe, ein Diener, der sie gesehen, wollte mich versichern; es sey Gräfin Melicerte. Wie seltsam, sollte ich in der Stille von Bekannten umgeben seyn, die von mir nicht erkannt seyn wollten, um ihr heimliches Spiel ungestört zu treiben?

Einmal im Dorfe, wollte ich meinen jungen Vermählten nicht ohne Gruß vorbeigehen. Als ich in das zierliche Häuschen trat, zerstreuten sich eben die Gäste eines kleinen Familienfestes; nur wenige alte Gevatterinnen hatten sich festgeschwatzt und machten der kleinen Wirthin herzliche Langeweile, dem jungen Manne Verdruß. In der nahen Schmiede war man auch noch geschäftig. Als ich kam, tönten die eifrigen Schläge herüber, die Hausfrau ging ab und zu, die Gevatterinnen murmelten ihre Geschichten; endlich zog die eine ein paar halbfertige Windeln hervor, und die andern schlugen ein schalkhaftes herzliches Gelächter auf, welches die bleichen Wangen meiner kleinen Bäuerin wieder röthete. Sie war in diesem Moment so anmuthig, wie sie nur seyn konnte, und wirklich verführerisch. Ich sah mir dieses Glück bis zur innern Verstimmung an, und mußte denn endlich wieder in die Nacht hinausgehen; noch blieb ich vor der Schmiede stehen und sah den schimmernden Funken zu, wie sie sprühend herumfuhren und auf dem Schnee verlöschten.

Auf dem Heimwege, und weil es doch jetzt mit

meiner guten Stimmung vorbei war, ging ich zu dem Grabe meines Ermordeten, der hier auf dem Kirchhofe liegt und noch auf sein Monument wartet, das die Familie ihm setzen lassen will. Das Grab deckte hoher Schnee, ich selbst habe ein einfaches Kreuz darauf pflanzen lassen, gleichsam um mich von Zeit zu Zeit daran zu kreuzigen und mir in Erinnerung zu bringen, was für ein armer Sünder ich eigentlich bin, und daß ich mein süßestes Glück wie ein alberner Knabe durch zu täppisches Zugreifen zerbrochen habe. — Da liegt er nun, und wird ewig zwischen uns daliegen! Dieser verwünschte kalte Hügel wird niemals zu tilgen seyn. Aergerlich warf ich den Schnee mit dem Fuß auf, stieß, ohne es zu wollen, an das Kreuz, und es wankte. — Ein Schauer durchfuhr mich, ich sah mich um, ob niemand es bemerkt habe — es war alles um mich still, todt und kalt! — —

Ich hätte mich selbst zerstören mögen vor innerer Wuth und Aufregung. Unerhört! rief ich, welche Macht ist es, die sie und dich hier fesselt? War dieser Todte, als er lebte, nicht der langweiligste, unbedeutendste Alltagsmensch, der dir jemals peinvolle Stunden bereitete? Wie wenig gefährlich, als er lebte, ja er war todt, da er lebte; jetzt da er todt ist, lebt er recht eigentlich und wird gefährlich. — Den Lebenden, Langweiligen hätte man bei Seite schieben können, der stille Todte ist nicht mehr von der Stelle zu rücken. Gewiß, der Elende verstand

ſich auf ſeinen Vortheil; um uns recht nachdrücklich zu ſchaden, ſtarb er. Welche Schätze gäbe ich darum, ihn aufzuwecken; ich würde ihn bitten, beſchwören zu leben, zu lieben; alsdann hätte ich ihn gewiß wirkſam getödtet und auf immer bei Seite geſchafft. Halt! rief ich in meinem Selbſtgeſpräch, nur nicht zu gewiß deiner Sache; Galathee hat ihm wohlgewollt, und auf wen Galatheens Auge ruht, der kann nicht die ſtarre Puppe ſeyn, für die du den Todten hier ausgibſt. Ich wandte mich ſchnell ab, der Gedanke ſchüttelte mich wie Fieberfroſt, der Todte wurde mir noch mehr zuwider; eilig ſchritt ich den Hügel hinab, mein Geiſt war verſchloſſen und trübe. Ich beklagte, daß er nicht unter größern Qualen geſtorben ſey zur Strafe für die Vermeſſenheit, Galatheen nicht gleichgültig geweſen zu ſeyn. Ja, er iſt der Glückliche, Arthur, ich, ich bin der ruhelos Geplagte; in ſeinem kalten Hügel eingeſchloſſen, über den der Nachtſturm bläſ't, darf er meiner Fieberbruſt höhnen, die ſich bei jedem Pulsſchlage zermartert, indem der Gedanke ſie durchzuckt: Zweifel an Galatheens Liebe! —

Galathee an Robert.

Sie dringen in mich, die Zeit unſerer Zuſammenkunft näher zu rücken; ich hatte den Frühling

festgesetzt, Sie wollen jetzt mich wiedersehn. — Ich kann Ihrem Kommen nichts entgegensetzen, Robert, als meine Bitte und jene Gründe, die Sie schon kennen und billigen; wenn Sie dennoch kommen, so würden Sie mich vielleicht schwach genug finden, mich der Uebertretung meines eigenen Gebotes zu freuen; allein das Gefühl dieser Schwäche würde dann der empfindlichste Vorwurf für uns beide seyn. Harren Sie die Wintermonate noch aus, und wenn der alte Leichenschleier fällt, über alles Vergangene ein blühendes Vergessen schwebt, die Erde sich mit neuen Blumen schmückt, dann soll auch unsrer Schuld nicht mehr gedacht werden. Wir dürfen dieses hoffen, wenn wir die stille Zeit, die uns jetzt zwischen einer dunkeln Vergangenheit und einer hellen Zukunft geschenkt ist, nicht leichtsinnig verschleudern.

Kommen Sie jetzt, so fällt zusammen was ich so mühsam baute; mir wird die Zeit geraubt, die meinem Herzen so nothwendig ist, um seine Liebe, sein Glück und sein Mißgeschick in Stille durchzugehn und zu prüfen; ich weiß mich dann nirgends hinzuretten, Ihre Gegenwart würde mein ganzes Bewußtseyn ausfüllen, und von neuem müßte ich mich als Opfer ansehen, das einem unglückseligen Drange blind folgt und das Tiefste und Edelste auf unwürdige Weise verwahrlos't.

Warum konnte unsre Liebe nicht rein bleiben von diesen wilden Stürmen? Sie wäre es geblieben, Robert, wenn wir still und vertrauend die innere Stärke

wach erhalten hätten. Jetzt liegt eine dunkle That zwiſchen uns.

Sie machen mir Vorwürfe, Robert; Sie bedenken nicht, wem Sie ſie machen. Kann ich mehr für Sie thun, als die Schuld Ihres Bewußtſeyns theilen? Sie ſprechen ſogar leichtſinnig von Ihrer That, und meine Seele wendet ſich von Ihnen ab. Was mir der Verſtorbene war, wiſſen Sie; Sie wiſſen, was Sie mir ſind, und können mit einer angſterfüllten Bruſt ſpielen? Sie verweiſen mich auf die große Welt, nennen mir Beiſpiele — ich kenne ſie auch, doch nie möchte ich ſie nachahmen. Mich zwingt ein anderes Geſetz in meinem Buſen, und müßte ich verbluten, nie könnte ich's umgehen.

Sie ſpotten über Buße — in meiner Bruſt lebt ſie. Mein Leben hier in der Einſamkeit iſt mir eine heilige Buße — ich bereite mich vor, dem Manne meine Hand zu geben, der ſie durch Blut erkauft hat. O entſetzlich, Robert, — ſagt Ihnen denn Ihr Herz nichts, fühlen Sie nicht, daß ich bis zum Tode leide? Sich ſelbſt, den Geliebten nicht frei von Schuld zu wiſſen, und dennoch ein ganzes Leben auf dieſes ſchwankende Fundament zu bauen — Seligkeiten da ernten wollen, wo man Fluch geſäet — mir ſchwindelt.

Fühlen Sie in dieſen Anſichten, in dieſen Geſtändniſſen nur Kälte, ſo lieben Sie mich nicht, wie ich Sie liebe. Laſſen Sie uns dieſe Stille, theurer Freund, dieſe Einſamkeit beide nützen, um unſere

Herzen zu läutern. — Fürchterlich wäre es, wenn wir dieſen ängſtlichen, dunkeln Rauſch auch in die Ehe hinübernähmen; bis jetzt hat er unſere Herzen befangen gehalten, und jede unſerer Seligkeiten mit den bitterſten Qualen gemiſcht. Es ſoll anders werden — es kann anders werden! — — der Himmel wird ſein Heil, ſeine Ruhe, ſeine ſtille Seligkeit uns nicht verſagen: ich flehe ihn darum an.

Entfernen Sie ſich vom Pater; der Vortheil ſeiner Kirche bringt es mit ſich, Ihre Leidenſchaftlichkeit ſo heftig als möglich aufzuregen; Sie weichen dann von Ihren frühern Freunden immer mehr zurück. Jene Lehren ſind wie ein buntes Farbenſpiel; ſie entzücken das Auge, doch blenden ſie es. Was wir erforſchen wollen, ſteht uns immer nah, und Wärme und Innigkeit des Herzens können ſich mit der kälteſten Wahrheit des Geiſtes vertragen.

O Arthur, mehrere Briefe von ihr liegen vor mir — ich küſſe ſie, und meine Thränen haben ſie benetzt, obgleich ich auf ſie grolle.

Sie bleibt dabei, ſie will nicht, daß ich jetzt komme, ſie verbietet es mir, und ich muß wohl gehorchen. Dagegen bittet ſie, ich möge ihr die Schickſale meines frühern Lebens aufſchreiben und zuſchicken; ich habe es gethan, und ſie lieſ't nun daran. Der Himmel iſt Zeuge, ich habe nichts verſchleiert, ihr gegenüber könnte ich's auch nicht, denn während

ich ſchrieb, leuchtete immerdar gegenwärtig ihr klarer Blick mir zu — ein Blick, ruhig gütig, hinreißend liebevoll — konnte ich da das Geringſte verſchweigen oder entſtellen? — Ein rohes Kriegerleben, Feldzüge, Schlachten — hier und da Tollheiten — dann eine Periode völliger farbloſer Lebensabſpannung, Aufflammen religiöſer Tendenzen, hier und da ein richtiges Erkennen, dann wieder reichlich Ueberdruß, Verwirrung, Täuſchung. Auch meine frühere Liebe habe ich ihr geſchildert, ich habe das Mädchen nicht herabgeſetzt, dennoch muß ſie an jedem Worte fühlen, daß es keine Galathee war. Mit Einem Worte, der ganze Menſch, mißvergnügt, ewig wechſelnd, immer leidenſchaftlich zugreifend, ſteht jetzt vor ihr. Sie muß inne werden, was ſie an mir gebeſſert hat, aber ſie weiß nun auch hoffentlich, wie weit ſie ſich mit den Dämonen, die in mir ruhen, einlaſſen darf.

Ich ſoll, wie es ſcheint, keine glückliche Stunde mehr haben, alles ſieht mich feindlich an, und ich bin mir ſelbſt zuwider.

Eine Neuigkeit habe ich trotz meiner Einſamkeit und Abgeſchloſſenheit zu melden: Melicerte iſt hier. Sie verbirgt ſich nicht vor mir, denn ſie hält mich auch für einen Büßenden, und wir gehen gleichſam beide in die Schule beim Pater. Oft ſitzen wir einſam bei einander im alten Saale, die Lampe brennt vor uns und wirft ihre Schatten an die hohe Decke, die Amouretten von Gyps beleuchtend, die oben herumflattern. Es iſt ſo ſtill, daß wir die entfernte

Uhr im Dorfe ſchlagen hören — dann denken wir an die Tage des Glanzes, und ein wehmüthiger Engel zieht vorüber: wir greifen beide ſchnell zum Brevier, und Gebete gleiten über unſere Lippen. Ich ſehe öfters unbemerkt vom Buche auf, und freue mich, daß das hübſche Weib mir gegenüber noch offenbar mehr zu büßen hat als ich; ich gönne ihr die Schamröthe auf den Wangen, die niedergeſchlagene Wimper; im Moment darauf ſieht mich ihr braunes Auge wie fragend und ſpöttiſch an, und ſie mag dann wohl von mir daſſelbe denken.

Iſt es nicht ſeltſam, Arthur? von ſo vielen Sündern und Sünderinnen, die hier im Sommer ihr Weſen getrieben, ſind wir beide allein in die verlaſſenen Mauern gebannt! Als ich noch in der großen Welt lebte, hörte ich ſagen, daß bei weiblichen Charakteren der Uebergang einer Coquette zur Devoten für uns etwas Gefährliches habe. Man will die ſchöne Abtrünnige noch dieſſeits feſthalten, man greift zu, erwiſcht einen Zipfel des Gewandes, jetzt die Hand, den Arm, — und endlich ſteht ſie neben uns: wir haben dem Himmel eine Braut entzogen, und ſind doch weit entfernt, ſie zu der unſrigen zu machen.

Der Pater, ſo gern er mit mir ſpricht und ſtreitet, ſo wenig läßt er ſich mit ihr in dergleichen ein; es iſt völlig unter beiden abgemacht, was ſie von einander zu halten haben. Melicerte bleibt oft mehrere Tage im Kloſter Lichtenthal, wo die Aebtin ihre Tante iſt.

Melicerte iſt ganz geſchaffen für die Dogmen des Paters; ſie lebt im Katholicismus, und er kleidet ihr gut. Sie wechſelt ab, bald flattert das Kleid ſinnlicher Schönheit um ihre blühenden Formen, bald hängt loſe der härene Rock der Buße darüber. Oft erſcheint ſie mir wie das Glasgemälde einer in bunten Gewändern gehüllten Heiligen in die dunkle katholiſche Dämmerung hineinleuchtend, dann ſcherzt ſie wieder als völlig weltlich graziös, bis in die kleinſte Biegung und Wendung hinein anmuthig lebhaft, ſtets neu und neckiſch an mir vorüber. Ich fragte ſie vor einigen Tagen, ob ſie auch wiſſe, was ſie bereue; o ja, erwiederte ſie, ich bereue, einen andern Mann neben dem meinigen geliebt zu haben, und das iſt eine große Sünde. Aber, rief ich eifriger, und ſah ihr in die dunkeln, niederblickenden Augen, aber wenn Sie nun Ihren Mann nicht lieben konnten? — Gleichviel, ſagte ſie, davon iſt hier nicht die Rede, ich hätte in dem Falle gar nicht lieben ſollen, weder dieſen, den ich nicht lieben konnte, noch jenen, den ich nicht lieben durfte — und daß ich dieſes nicht gleich eingeſehen und danach gehandelt habe, dafür büße ich jetzt, und ſuche mich mit der Kirche wieder in ein gutes Vernehmen zu ſetzen. — Werden Sie aber wohl den Vorſatz, gar nicht zu lieben, halten können? Ich hoffe es, erwiederte ſie; könnte ich ihn aber nicht halten, ſo würde ich mir eine noch ſtrengere Buße auferlegen. — Und worin beſteht Ihre Buße? — Ich empfehle mich der Gnade

der heiligen Jungfrau, ich leſe das Leben der heiligen Magdalena, erflehe ihre Fürſprache, bete die mir aufgegebenen Ave Marias und Paternoſter, höre Meſſe, beichte endlich, unterwerfe mich der Disciplin und empfange die Abſolution; das macht in allem wohl vier Wochen, wo ich nach Ablauf dieſer Zeit wieder in der Welt erſcheine — ach, vielleicht um neuen Verſuchungen entgegenzugehn. Doch man muß nicht unbillig ſeyn, wir ſind nicht ganz ſchutzlos, die Kirche entläßt uns in die Welt, indem ſie uns allerlei Schutzmittelchen mitgibt. Sie zog bei dieſen Worten ein kleines Kreuz von Ambra hervor, das ſie, wie es aus dem Buſen kam, mir in die Hand gab. In dieſer Hülle, rief ſie lebhaft, ruht ein Splitter, ich weiß nicht von welchem heiligen Holze, wo nicht gar vom Kreuze ſelbſt — o das ſchützt, das bewahrt! Doch halten Sie es nicht zu lange in der Hand, rief ſie mir ängſtlich zu, Sie ſind ein Ketzer, es möchte in Ihrer Berührung ſeine Kraft verlieren, und wo bliebe ich da in den Strudeln der Welt ohne die Wunderkraft meines Kreuzes! Sie nahm es, küßte es, und ſchob es unter den ſchwarzen Gaz-Schleier, der ihren Buſen deckte. — Und Ihre Buße? — rief ſie, indem ſie mir lebhaft die Hand auf die Schulter legte und mir dabei bekümmert und ſeltſam wehmüthig in die Augen ſah, armer Mann, erzählen Sie, wie machen Sie es, um mit dem Himmel einig zu werden? — Ich habe keine Kreuze, rief ich, keine Paternoſterkränze. Deſto ſchlimmer

für Sie, wie böſe, wenn Sie ſich nun mit der Sünde einlaſſen! Doppelt böſe, rief ich, wir haben keine Heiligen, die uns vertreten, keine Prieſter, die uns ſo leichten Kaufes und ſo voreilig losſprechen, wir ſind geradezu an den Gott gewieſen, den wir beleidigt haben, und vor dem wir nur Gnade finden, wenn wir uns im Geiſte demüthigen und uns ihm blind unterwerfen. Sie ſehen, ſchöne Mitſchuldige, daß da Ihre vier Wochen ſchwerlich hinreichen möchten. Wir leiden oft ein ganzes Leben hindurch, und nur wenige Begünſtigte vollenden das ſtille, ungeheure, geheimnißvolle Werk ihrer Buße in einer halben Stunde, doch das iſt eine halbe Stunde, die braune Locken grau färbt und blühende Wangen todtenfarbig. Auch dergleichen kleine Kreuze helfen uns nichts; wir müſſen mit dem großen Werke ohne kleine Kreuze und Bänder fertig zu werden ſuchen, und dazu, wenn wir uns ſo martern, tönt keine ſüße Muſik in das Ohr, wir ſehen nicht dabei allerlei ſchöne Bilder an, ſondern ſitzen, gleich Kindern, die von ihrem Vater geſtraft werden, lange, lange im kalten Winkel irgend einer Dorfkirche, bis der Eigenſinn gebrochen iſt und wir wieder liebreich aufgenommen werden.

Melicerte ſchüttelte ſich bei dieſen Worten wie vor Kälte: ach, rief ſie, da würde ich mich wohl hüten zu ſündigen. —

Gerade deßhalb, entgegnete ich, iſt auch dieſe Anſtalt getroffen worden. Wir haben entdeckt, und

ſind nicht wenig ſtolz darauf, daß Ihre Glaubensgenoſſen, ſchöne Mitſchuldige, die Strafe ſo einzurichten pflegen, daß viele Leute Luſt bekommen, ſich ſtrafen zu laſſen. Man züchtigt ſie ſo angenehm mit bunten Farben, ſüßen Melodien, ſinnlichen Gefühlen und ſchmachtenden Seufzern, daß die Strafe Genuß wird; da fiel man auf den kalten Kirchenwinkel — und das wirkte. Die ſo Gebeſſerten wollten Zeitlebens nichts mehr von der Sünde wiſſen.

Das glaube ich, rief ſie und ſchwieg eine Weile; aber, ſetzte ſie ſchnell hinzu, Sie wiſſen auch nichts von der Tugend. Sehr viel, antwortete ich. Und was belohnt Sie, wenn Sie recht handeln? haben Sie Träume, in denen Ihnen die heilige Barbara erſcheint, wie ſie eine weiße Taube, als Verkünderin der Wiedererneuerung des Bundes, auf Ihr Haupt flattern läßt? verſichert der heilige Franciscus Sie ſeines erneuerten Schutzes? hören Sie himmliſche Melodien, die Sie bis in jene Regionen führen, wohin nur das entzückte Auge des wahren Gläubigen ſchauen darf?

Schöne Freundin, rief ich, Sie vergeſſen den kalten Kirchenwinkel; kommen wir aus dem heraus, ſo küſſen wir die Hand unſers Vaters; waren wir ſchon früher ſtille, ſo ſind wir jetzt noch viel ſtiller; froh und fröhlich gehn wir umher, lieben jetzt alle Welt mit einer weichen, charakterloſen Liebe, und beugen vorſichtig jedem Feuer aus, wie das Kind, das ſich einmal gebrannt hat. Und nach dieſen Grundſätzen

nun

nun wollen Sie Ihr künftiges Leben einrichten? Noch bin ich nicht so schlimm daran, rief ich mit einem Seitenblick auf die Fragerin, noch habe ich die Treue nicht meinem Weibe gebrochen. Weil Sie keine haben, entgegnete sie; o wir verstehen uns, gehen Sie nur in Ihren Winkel, ich werde in den meinigen gehen — wir sind beide nicht ohne Ursache drinnen. Sie sah mich eine kleine Weile ernsthaft und forschend an, dann trat sie von mir ab ans Fenster, und blickte in den frostig rothen Abendhimmel. Ich hörte, wie sie leise an ihrem Rosenkranz betete, der Hauch ihrer Lippen flog die Fensterscheibe an. Jetzt kam ihr Schoßhündchen lärmend die Zimmerreihe daher, sprang sie an; sie wandte sich um, unendlich reizend war die Biegung ihres Hauptes, sie liebkos'te am Thiere, verschwunden war jede Spur von Ernst und Nachdenken; sie verfolgte ihren Liebling durch die Zimmer, und als dieser bei mir Schutz suchte, sah ich bald sie vor mir niedergeworfen das Thierchen einfangen. Es wurde wieder frei, erschnappte boshafter Weise den Rosenkranz, und eilte damit lärmend in das entfernteste Cabinet, und seine Gebieterin verfolgte es scheltend und lachend.

Später wurde Licht gebracht, ich setzte mich mit einem Buch an den Tisch; nicht lange, so erschien sie und nahm neben mir Platz, und ich mußte ihr vorlesen. So einfach, still wurde ein wunderlicher Tag beschlossen.

Vor wenigen Tagen ſuchte ich Melicerten, ich fand ſie in dem Vorgemach, das zu ihrem Cabinet führt: ſie lag, die ſüßeſte Stellung, weich, ſchwärmend niedergegoſſen auf den Knien vor ihrer Harfe, das Haupt gehoben, der Blick mit dem vollen Schimmer eines Engelblickes nach oben gerichtet; der rothe dunkle Sammt, der dieſe ſüße Geſtalt umſchloß, glitt in weicher Fülle auf den Teppich hin; ein Seſſel zur Seite hingeſchoben trug das Notenblatt, zugleich ein Crucifix; von oben glitt der gelbliche Mondglanz einer Alabaſterlampe über ſie hin. O Arthur, wie ſind mir armem Sterblichen die Sinne gefeſſelt —! dieſes Weib iſt ſchön! — der Gedanke zuckte durch mein Inneres: ſie bereut eine Sünde — wäreſt du der Gegenſtand, um den dieſes Weib geſündigt! — Sie bemerkte mich nicht, auch nicht den Pater, da wir beide vom Schatten der halbgeöffneten Thür im dunkeln Gemach lauſchten. Ich drückte des Mannes Hand mir zur Seite: Sehen Sie da Ihr Werk! liſpelte ich leiſe. Nicht meines, entgegnete er, die Kirche hat ein verirrtes Schaf in ihre Hürde wieder aufgenommen. Himmel! rief ich ängſtlich, ſie weint! Wohl dieſen Thränen, antwortete er, kommen ſie endlich, um das buhleriſche Lächeln von den Lippen einer guten Tochter zu löſchen!

Ich brachte den Blick nicht fort; dieſe klaren, herrlichen, dunkeln Augen, Arthur, ſie füllten ſich mit Thränen, das ſchöne Haupt ſank auf die Bruſt — ſie weinte. Ich habe ſchon öfters weinen ſehen,

es waren immer kalte Thränen, schlechte Schauspieler, die sich nur lächerlich machten; hier aber weinte eine Seele mit so strömender Innigkeit, daß mir wehe wurde, der weiche Busen bebte erschüttert, Wangen, Nacken und Stirne überschüttete dunkle Röthe. Mit welchem treibenden Gefühle hob sie die Arme jetzt gegen das Crucifix, sie nahm es, es ruhte zwischen ihrem Busen, sie hielt es, wie eine ängstliche Mutter ihr Kind hält; das Silber schimmerte nur schwach unter den dunkeln Locken hervor, die darüber hinabstürzten. — Alle meine Nerven bebten, meine Seele glühte — hatte jemals ein Gott eine süßere Stelle? sie küßte ihn, doch nein, kein Kuß, sie sog den heiligen Schmerz in sich, minutenlang hing sie mit den Lippen am Silber; ich hörte sie stöhnen; eine starre Blässe deckte jetzt Gesicht und Busen; der rothe Sammt, von der Schulter niedergleitend, schloß einen Marmor ein, der nur durch leise Bewegung sein Leben verrieth. Ihr Köpfchen hing matt an die Seite, zusammengebrochen war die ganze Gestalt, die Rechte drückte sich krampfhaft ans Herz, dann hing sie kraftlos an den Boden. Mein Gefühl drückte mich nieder, ich mußte mich auf die Schulter des Paters stützen, und ein Strom von Thränen drang auch aus meinem Auge. Sie leidet fürchterlich, rief ich zürnend, wollen Sie sie unter ihren Martern vergehen lassen? — Er antwortete nicht, doch ich fühlte, daß er bewegt war. Jetzt tönten Klänge, leise Accorde, immer voller und an-

ſchwellender, dann wie mit Flügelſchlägen ſpielender Engel in den ſüßeſten Harmonien dahinziehend; endlich brach die reine Stimme ſelbſt hervor, die Worte eines Pſalms wurden hörbar; zugleich hob ſich das Haupt, die glänzende Stirn ſchüttelte wie nächtliche Träume die Fülle der dunkeln Locken vor ſich nieder, das Auge ſandte ſeine Strahlen gleich einer ſiegenden Morgenröthe über eine erwachende Welt, die Lippen öffneten ſich, und ſogen den wehenden Gottesathem in ſich; wie eine Erſtandene hob ſich die prächtige Geſtalt aus dem Blutbade der ſchweren Sammtfalten immer höher und höher empor, und endlich jubelten wilde Klänge, begeiſterte Hymnen gegen den Himmel. O Gott, rief ich, der Engel drängt ſich zum Licht! wie entzückend, wie alles niederdonnernd und überglänzend! — ach, wer den Himmel mit ihr theilen dürfte! — — Er ſteht Ihnen offen, rief mein Gefährte. Meine Sinne verwirrten ſich, mein Auge war auf den ſchönſten Buſen geheftet, der im Sturm der Siegeshymne auf und nieder flog, ich ſah nur das ſchöne Weib, ich fühlte in jedem Nerv ihre Nähe.

Wir ſchlichen leiſe fort, und noch lange riefen mir die tönenden Accorde nach. Als ich allein durch den nur ſchwach beleuchteten Saal ging, kam mir Stephan mit einem todtblaſſen Geſichte entgegen; das Licht, welches er trug, ſchwankte. Was iſt Ihnen widerfahren? fragte ich. Im Zimmer, ſtotterte er, in dem der alte Fürſt geſtorben — Nun? —

Nicht mit rechten Dingen geht's darin zu! — Sie träumen wohl. — Eben sah ich den Fürsten im Mondschein am Fenster sitzen; sein Haupt hing wie bei einem Erwürgten hinten über die Stuhllehne herab. — Ich faßte den Knaben am Arm, nahm ihm das Licht ab und leuchtete ihm ins Gesicht. Er heftete die Augen auf den Boden, Thränen stürzten hervor, und indem er mit der Hand in die Gegend zeigte, von wo er gekommen, rief er kaum hörbar: das bedeutet meinen Tod! — Er entriß sich mir, und schloß sich einem Diener an, der in die entgegengesetzte belebte Galerie eilte.

Ich ging weiter; der Knabe hatte alle Thüren offen gelassen, ein kalter Luftzug drang mir entgegen und verlöschte das Licht; der helle Mondschein, der sich durch die Fenster auf dem Boden malte, zeigte mir den Weg; die doppelten Teppiche, die man von der Zeit der Krankheit her noch hatte liegen lassen, machten meine Fußtritte unhörbar; ich kam mir selbst wie ein irrer Nachtwandler vor, und auf wenige Augenblicke trat jene Zeit wieder vor mein Auge, wo diese Räume ein glänzender Schwarm durchzog, wo Licht, Scherz, Gelächter und Neckerei hier ihr Spiel trieben. In diesem Traume ganz befangen, erschrack ich nicht, als ich die Stimme des alten Fürsten deutlich meinen Namen rufen hörte; wie ich gewohnt war, wollte ich in das Zimmer treten, als plötzlich die tiefe Stille, die Nacht um mich her mir meine Täuschung bemerkbar machte. Wie wurde

mir aber, als ich jetzt mit völlig wachen Sinnen noch einmal deutlich jene Stimme hörte, wie sie in wohlbekanntem, langgezogenem Tone meinen Namen nannte, ungeduldig hüstelnd und wie nach Luft schnappend. Soll ich dir meine kindische Schwäche gestehen, Arthur? ich wandte, schon die Thür zum Cabinet in der Hand, leise um, und ging über den Saal zurück.

Galathee an Robert.

Wo jemand einsam trauert, da tritt der Frühling als Tröster ein; wo ein hoffnungsloses Herz zu brechen droht, da zeigt sich überraschend der Geliebte der Jugend; ich Glückliche, mir erscheinen Frühling und Liebe zugleich! Soll ich noch klagen über die Zeit meiner Trauer?

Wenn sich die Erde bräutlich mit Blüthen schmückt, dann schlägt mein Herz dir entgegen.

O fort, fort diese finstern Stürme, diese düstern, winterlichen Wolken! — herbei, goldner Strahl des Lebens, süße Blüthenluft der verjüngten Welt! — Täglich, Robert, lausche ich hier in der Landschaft auf die erste lallende Kinderstimme des Frühlings; in meinen Träumen höre ich schon das junge Laub rauschen, ich sehe das erste Veilchen blühen, und es zittert in meiner Hand! — ich geh' am Angesicht der

jungen Roſe vorüber, und lauſche, ob ſie mir lächeln will.

Glücklich ſind, die das erſte reine Licht verbindet, die, wenn rings die winterlichen Schatten niederſinken, an den Altar des Lebens treten dürfen, um ein heiliges Gelübde zu beſchwören. Robert, ich wünſchte einſt die ſchönſten Epochen meines Lebens in den Frühling zu verlegen, faſt ſind meine Wünſche ſchon erfüllt. Mein erſter Bund am Altar des Herrn, der irdiſche mit dem Geliebten — es fehlt nur noch die Todesſtunde. Wie wunderbar war jene erſte Weihe; an der Hand meiner Mutter trat ich in die kleine Dorfkirche; ein klarer Himmel ruhte darüber hingebreitet, wie der ungetrübte Frieden einer frommen Seele, Schaaren heimkehrender Vögel zogen durch die Bläue, ſchwere Blüthenäſte hingen über die Kirchhofsmauer — überall heilige Gottesliebe und Frühling. Die Oſternglocken erklangen aus den benachbarten Dörfern; ihr bebender Ton drang in meine junge Seele und miſchte ſich wunderbar mit dem Hauch des Frühlings, mit dem Athem der verjüngten Welt. Mit mehreren Mädchen meines Alters kniete ich nieder, ſtille war es in der Kirche, und dann tönten die Worte des alten Geiſtlichen über unſern geſenkten Häuptern. Als wir wieder heraustraten, ſchwamm eine blaßgelbe Wolke über die Kirche weg, in der Ferne hörten wir den Klang einer Hirtenflöte; — die Welt war unſer! —

Dieſem heiligen Frühling folgten viele, in der Enge der Stadtmauern vertrauert, in den goldenen

Sälen der Paläste verkümmert. Es blühte die Rose, und niemand sprach davon; es tönten die frommen Osterglocken, und Keiner wollte sie gehört haben; die Linde trug ihre vollen Blüthenbüschel an den Weg, vergebens, kalt gingen sie an ihr vorüber. Da warf sich der verlassene Frühling an das Herz der Liebe, und seine schmeichelnden Töne rangen stürmisch nach Erwiederung. —

Meine Träume, Robert, sind mit dir und dem Frühling beschäftigt. Heute brach der goldene Morgenstrahl in mein Gemach, und brachte mir Grüße von dir. Traure nicht, rief er, er kommt, ich eile ihm voran! — Die Welt, die er betritt, soll leicht seyn, Blumen sollen unter seinem Fußtritt sprossen, fröhliche Wandervögel vor ihm her als Herolde in die Welt ziehen! — Aus den Gesängen der Nachtigallen höre seine Stimme heraus, und lächle, wenn sie dir süßer tönte, als die Stimme meines Lieblings! —

Nicht wissend, was ich beginne, träumend, eine Glückliche, wandle ich unter den Menschen umher. In der Einsamkeit überschüttet mich dein Andenken. — Wie ein großes Geschenk steht deine Liebe vor mir, ich suche mich zu fassen, und kämpfe mit der Fülle meines Bewußtseyns.

Wenn der Mond leise seine Bahn wandelt, und die zarten Wölkchen der Nacht durch die tiefe Bläue nach sich zieht, dann hängt der Blick der Sehnsucht am klaren Auge des Himmels, und hofft in der Stille Gewährung für jeglichen Wunsch. Dann stehen die

Blüthenbäume ſtille, der helle Wieſenpfad feiert im Mondſchein, und von den fernen Gebirgen herüber ſäuſelt Friede; ach, da breitet der arme, verlaſſene Menſch die Arme weit aus, da hofft die ſo oft getäuſchte Seele wieder neu, da weint das erblindete Auge jene Thränen heiliger Jugend, die es ſchon auf immer verſiegt glaubte. —

An Arthur.

Melicertens Mann, der ſie hier völlig ſicher weiß, ſchickt ihr nur von Zeit zu Zeit Briefe, die ſie zärtlich, aber kurz beantwortet. Die Unterredungen mit dem Pater werden jetzt, zum Zeichen daß ſie gegen's Ende gehen, immer kürzer: ein Benedictiner aus Baden hat auch herkommen müſſen. Ich kenne ihn von Neapel her, wo er eine hübſche Wittwe, der Himmel weiß wie, auf den rechten Weg zurückführte. Aus ſeinen dunkeln Augen blitzt die allein ſeligmachende Kirche mit ganz eigenthümlichen Flammen hervor, dennoch gehört er zu den gutmüthigen, offenherzigen Heuchlern, denen man nicht böſe ſeyn kann.

Vor einigen Tagen überraſchte uns Camaro. Der Fürſt hält ihn jetzt nicht mehr, und er geht nach Italien zurück. Er machte ſonderbare Mienen, als er hörte, daß wir hier Buße thäten. Der Prinz läßt

mir ſeine Gnade zuſichern; mit dem Frühling ſoll noch einmal alles zuſammenkommen, damit dann jedes mit ſeinem Schickſal ſcheide, der Prinz mit ſeiner Braut, die Markgräfin mit ihrem Pater, ich mit Galatheen. Sie und ich! — in wie wenigen Worten welche Seligkeit! —

Indeß Melicerte von ihren beiden geiſtlichen Vätern ſich in die Kirche führen läßt, ſitzen wir im Zimmer des guten Franz im Dorfe, den wir für einen jungen Ehemann, lange nicht zufrieden und heiter genug finden. Camaro will ſeine kleine Intrigue hier ſchnell abbrechen, um auch von dieſer Feſſel befreit, in ſein ſchönes Heſperien zu ziehen. Die dadurch freigewordene Fleurette wird Stephan anheim fallen, der ſchon mächtig nach Zerſtreuungen der Art ausſchaut. Der Junge iſt in ſeiner jetzigen Umgebung ſchon ſo rechtgläubig geworden, daß er allemal das kleine Kreuz, welches ihm auf der Bruſt ruht, ablegt, wenn er auf einen Kuß ausgeht. Melicerte, die einen Vorrath von derlei Kreuzchen haben muß, hat es ihm aus beſonderer Gnade geſchenkt, und durch ihre Vermittelung hat der Pater einen kräftigen Segen darüber geſprochen.

Eines Tages, da wir zuſammen auf die Jagd gegangen waren, überraſchte ich ihn, wie er an einen Baumzweig das Kreuz aufgehangen hatte und davor kniete; gleich darauf that er an einer gefährlichen Stelle, ehe ich's verhindern konnte, einen verzweifelt kecken Sprung. Auf meine Vorwürfe erwiederte er,

daß er sich zuvor auf die gehörige Weise der heiligen Jungfrau und dem Kreuz empfohlen habe. Wenn unsere gute Frau zu Maria Einsiedeln, rief er, auch um meinetwegen nicht besondere Gnade ausüben wollte, so würde sie es gethan haben der Gräfin Melicerte wegen, der frömmsten und schönsten Dame in der Christenheit. Ich lachte ihm ins Gesicht, er stampfte mit dem Fuße und schnitt mir eine Grimasse zu; nach einer Weile fuhr er fort: als sie es mir gab, zog sie es aus ihrem schönen Busen hervor. Ach, hätte sie nur das nicht gethan, nicht mir es in die Hand gegeben, da es noch warm war — aber nun liegt mir immer die Stelle im Sinn, wo es geruht, und wo es diese Wärme in sich gesogen. Meine Hand zitterte, und mein Auge füllte sich mit Thränen. Freilich, die heilige Jungfrau ist überall heilig, und Sanctus Stephanus, mein Schutzpatron, hat vielleicht nie einen kostbarern Altarschrein gehabt, als solch einen Busen; aber mußte ich ihn nun gerade sehen? ins Allerheiligste lassen die Priester doch sonst nicht jedermann hineinschauen. Ich nahm das Kreuz und brachte es noch so warm auf meine nackte Brust. In der Nacht träumte mir, es ginge wieder an seine alte Stelle zurück und zöge mich nach sich. Nun merkte ich wohl, daß der heilige Stephan nicht bei mir ausdauern wolle, weil ich sündliche Gedanken hegte, allein wer war daran Schuld? — Ach Gott, auf diese Weise will es freilich mit meiner Andacht nicht recht fort, und das Kreuz macht mich noch zum Sünder.

Er plauderte noch so fort, indeß ich träumend auf mein Gewehr gestützt ihm nur unwillig zuhörte. Der Th unwind schüttelte die Fichten über uns, und heisere Raben krächzten in unserer Nähe. Ich sah mein eigenes thörichtes Herz im Bilde vor mir, ich hörte seine Sprache aus den stammelnden Geschichten heraus, die er schamhaft halb verhüllte, halb preisgab. — Wenn die Rose wieder jung wird, rief der poetische Junge, dann, sagt man, sind die Mädchenherzen, auch die härtesten, weich und nachgebend; ich habe mir erzählen lassen, daß sie alsdann nichts versagen können — dann werde ich die Gräfin bitten, ihr Kreuz wieder zurückzunehmen, und dann soll sie es von mir auch warm bekommen, warm von meinen Küssen; schiebt sie es wieder in ihren Busen, so ruhen meine Küsse auf ihrem Herzen, und peinigen die zarte Haut mit kitzelndem Feuer. O, sie soll an mich denken! — Er lehnte sich an den Baum mit der Stirn, und seine Thränen flossen; ich erschrack über ihn, denn er war leichenblaß geworden und zitterte. Als ich ihm ernstlich gebot, nicht mehr an das Kreuz zu denken, sah er mich nur mit einem dunkeln Blicke scheu von der Seite an. Wir schritten stillschweigend den schmalen Pfad herab. —

Dieser Knabe wird mir nun auch zum Vorwurf; wo ich hinblicke, keimt mir ein Mißvergnügen empor. Zu Hause angelangt, brachte man mir einen Brief von Galatheen; ich flüchtete mit ihm in den Pavillon,

und nun endlich einmal war ich allein und mir ſelbſt wiedergegeben.

Galathee an Robert.

In die Kirche des Ewigen trete ich als frohe Braut. Am Altare brennen die Fackeln der Roſe, der Frühling tritt als Prieſter auf die heiligen Stufen und breitet ſegnend ſeine Arme über die helle, glückliche Welt. Heilig, heilig, heilig! tönt es und jubelt zum azurnen Dom hinan. —

Wie ſüß, Geliebter, nun daß wir ſtille gehalten haben den läuternden Prüfungen der Zeit; aus dem Schleier langer, verhüllter Wochen entwickelt ſich jetzt blühend unſer ſegensreiches Geſtirn.

Daß Sie die Gemächer bewohnen, in denen ein ſchönes und zugleich trauriges Andenken für uns ewig leben wird, kann ich Ihrer Stimmung nicht günſtig denken; Ihr Bewußtſeyn verliert an Klarheit und Ruhe, Ihr Gefühl wird unnöthig gepeinigt. Bedürfen wir denn wohl noch der Mittel mehr, um uns innerlich zu trüben? Stürmen nicht unaufhörlich die Kräfte der Welt gegen uns an, um uns den Frieden zu rauben, in dem wir unſer Glück gefunden; ſollen wir ihnen noch Vorſchub thun? Auch den Pater und Melicerten wünſchte ich aus Ihrer Nähe fort; beide ſtehen mir ſo fern, ſo geſtaltlos, ewig wechſelnd un-

erfreulich, ſo durch und durch fremd — Ihnen, Robert, müſſen ſie eben ſo erſcheinen, das weiß ich, das ſagt mir mein Herz, weßhalb alſo dieſe kalte, fremde Gegenwart bei unſerer Liebe? —

Ihr Leben liegt vor mir; mit wehmüthigem Ernſte überſchaue ich die düſtern Räume, die ein verſagender Gott Ihnen mit Schmerzen ausgefüllt hat. Ich quäle mich, wenn ich ſehe, wie Sie von Land zu Land irren, ruhelos, mit dem ſteten Vorwurf über die Armuth des Lebens auf der höhnenden Lippe, und dann wieder ſo herzlich ruhebedürftig und weich und liebevoll ſich dem kleinſten, unſcheinbarſten Genuſſe hingebend. O Robert, das, was wir alle ſuchen, verſteckt ſich nicht hinter dem Gepränge bunter Lebensformeln, es iſt ein ſo einfaches und unſcheinbares Gut, daß es den Augen der Suchenden oft entgleitet. Sie zeigen ſich jetzt beruhigt und zufrieden; in unſerer Liebe glauben Sie den ewigen Halt des Lebens gefunden zu haben; aber wie, Robert, wenn dieſe Liebe ſelbſt eines Haltes bedürfte, einer Würde, die wir ihr verleihen müßten? wenn ſie ohne dieſe eben den entſetzlichen Täuſchungen unterworfen wäre, wie jede andere Scheinfreude des hohlen Lebens? —

Ich will nicht mit Ihnen zürnen, Robert, daß Ihrer Briefe jetzt weniger werden, doch wiſſen Sie, daß Sie dadurch Ihrer Galathee einige glückliche Stunden rauben, deren ſie nie viele in ihrem Leben gezählt hat.

Der Frühling naht, Robert! — O könnte ich mit

allen Flammen seiner Liebespracht in Ihr Herz leuchten! — Welche Seligkeit überschüttet mein Wesen! —

Auch in unserm stillen Leben gehen Veränderungen vor. Franz ist Förster geworden, und bewohnt einstweilen aus besonderer Gunst, und weil die Stelle des Oberförsters noch nicht besetzt ist, dessen Häuschen im Walde. Camaro und ich sind oft seine Gäste; Camaro, weil er Fleuretten mit ihrer Mutter dorthin bestellt, um mit beiden zu unterhandeln; ich, weil mir das Schloß, wo Melicerte nicht mehr sich blicken läßt, zu eng wird. Sie hat sich mit ihren Mönchen eingeschlossen.

Der Himmel breitet einen düstern Schleier nach dem andern aus; der Schnee ist fort, ein farbloses, verdrießliches Grau liegt über der Erde, dennoch zieht, öfters gegen Abend, wie der ferne Flügelschlag eines Engels, ein warmer Frühlingsodem aus der Ferne herüber.

Mein Herz ist verschlossen, ich mag nicht in die Vergangenheit, nicht in die Zukunft sehen. Eine freundliche, wohlthuende Arbeit bieten mir meine Legenden, an denen ich weiter dichte, und deren verschlossene Gluth ein wahrer Gottesdienst für meine Seele ist.

Jetzt aber höre ich Camaro's Stimme im Nebenzimmer erschallen; es gibt lebhaftes Hin- und Wiedergerede, einen Streit. Die Mutter ist mit dem Gelde nicht zufrieden, das er ihr und der Tochter aussetzen will; sie zählt ihm an den Fingern her die Bedürf-

niſſe der Familie, die Geſchenke an geſchwätzige Gevatterinnen, damit ſie ſchweigen, die Almoſengelder, damit man ſich wieder, wo möglich, in guten Ruf ſetzen könne, und endlich müſſe auch Einiges für die arme Verlaſſene gethan werden, damit ſie ſich in ihr Schickſal leichter füge. Jetzt wird auf der einen Seite zugelegt, auf der andern etwas abgelaſſen, ein neuer Zank entſteht, endlich entſcheidet doch der Tochter blaues Augenpaar, und mit einem krampfhaften Lachen höre ich den ſonderbaren Camaro die verweigerten Goldſtücke auf den Tiſch werfen. — Die Alte triumphirt, und das Mädchen hüpft im Zimmer umher; die Scene iſt ausgeſpielt. Stephan ſchleicht um uns herum und macht Bemerkungen nach ſeiner Weiſe; er iſt nicht wenig ſtolz darauf, daß er eigentlich der Förſter iſt, denn Franz kann es nun einmal nicht laſſen, im Dorfe bei ſeinem friſchen, jungen Weibchen zu ſitzen, anſtatt hier auf Walddiebe zu lauern. Sie hierher zu bringen, wagt er nicht; ſeine Gäſte, die er ſelbſt nicht gewählt hat, erregen ihm zu verdrießliche Bedenklichkeiten. —

Camaro's Vorſchlag, ihn auf ſeiner Reiſe zu begleiten, beſchäftigt mich ernſtlich, ich ſähe es für ein Arzneimittel an. Ich fühle, daß ich mich losreißen muß, jeder Tag bringt mir eine neue Marter. Galatheens Briefe liegen vor mir; um zu fühlen, was ſie für mich enthalten, ſuche ich vergeblich eine einſame Stunde, eine Stunde, wie ich ſie früher ſo oft heilig und ſtill genoſſen habe. Melicerte, der ich von meiner

Reiſe

Reiſe geſprochen habe, iſt zufrieden damit, daß wir gehen, ſie hat mir eingeſtanden, daß unſere Gegenwart ſie ſtöre. In dieſen Worten, Arthur, wer ſie zu deuten verſteht, liegt ſchon ein unendlich ſüßes Bekenntniß, und das gleitet über ihre Lippen ſo leicht hin, mit der vollen Anmuth ihrer ewig bewegten Seele. Das ganze Büßungsgeſchäft ſcheint jetzt zu Ende zu ſeyn, man iſt im Allgemeinen mit dem hübſchen, gefälligen Weibe noch recht menſchlich verfahren.

Camaro ſieht es für ausgemacht an, daß ich ihn begleite; in Venedig, das ich noch wenig kenne, ſoll ein ziemlich langer Aufenthalt gemacht werden. Als Stephan von dieſen Planen hörte, trat er heftig und trotzig vor mich und erklärte, daß ich nimmermehr den Muth haben würde, meine Entſchlüſſe auszuführen. Als wir beide in ihn drangen, ſich näher zu erklären, ſagte er zu mir: ich glaube nicht, daß Sie im Stande wären, im Fall Ihnen in Ihren Angelegenheiten etwas völlig ſchief ginge, ſich augenblicklich eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen. Wir ſchüttelten ihn am Arm und erinnerten ihn zu bedenken, was er eben geſagt habe. Ja, ja, erwiederte er, ich weiß vollkommen gut, was ich behaupte; wer ſich bei gewiſſen Ereigniſſen nicht vor den Kopf ſchießt, hat nie einen gehabt. Der Graf hier wird weder reifen, noch ſich jemals vor den Kopf ſchießen. —

Camaro lachte, mir jedoch erregte der ſeltſame Burſche ein gewiſſes Grauſen. Wir ließen ihn gehen ohne ihn weiter zur Rede zu ſtellen.

Der Zufall ſpielt ein gewagtes Spiel mit mir, ich will es ein Spiel nennen, denn ich kann nicht glauben, daß ich für ein vorübergehendes Gelüſte der Neugier ſo ſtreng beſtraft werden ſoll.

Ach, wer nur malen könnte! — die ganze ſtrömende Innigkeit meiner Seele wollte ich in ein Bild wie dieſes ausgießen! — Höre, Arthur. Durch die Gefälligkeit des Mönches, der, wie ich dir gemeldet habe, dem Pater in den geiſtlichen Geſchäften hier zur Hand geht, erhielt ich einen Platz in der Kirche vor einer kleinen Fenſteröffnung in der Mauer nach der Pönitenz-Kammer zu, wo ſich mir ein Bild von üppiger Färbung zeigte. Der Mönch hatte, nach ſeiner Weiſe zu urtheilen, nicht Unrecht; er meint, durch Anblicke der Art, mich zu ſeiner Kirche hinüber zu ziehen, er hat noch viel mehr erreicht, geradezu in den Himmel hat er mich verſetzt. Es war Mitternacht, auf dem Altare brannten zwei hohe Kerzen, auf den Stufen kniete — ſie —

Mein Buſen arbeitet heftig. Soll ich dir denn das Bild wirklich geben? — Kannſt du in deiner kältern Natur einen weichen bebenden Nerv finden, der eine Entzückung wie dieſe nachzukoſten verſteht? — Die rechte, zu mir gewendete Schulter, der Nacken faſt ganz, waren enthüllt, das ſchwarze Haar in einen Knoten aufgebunden, von dem Profil nur noch die Linie der Wange mit ihrem röthlichen Schimmer, das kleine Ohr, ohne Schmuck, ſichtbar. Die Streiche der Geißel fielen auf dieſe himmliſchen Reize nieder, und

unwillig röthete sich der Marmor. Ihre Hände hielt sie vor die Augen gepreßt, sie schien zu weinen, der gehobene Arm, einen Theil des Gewandes tragend, ließ dem Auge in den weichesten Schatten seine Ründung fühlen. Ein schwarzes Gewand lag weit um den Körper, und nur die nackten Füße sahen lichthell hervor. Der Pater, in dessen starrem Antlitz sich keine Miene verzog, hielt ihr mit der Linken einen Todtenkopf vor, indeß seine Rechte die Geißel führte. Seine Gestalt erschien, gegen das Licht gestellt, finster, seine Bewegungen waren abgemessen, er sprach ein Gebet her, das die Knieende wiederholte, doch mit einer Stimme, die durch die vorgehaltenen Hände gebrochen und klanglos verhallte. Dann sah ich ihn eine Pause machen, wo er wie erschöpft am Altar lehnte und eine tiefe Stille in der Clause herrschte. So scharf ich seine Blicke beobachtete, nie sah ich sie, auch nicht auf dem leisesten Abwege, sich zu den Reizen niedersenken, die sich ihnen so verführerisch darboten; dagegen ich, Arthur, was mußte ich fühlen, der ich seit Wochen nur ihre leidende Schönheit im Sinn und Gedanken trage? — Sie wandte sich langsam um; — dieses Auge strahlte den tiefsten, rührendsten Schmerz aus; durch die Bewegung lös'te sich das Band der Locken, und sie stürzten wie erbarmend, über den verwundeten Glanz des Nackens; nur hier und da schimmerten durch ihr dunkles Geflechte die Rosen des erregten Blutes. Der Pater streifte die schwarzen, leidenschaftlichen Haarflechten hinweg, mit einer Hand, so gleichgültig

kalt sich bewegend, als scharre sie dürres Laub zusammen. Melicerte nahm jetzt aus seiner Hand den Todtenkopf und küßte ihn mit einer Innigkeit, daß wenn die erstorbenen Wangen neu hätten erblühen können, sie unter diesem Kusse mit neuem üppigem Leben sich hätten füllen müssen.

Als ich auf meinem Zimmer angelangt, und die ganze farbenvolle Erscheinung schon längst wieder in Nacht versunken war, brannte das Bild des schönen Weibes immer mit erneuten Flammen in meinen Sinnen empor. Ein Himmel voll Liebesgluth und Schwärmerei schloß mich ein; doch kaum sättigte ich das verlangende Herz an seinem Glanze, so warf ein Gedanke finsterer Reue seine Schatten darüber. Der Mißmuth zehrte in meinem Innern, ich fühlte, daß jeder Pulsschlag ein Verbrechen gegen Galatheen war, und dennoch mußte ich Verbrechen auf Verbrechen häufen. In diese quälenden Träume hinein hörte ich plötzlich durch die Stille meinen Namen rufen. Mit einem seltsamen, scharfen, klingenden Tone brach sich der Laut an den Wänden des Zimmers; es war als suchte er, wie ein ängstlicher, gefangener Vogel, der eben dem engen Kerker entschlüpft ist, einen Ausgang. Er schreckte mich auf wie eine Geisterstimme, deren Ruf man folgen muß. Mit dem Lichte trat ich ins Nebenzimmer. Ich fand Stephan, der hier auf dem Sopha eingeschlummert war; auf seiner geöffneten dunkeln Lippe schwebte noch der eben ausgestoßene Seufzerruf. Ich setzte mich zu ihm nieder; wie der

Glanz des Lichts über seine Gestalt glitt, schien er mir plötzlich wie um viele Jahre älter geworden. Ein dunkler, leidenschaftlicher Traum lag um die schwarzen, zusammengezogenen Brauen, die Wangen waren hoch gefärbt, eine Miene von Spott zog die Mundwinkel nieder; das war nicht mehr der kaum zum Jüngling gereifte Knabe! nur die weiße, entblößte, weichliche Brust zeigte die volle erste Jugend; auf ihrer linken Seite ruhte Melicertens Kreuzchen. Noch eine Weile lauschte ich, ob er noch einmal meinen Namen nennen werde, doch er schwieg; sein Antlitz wurde immer finsterer und höhnender.

Beruhigter, wie ich mein Zimmer verlassen, betrat ich es wieder. Die Nacht war dahin; wie eine Last sank es von meiner Brust. Zum erstenmale nach langer trüber Zeit ging die Sonne in voller Frische und Heiterkeit auf, fast schon in ihrem Frühlingsschmucke. Ich eilte hinaus; der Morgen wehte mich mit kaltem belebendem Athem an; den Park, den See, die wohlbekannten geliebten Stellen alle begrüßte ich — endlich trat ich auch in den Pavillon. Eine Woche hindurch war er verschlossen gewesen, und eine dumpfe Luft wehte mich an; es war ein Grabgewölbe, hier lagen schöne, unvergeßliche Stunden begraben! Noch schlummerten sie nicht auf ewig, ein glühendes Gebet des Herzens, ein Gebet, wodurch die Heiligen Todte erwecken, konnte auch sie ins Leben rufen. Ich warf mich in einen Sessel und verhüllte mein Antlitz. — — Auf dem Tische lag ein angefangener Brief an

Galatheen; ach, die Hand, die dieſes geſchrieben hatte, war eine unheimlich fremde.

Die gewonnene Ruhe, die Stille war dahin; mit einem Gefühl, das nie ſchneidender meinen Buſen angefallen hatte, mit einer vergiftenden Bitterkeit im Herzen verließ ich das Gemach.

Camaro iſt abgereiſ't und ich — bin zurückgeblieben. Mit Melicerten bin ich geſtern nach Lichtenthal gefahren; die Aebtiſſin empfing ſie mit einem geiſtlichen Glückwunſche und gab ihr den Segen. Ihre frühere heitere Laune, ihre graziöſe Munterkeit kehren jetzt allgemach wieder; ſie kleiden ihr um ſo ſchöner, da der dunkle Hintergrund von Büßung und Schwärmerei noch hier und da durchſchimmert. Der Pater iſt der Fürſtin entgegengereiſ't; wir ſind daher oft allein, nur daß Michaud ſich öfters unerwartet zeigt und eben ſo wieder verſchwindet. Der Prinz will ſich von ſeiner jungen Gemahlin nicht trennen. Stephan, der auf unſern kleinen Ausflügen immer mitgenommen ſeyn will, und wenn wir ihn daheimlaſſen, oft plötzlich auf einem wilden Pferde nachgeſprengt kommt, iſt uns ziemlich läſtig. Vor Kurzem warf ihn ein Reitpferd des Prinzen nieder, und er wurde eine Strecke Weges vor unſern Augen geſchleift, wo dann Melicerte eine halbe Stunde bewußtlos im Wagen lag. Zum Glücke fand ſich's, daß er we-

nig Schaden genommen hatte. Ich habe schon Anstalten getroffen, daß man ihn zwingt, wieder in die Stadt zurückzukehren. Oft ist er wie völlig verrückt im Kopfe; so rannte er bei einem ländlichen Spiele, das Melicerte angeordnet hatte, mit einer jungen Nymphe ungestüm dahin, und warf dann die Athemlose in einen ziemlich tiefen Graben hinab. Nur mit Mühe zog man das Mädchen, vom Falle beschädigt und vom Wasser besudelt, hervor; es war Fleurette. Auf meine Vorwürfe erwiederte er, daß er es gethan, weil sie gewagt habe, ihn während des Laufes mit einem verliebten Blick anzusehen. Ich bin eine geheiligte Person, setzte er hinzu, und niemand soll sich unterfangen, mich zu lieben. Ein andermal, als ein besonderer Tanz aufgeführt werden sollte, stand er da und war nicht zu bewegen, ein Glied zu rühren; erst als Melicerte, mich verlassend, ihm die Hand reichte, machte er seine gewohnten leichten phantastischen Sprünge, und schien völlig befriedigt.

Es ist die süßeste Frühlingsluft, die in Melicertens Busen eingekehrt; von ihrer hellen, freundlichen Stirn ist machtlos jeder dunkle katholische Traum herabgeglitten, und die jugendlichen Reize blühen schöner wieder auf. Sie ist ganz Leben und holde Gegenwart; müssen wir denn von einem Weibe mehr verlangen? Zähle sie nur bei Leibe nicht zu den gewöhnlichen Geschöpfen, die stets heiter seyn können, weil keine selbstständige Seele in ihnen

ruht. Das Element der geſelligen liebevollen Freude iſt ihre eigenſte Natur; immerdar wird ihr Weſen von der Flamme liebenswürdiger Sinnlichkeit erwärmt. Ihr Lächeln hat Weichheit, der Ton ihrer Stimme die gefälligſte Nachgiebigkeit, jede Miene die ſüßeſte Belebung. Die Welt hat nichts an ihr gebildet, ſie iſt ihre eigne Lehrmeiſterin und folgt eigenſinnig dem Geſetze, das in der Harmonie ihrer geiſtigen und körperlichen Schönheit ruht. Man könnte ſie einen ſüßen ſinnlichen Gedanken der Natur nennen; ſelten ſtellt dieſe Meiſterin ein ſo klares ſchönes Geſetz in ſo lieblicher Form dar. Wenn wir nicht mit unſerm kränklichen modernen Leben ſo ſehr auf die Seite der Reflexion hinneigten, ſo müßte überall nur ein ſo ächt weiblicher Charakter liebenswerth erſcheinen. — Und dann bewundere, Arthur, die Zartheit ihres Sinnes. Nie ſtrebt ſie gegen die ihr widerſprechenden Naturen, nie iſt ein Tadel oder nur ein ſpöttelnder Einfall über Galathee über ihre Lippen gekommen, indeſſen Galathee, ich weiß es, ſtolz auf ſie herabſieht. Sie beklagt ſich nicht über diejenigen, die Uebles von ihr geſprochen, die ſie ſchonungslos verdammt haben, höchſtens erlaubt ſie ſich auf ihre Koſten einen graziös muthwilligen, völlig ſchuldloſen Scherz; und ſo gelingt es ihr ſpielend die ſchwerſten Maſſen zu bewegen. Iſt dieſes wohl das Bild einer gefühlloſen frivolen Coquette, wofür das hübſche Weib gilt? —

Unermüdlich iſt ſie beſchäftigt, mich zu zer-

ſtreuen, mir die trüben Gedanken fortzuſcheuchen, und wie iſt ſie innig vergnügt, wenn ſie mich heiter ſieht. Sie iſt feſt überzeugt, daß die Abweſenheit Galatheens mich öfters ſo unmuthig ſtimmt, ich habe ihr es auch allerdings ſo oft geſagt, daß ſie es wohl glauben muß; dennoch glaube ich es ihr anzuſehen, daß ſie nach und nach mein Gefühl ſchärfer prüfen lernt. Sie weiß vielleicht ſchon, was ich für ſie empfinde; als ich reiſen wollte, und nicht konnte, wußte ſie es wohl ſchon.

Galathee an Robert.

Bald ſollen wir uns wiederſehn, Robert! — Die ängſtliche Sorge hat die letzten ſchweren Wochen überwunden. Wenn du dieſe Zeilen empfängſt, Geliebter, ſo lege ſie als ein Brautgeſchenk an dein Herz.

O Gott, wie reich haſt du mich gemacht — vor deiner Allmacht liege ich im Staube. Die ſchwere Bürde des Gewiſſens haſt du mir erleichtert, und dein Geiſt umſchwebte mich, als ich in einſamer Nacht kämpfte mit einer geliebten Schuld! —

So gib mir denn dein Leben, Geliebter; laß mich deiner Seele Ruhe und Frieden ſchenken. Du glaubſt mich nicht ſtark genug — doch ich bin es. Der, der unſere Stärke und unſere Schwäche in ſeinen gewal-

tigen Händen trägt, hat mir Kraft gegeben, um die Laſt unſerer Seligkeit und unſeres tiefen Elends zu tragen. Vertraue mir, im Vertrauen ruht Liebe und Hoffnung.

Eine theure verehrte Mutter habe ich in dieſer Zeit verloren. Sie ging dahin, als ich noch ſchwer kämpfte; ihr Antlitz im Tode beſänftigt und getränkt mit himmliſchem Frieden ſchnitt in meine leidenſchaftliche Seele. Nur wenige Worte wurden zwiſchen uns gewechſelt, doch ſie enthielten den heiligſten, brünſtigſten Gottesdienſt, den ich jemals gefeiert. Sie trug Sorge um mich, denn ſie ließ mich in einer wilden ſtürmiſchen Welt zurück, mit einem Herzen, das das Gute redlich wollte, doch lange nicht demüthig und liebevoll genug war. Als man ſie forttrug, und ich allein blieb, ging ein Schwert durch meine Seele; nur die ſtarke Hand meines Gottes vermochte es, mich wieder aus dem Staube zu erheben, und der erſte warme Gedanke, den er in meinen erkalteten Buſen ſenkte, war der Gedanke an deine Liebe, Robert.

Die Welt, die unſer Leid und unſere Liebe nicht verſteht, hat dich bei mir angeklagt, allein das gränzenloſe Vertrauen in meiner Bruſt ſpricht dich frei. Ich habe dich theuer erkauft, und du biſt mein. Was wäre meine Liebe, wenn ſie vor jedem Schreckbilde zurückbebte? — Nicht ein leichtſinniger Bund, wie täglich ihn die Welt zu knüpfen pflegt, hat uns verbunden; du kamſt zu mir ruhebedürftig, und da

du ein ſtarkes Herz zu finden glaubteſt, fandeſt du ein ſchwaches, ſelbſt ruhebedürftiges. So ſind wir denn, einer den andern unterſtützend, erſtarkt, und eine ſolche Liebe iſt eine innere heilige Religion der Herzen, ſie iſt auf das ſüße Bekenntniß der Schwäche, auf die große Zuverſicht eines ernſten Willens gebaut; die Welt verſteht ſie nicht.

Ein dunkler Himmel liegt über die farbige Pracht des jungen Frühlings hingebreitet; meine Seele iſt bei dir und heiter. O Robert, wie iſt mir ſo unendlich wohl und weh.

Unſer einſames Leben hier, Arthur, gewinnt täglich an Reizen; wir geſtehen uns gegenſeitig, daß wir nur noch kurze Zeit ſo beiſammen wohnen dürfen, und in dieſem Geſtändniß liegt ſchon ein eigenthümlicher, wehmüthiger Genuß, zugleich eine Mahnung, die kurze Friſt nicht ungenoſſen hingehen zu laſſen. Dieſes Vergehens machen wir uns auch nicht ſchuldig; mit jeder Minute wird gegeizt; oft wenn wir einen Wagen anrollen hören, ſchrecken wir zuſammen; jeder denkt: nun kommen ſie, die alle Freude und allen Frieden zerſtören, und jeder lieſ't in den Blicken des Andern das Vergnügen, ſich getäuſcht zu ſehen. Endlich werden ſie denn doch kommen.

Michaud iſt vom Prinzen ſehr auszeichnet worden; er hat eine glänzende und angenehme Miſſion

erhalten; er spricht jetzt von nichts Anderm, als von Reiseplanen. Der schwache Mann ist froh, wenn er etwas Besonderes vorstellen kann; innerlich bleibt immerdar das verzweifelte Einerlei. Ein Gespräch mit ihm macht mich auf mehrere Tage müde; gibt er mir noch gar sogenannte Geständnisse, so wird mir ganz erbärmlich zu Muthe. Camaro's stille würdige Heiterkeit, sein männlicher Ernst, seine freundschaftliche Wärme fehlt mir überall.

Die obigen Mittheilungen schrieb ich dir noch in Ruhe, jetzt sieht es schon um vieles anders bei uns aus; die zwei Tage haben viel verändert. — Galathee ist schon auf der Reise hierher begriffen; eine kurze Zeit bleibt sie in der Residenz bei ihrer Halbschwester, von dort hole ich sie ab. Ein Theil des Gefolges der Fürstin ist schon angelangt. Dieselben Räume, dieselben Menschen, und doch wie verwandelt! —

Melicerte fühlt sich unwohl; eine Fahrt nach Lichtenthal hat ihr, wie sie behauptet, eine leichte Unpäßlichkeit zugezogen. Mich täuscht sie nicht, ich glaube tiefer in ihre Seele schauen zu können, als alle, die sie hier umgeben. Sie, die uns alle aufrecht erhalten hat, sie selbst sinkt jetzt erschöpft nieder. Da sie uns fehlt, merkt jeder, was sie ihm gewesen, und in der That, oft hat sie schwere Arbeit gehabt; einen lästigen rohen Mann hat sie ertragen, einen zudringlichen Liebhaber, den Prinzen, fern gehalten, endlich einen launenhaften Freund

getröſtet und erheitert. Wo viele in ihrer Stelle verſtimmt fortgeſchlichen wären, bewegt ſie ſich in ſteter blühender Anmuth. Die Aebtiſſin, die aus Lichtenthal herübergekommen iſt, hält die Erkrankte unter ihrem vorſorgenden Schutz, ich, ſo wie jeder andere Bewohner unſeres Schloſſes, ſind aus ihrem Zimmer verbannt; nur der Mönch darf zu ihr, er iſt es, der mir Botſchaft bringt.

Da ich meine Bewegung nicht verbergen kann, ſo traf ich eines Abends auf Michaud, der mich anfangs leichthin über den Grund derſelben befragte. Da ich ausweichende Antworten gab, faßte er mich am Arm, und mit mir den Saal auf- und niederſchreitend, rief er: Sie intereſſiren ſich für meine Frau? Ich bejahte es. Mit einem Ausdruck der Stimme, den ich dir nicht beſchreiben mag, ſetzte er hinzu: Wenn ſie Ihnen gefällt, ſo nehmen Sie ſie mir ab; Sie ſind ja noch frei, und mich können ſie hierdurch frei machen. Da ich nichts erwiederte, mußte ihm ſein eignes Bewußtſeyn ſagen, wie mir zu Sinne war, denn faſt kleinlaut fuhr er fort: Laſſen Sie uns unter uns keine Grimaſſen machen; ſie wiſſen ja wohl, wie ich mich mit meiner Frau ſtehe. Jetzt der Geſandtſchaftspoſten, die vielen Reiſen, der Aufenthalt in fremden Städten, in der That, ich fürchte, ſie könnte mir hier und da doch läſtig werden, und an mir möchte ſie dann wohl auch nicht den Gefälligen finden, wie ſie es wünſcht und ſchon faſt gewohnt iſt.

Da ich wiederum still schwieg, setzte er nach einer Pause mit Nachdruck hinzu: Die Ehe kann getrennt werden, denn ich bin Protestant! — Arthur, wie mir zu Muthe war, brauche ich wohl nicht dir zu schildern; als ich ihm Einiges erwiedern wollte, hörte ich ihn schon fern von mir durch den Gang schreiten und ein Liedchen pfeifen. — Der Mönch brachte mir die Nachricht, daß sie mich heute gegen die Abendstunde sprechen wolle; endlich also eine Gewährung nach langen vergeblichen Bitten! —

Wie ich zu ihr trat, saß sie das Haupt gesenkt, auf den Arm gestützt im Sessel am Fenster. Die niedergehende Sonne warf noch ihre letzten purpurnen Strahlen über ihr Antlitz und ihre Gestalt. Mit welchem Gefühle sah ich sie wieder, jetzt da ich die Quellen ihrer Leiden kannte, da die rohen Worte des wilden Mannes kaum verklungen waren.

Zu meinem Verderben habe ich diese Zusammenkunft gewünscht, denn ich verließ die kranke Freundin selbst erkrankt. Der Arzt gebietet mir, das Zimmer nicht zu verlassen, dennoch werde ich seinen Aussprüchen zuwider Galatheen entgegeneilen. Die Fürstin ist schon angelangt, sie und der Pater haben mich auf das freundlichste willkommen geheißen.

So treibt denn die Zeit unwiederbringlich vorwärts; ehe wir es uns versehen, stehen wir am Ausgang einer schönen Lebensperiode, dem Unerbittlichen, Versagenden gegenüber.

Galathee iſt hier. Sie hat mich überraſchen wollen; als ich noch mit meinem Arzte ſtritt wegen der Reiſe, brachte man mir ein Blättchen, das ohne Unterſchrift mich zu einer Stelle im Park einlud. Zu jeder andern Zeit hätte ich ſogleich Galatheens Handſchrift erkannt, heute jedoch, verwirrt, betäubt durch die Worte des Arztes, halb noch mit dem Fieber kämpfend, nur mit dem einen Bilde, das mir immer theurer geworden, beſchäftigt, glaubte ich die Züge von Melicertens Hand zu leſen. Freudig erſchreckt, ſchob ich das Billet in den Buſen und mit guter Manier den Arzt zur Thür hinaus. In der nächſten Minute war ich im Garten, eile dem bezeichneten Platze zu — da aus einem Baumgang eilt mir Galathee entgegen — ſie ging nicht, ſie flog. — — Arthur, dieſes Mißgeſchick war wirklich grauſam. Ich erwartete Galatheen, ich war auf ihr Erſcheinen gefaßt, und jetzt, da ich ſie ſah, war es mir, als ſtockten alle Pulſe, als zerriſſe mein Herz. Die hohe ſchwarze Geſtalt, ich hatte vergeſſen, daß ſie um ihre Mutter trauert, das bleiche Geſicht, ſo voll ſeligem Lächeln mir zugewendet — und ich? — Sie ſtand plötzlich in ihrem Lauf ſtille — der eine kurze Moment, wo wir uns ſo gegenüber ſtanden — er war der furchtbarſte meines ganzen Lebens. Ich ſah, wie ihr Lächeln plötzlich brach; da überwand ich mein Herz mit wilder Kraft; Galathee! rief ich mit weicher Zärtlichkeit — jetzt ruhte ſie an meiner Wange,

mein Name glitt über ihre Lippen, das schöne Lächeln ihres großen seelenklaren Auges brach sich in einer Thräne. — Ach sie war es wieder, es war die Geliebte, das herrliche Bild entschwundener Tage! —

Man hatte die Schonung, die ersten Augenblicke unseres Wiedersehens vor jedem Zeugen zu bewahren; erst jetzt traten die Fürstin, der Pater hervor; auch mein Arzt ließ sich sehen und rieth Mäßigung und Ruhe an. In der That, ich bedurfte der letztern. Galathee erschrack heftig, denn man hatte ihr nichts von meinem Unwohlseyn gesagt.

Als ich mich auf meinem Zimmer allein fand, folterte mich eine stete unruhige Fieberhitze, alle Kräfte lähmte Ermattung; ein angefangener Brief an dich blieb auf dem Tische zurück, als ich gegen die Morgenstunde in einen kurzen Schlummer sank. Jetzt, da der helle Tag mit Wärme und Freundlichkeit durch mein Fenster bricht, stärkt sich mein Inneres, es sondern sich die einzelnen Gestalten und Bilder; ich kann wieder Entschlüsse fassen. Es ist entschieden, Arthur, ich sehe Melicerten nicht wieder; welche überwältigende Macht würde eine Abschiedsstunde auf uns beide äußern in dem Zustande, wo sich unsere Herzen befinden. Wie weit würden mich hier wenige Momente wieder zurückschleudern. — Sie reis't fort, sie möge meine ganze Vergangenheit

genheit mitnehmen. Der Mönch darf nicht mehr meine Schwelle überschreiten.

Die Fürstin hat einen wackern Künstler, einen Maler mitgebracht, der ihr Bildniß verfertigen soll. Sie wählt die Tracht der Ursulerinnen in der strengsten Form; auf einem Tischchen neben ihr ruht ein Todtenkopf, in ihren Händen ein Crucifix; seltsam genug zeigt sich dabei in der offnen Galerie, die den Hintergrund des Bildes ausmacht, die Statue des Apoll von Belvedere, ein Band ihrer eignen französischen Gedichte glänzt als Unterlage einer chinesischen Vase mit weißen Rosen gefüllt. Ein Kloster dieses Ordens in Köln, das sie gestiftet hat, soll das Bild zum Geschenk erhalten. Galathee, die jedes unklare Gefühl, jede unverständliche Anordnung haßt, hat vergebens versucht, einen reinern Styl in die Composition zu bringen; der Prinz und die Oberhofmeisterin sind entzückt und wollen nichts verändert wissen.

Du siehst, ich zwinge mich an diesen Kleinigkeiten Gefallen zu finden, um mich in die frühere Stimmung wieder hineinzudenken. Vergebliche Bemühung; kein Seelenzustand läßt sich erneuen.

Tadle mich, Arthur, ich habe das mir selbst und dir gegebene Wort nicht gehalten; doch konnte ich es auch halten? — Ich habe sie wiedergesehn. Sie ist genesen, so weit eine innerlich gekränkte Na-

tur geneſen kann. Da Michaud mich zu ihr führte, ſo hatte ich die feſte Zuverſicht, er werde im Zimmer bleiben; ſtatt deſſen, ich will nicht errathen, was in ſeiner Seele vorging, verließ er uns nach den erſten gleichgültigen Worten, und wir blieben allein. Vor wenig Augenblicken hatten Galathee und die Prinzeſſin das Zimmer verlaſſen. Ich habe mich von allen verabſchiedet, ſagte die ſchöne Frau, nur von Ihnen noch nicht. Jene forderten nur ein paar freundliche Worte, Sie kann ich nicht ſo leicht entlaſſen. Wir haben mit einander die traurige Winterzeit ausgehalten, Sie waren mein Hausgenoſſe, Hausfreund, Hausrathgeber; lauter ehrwürdige Titel, die Anerkennung, Vergeltung fordern; Sie ſind darum mein Schuldner geworden, und obgleich Sie jetzt von neuen Freunden umgeben ſind, die mir gerne jede Verpflichtung abnähmen, ſo bin ich doch ehrlich und gewiſſenhaft genug, ſelbſt meine Schulden zu bezahlen. Ich erwiederte etwas hierauf, ſie wurde ernſter; das hatte ich gewünſcht, und da der Abſchiedsmoment mir Rechte zu geben ſchien, drängte ich in wenigen leidenſchaftlichen Worten alles zuſammen, was ich für ſie fühlte, die ganze Geſchichte unſerer Liebe. Eine dunkle Röthe übergoß ihr Antlitz; ſie widerſprach nicht, weil hier nichts mehr zu widerſprechen war. Daß ich ihr Vertrauen getäuſcht hatte, daß ich ihr dadurch wehe gethan, das konnte ich mir ſelbſt ſagen; aber dieſes Wehethun vereinigte uns jetzt unauflöslich. Sie hatte

mir zu vergeben, ich mußte gegen ſie meine Schuld bekennen; ich that es, doch nur indem ich neue Schuld auf die alte häufte; ich hielt ihren Arm, ich drückte ihn mit Küſſen an mich; ſie entzog ihn mir und ſagte leiſe: Wir müſſen uns trennen. — Und was wird unſer Schickſal ſeyn, getrennt von einander, Melicerte? — Sie wollte mir etwas erwiedern, ich las in ihrem Blicke, welch' ein Name auf ihrer Lippe ſchwebte; nur jetzt nicht! rief ich mit leidenſchaftlicher Haſt, nur jetzt den Namen nicht! — Sie ſchwieg, blickte verwirrt nieder, und eine Pauſe trat ein, meine glühende Stirn ruhte auf ihrem Arm. Melicerte, rief ich, gibt es hier einen Troſt? — ich laſſe Sie zurück in der Gewalt eines Rohen, Gefühlloſen — können Sie, kann ich glücklich ſeyn? — — Laſſen Sie mich nur meinen Weg gehn, entgegnete ſie leiſe mit beklemmter Bruſt, ich nehme das Leben leichter, wie Sie es nehmen. Sind wir nur einmal von einander geſchieden, ſo wird jedem klar vor Augen ſtehn, was ihm zu thun und zu leiden bleibt. — — Wenn wir geſchieden ſind? — und glauben Sie, daß ich es dahin werde kommen laſſen? — Ihr Auge ſah mich mit einem Blicke des Vorwurfs an; nie hatte ich geträumt, daß ein ſolcher Ernſt in den ſchönen, offenen, liebevollen Zügen herrſchen könnte. Weßhalb längere Qualen dulden, rief ich mit dem ganzen Muth des Augenblicks, Sie werden von einem Unwürdigen aufgegeben, mich ſpricht mein Herz frei — was kann unſerm Glück

im Wege ſtehn? — Sie erwiederte nichts; ihr Antlitz verhüllend, fühlte ich, daß ihre Thränen floſſen; mit der vollen ſiegenden Gewalt des Herzens ſchloß ich ſie in meine Arme. Wenige Augenblicke vergingen, als plötzlich ein heftiger Schlag, gegen die Fläche des hinter uns befindlichen Spiegels geführt, uns emporſchreckte. Das Fenſter ſtand offen, ein leichter Wind blies in die rothen Vorhänge — im Zimmer war niemand außer uns, von außen in das Fenſter zu ſteigen unmöglich. Melicerte blickte nicht auf, ſtumm reichte ſie mir die Hand hin, ich küßte ſie, und den Wink ihres Hauptes verſtehend — entfernte ich mich leiſe.

Als ich den Gang hinabſchritt, kam Michaud mir entgegen; ſein Blick war mit unleidlicher Schärfe auf mich gerichtet. Im Garten, wohin ich mich rettete, glaubte ich Stephan zu bemerken, der ſchnell in einen Seitengang einlenkte und verſchwand. Ueber den ſeltſamen Vorfall in Melicertens Zimmer nachdenkend, kam mir auch wieder die Geiſterſtimme des alten Fürſten in den Sinn.

Seit geſtern iſt unſer Schloß mit Gäſten überfüllt. Die Fürſtin hatte eine glänzende Waſſerfahrt angeordnet, Galatheen und mir zu Ehren. Auf ihren wiederholten Wunſch blieb Melicerte gegenwärtig. Wie quälend für uns war dieſes Feſt! die Hälfte deſſelben überſtand ich; Melicerte ent-

ſchlüpfte gegen Abend, und ich, der ich glaubte meine Pflicht gegen Galatheen dem Aeußern nach erfüllt zu haben, benützte das Gewühl der eben aus den Booten ſteigenden Geſellſchaft, mich ebenfalls fortzuſtehlen. Unglücklicherweiſe hatte es die Fürſtin zuletzt auf eine ſogenannte Effectſcene abgeſehen, und deßhalb Anordnungen getroffen, die mir, wenn auch in anderer Stimmung, dennoch unleidlich geweſen wären. Man ſuchte mich; die Verlegenheit war nicht gering, Galathee mußte allein die Glückwünſche annehmen, die ihr und mir zugleich galten. In der großen Welt erzogen, fiel es ihr nicht ſchwer, eine Rolle zu improviſiren. Heute Morgen hat ſie mich ruhig und freundlich gegrüßt wie immer; kein Vorwurf kam von ihren Lippen, obgleich die Fürſtin mir ernſtlich zürnt. Weßhalb dieſe Ruhe, Arthur? Meint ſie, ich könne nicht auf ihre Klagen antworten? Aber das iſt dieſe Größe, dieſe Kälte, die mich gleich am Anfang unſerer Bekanntſchaft drückte, die ich damals nur anders deutete. Der Glanz der Erſcheinung blendete mich, jetzt aber durchſchaue ich ihr innerſtes Weſen und bebe zurück vor dieſer Unnatur. — Ich habe ſie gekränkt, beleidigt ſogar, wenn du es ſtrenge nehmen willſt; ſie muß mir Vorwürfe machen, wenn ſie mich liebte, aber ſie liebt mich nicht, und ſo kann ſie es ſchon ertragen. Der Pater, dem ich mich jetzt immer enger anſchließe, und dem ich Vertrauen ſchenke, gibt mir in dieſer Anſicht Recht.

Wie unglückſelig rächt ſich doch jede Verblendung, Arthur! — Doch lieber ein Leben in elender Verbannung, als an der Seite einer kalten liebeloſen Bruſt.

Sie hat es erfahren, daß ich den Abend, wo ich ſo früh verſchwand, bei Melicerten geweſen bin. Hier in der Atmoſphäre des Hofes fehlen die Klätſchereien nicht. Sie muß hören, auch wenn ſie nicht wollte; mag ſie denn hören! — Und auch jetzt bleibt ſie ſich immer gleich — ruhig, beſonnen — ohne Klage. In der That, das könnte mich zu einer Schlechtigkeit reizen; ich gehe jetzt darauf aus, ſie zu kränken, auf das bitterſte zu kränken. Es liegt ein Genuß, ein hoher Genuß darin. Das iſt gerechtes Selbſtgefühl, Arthur; von dieſer Seite dulde ich keinen Tadel auf meinem Charakter; ich muß ſo handeln, und ich will es. Sie ſoll fühlen, daß ich die Larve durchſchaut habe, daß dieſe Erhabenheit für mich keine mehr iſt. — Ich muß nur meine Natur zügeln, daß ſie nicht zu ſchnelle und wilde Sprünge macht.

Der Zufall iſt mir günſtig. Mein Geburtsfeſt wurde heute gefeiert. Ich wußte es, daß Galathee ſchon früh am Morgen im Park mit der Anordnung einer kleinen Feſtlichkeit beſchäftigt war, daß ſie mit eignen Händen Blumengewinde vertheilte, daß ſie mit Geſchenken bereit ſtand, und mich erwartete — ich ging nicht hin, unmöglich war es mir, einen Schritt in den Garten zu thun — ich ſchickte ihr eine

Entſchuldigung zu. — Sie fehlte an der Mittagstafel. Schon bereute ich, was ich gethan, und glaubte zu weit gegangen zu ſeyn, da kam ſie mir freundlich und liebevoll entgegen; ſie hatte mich bei der Fürſtin entſchuldigt.

Am Abend brachte mich ein einſamer Gang zufällig auf den für mich geſchmückten Platz. Der Mond warf ſeinen blaſſen Schein auf die noch ſchwebenden Kränze, ſo wie auf die einzelnen Blumen am Boden. Es ſah recht elegiſch aus. Eine heimlich warme Luft, wie der Athemzug einer verwundeten Bruſt, ſpielte um dieſen zerſtörten Altar der Liebe.

Wahrlich, ein Ereigniß ſeltſamer Art! — Ich habe das Gefühl erlebt, Arthur, den Todesengel dicht neben mir ſtehen zu ſehen. Eine Kugel, nur um eine Hand breit mehr mir zugewendet, und dieſes Herz hätte aufgehört zu ſchlagen.

Geſtern in der Frühe, als ich am offnen Fenſter ſitze, mit Schreiben beſchäftigt, fällt ein Schuß — ich fühle am Oberarm einen heftigen Schmerz, eine Betäubung befällt meine Sinne; in dem Augenblick wird die Thür geöffnet, durch den Zugwind bläſ't mir ein Pulverdampf entgegen. Die Eintretenden eilen auf mich zu, ich ſah ſie ſtarr an; keiner weiß ſich im Moment zu erklären, was eigentlich geſchehen ſey. Da kehrt der Schmerz am Arm zu-

rück, er wird unterſucht, die Kugel hatte ihn geſtreift und war in die Wand in die Nähe eines Bücherſchrankes eingefahren. Nun erſt befällt mich das volle Grauſen der überſtandenen Gefahr. Wie wir die That näher bedenken, iſt es jedem unbegreiflich, wie der verwegene Mörder habe fehlen können; ich ſaß am Fenſter des Erdgeſchoſſes, in gebeugter Stellung ihm die ganze Breite der Bruſt bietend; ein dichtes Gebüſch vor dem Fenſter verbarg mir den Angriff, und ließ die größte Annäherung gefahrlos zu. Die unſichere Hand des Schützen muß meinem guten Genius Gelegenheit gewährt haben, mich zu retten.

Der Prinz und Michaud rathen mir, ſehr auf der Hut zu ſeyn, da niemand wiſſen könne, welche geheimen Feinde er habe. Ich gebe Ihnen nur dieſes Eine zu bedenken, ſagte der Erſtere; Ihre Glaubensgenoſſen, und unter dieſen gibt es ohne Zweifel Eiferer, werden in Kenntniß gebracht haben, daß ſie ſtark zum Abfall neigen. — Mein Gott, entgegnete ich eilig, ſeit wann ſpielen Piſtolenkugeln denn die Rolle von Religionslehrern? Seitdem ſie erfunden worden, rief der Prinz mit Lächeln; denken Sie nur an die Gräuel der Bartholomäusnacht, wo der König ſelbſt auf ſeine Unterthanen ſchießt. Ich will Sie nur gewarnt haben. Nein, nein, entgegnete ich, aus dieſem Grunde geht man mir nicht ans Leben; es müßte denn mein alter Lehrer, der Eiferer ſeyn; doch der hat nie ein Feuergewehr losgeſchoſſen,

und würde in dieſem Falle auch ſeiner Beredſamkeit mehr zutrauen, als ſeinen ſchwachen Händen. Der Prinz ſah mich an und lächelte; der zweite Grund, ſagte er, den ich allenfalls anführen könnte, gilt hier nichts, es wäre eine Liebesangelegenheit — allein Sie ſind ja verſorgt. — Michaud ſah zur Seite und lächelte hämiſch.

Ihm traue ich übrigens die That nicht zu, er iſt zu feig, und wünſcht noch dazu den Fehltritt von meiner Seite. Der Himmel leite mich aus dieſem ſeltſamen Labyrinth.

Der Arzt geht eben von mir; es iſt Nacht, und tiefe Stille umher. Ein Brief an Melicerten liegt vor mir; ich bitte ſie darin, mein Schickſal zu beſtimmen. Da ich nicht zu ihr nach Lichtenthal kommen darf, ſo hab' ich das romantiſche Förſterhäuschen, das jetzt in ſeiner dunkeln, grünen Dämmerung recht eigentlich wie der Tempel eines ſüßen Geheimniſſes daſteht, zu unſerer Zuſammenkunft vorgeſchlagen. Dort wird kein Lauſcherauge uns erſpähen, dorthin kein Fuß eines Häſchers uns verfolgen.

Habe ich doch nicht geglaubt, daß dieſes Häuschen mir ſo bedeutungsvoll lieb werden könnte. Oft, wenn ich dort einſame Stunden hinbrachte, in finſtere Träumereien verſenkt, wie ſich meine Zukunft geſtalten werde, ſchwebte mir ihr Bild vor — jetzt zieht ſie wirklich ein in dieſe Räume.

Wie iſt dieſes Geheimniß ſo reizend! — Wie werde ich lauſchen, ob ich ihre Tritte kommen höre, mein Auge ſenkt ſich tief in die grüne Dämmerung des Waldes, bis ich ſie endlich daherkommen ſehe, gleich einer ſchönen Jägerin, verirrt vom Gefolge der Fürſtin. —

Doch, wenn ſie nun nicht käme? wenn ſie bei ihrer Weigerung, mich nicht wieder zu ſehen, beharrte? —

Hier in den einſamen Stunden der Nacht denke ich zurück an jene mörderiſche Kugel. Ach, Arthur, weßhalb ſoll ich es dir verhehlen, ich wünſchte, ſie hätte dieſes Herz getroffen, dieſes ewig bedürftige, unruhige Herz. — Süß iſt der Schlaf derer, über deren Hügel die nächtlichen Stürme machtlos dahinbrauſen; hier oben ſpielen Zweifel und Verrath mit uns, wir können dem Elend nicht entgehen, uns ſelbſt anklagen zu müſſen. O wenn ein Engel, ein reiner, ſchöner Lichtgeiſt uns hinübertrüge, ſchnell in das Land kühlender Befriedigungen, wo die ewig wache Sehnſucht erliſcht, die quälenden Gluthen erſticken, das erſchöpfte Herz erquickt wird! — aber wir müſſen das Bittere der irdiſchen Begier koſten, es ſoll durch die Bruſt das rohe Schwert der Luſt gehen, und tiefer Hohn muß uns den Glauben verletzen; dann erſt nimmt uns der Todtenrichter den ſchweren Mantel des Staubes ab — doch zu ſpät: was ſoll dann die arme, erkrankte Seele mit der Seligkeit? —

Gestern schrieb ich diese Zeilen noch in zweifelnder Erwartung; heute beendige ich sie mit der süßesten Gewißheit. Meiner schon früher geäußerten Bitte gibt sie Gewährung, ich sehe sie in Lichtenthal wieder, freilich mit Vorsicht, doch ich sehe sie wieder. Galathee hat auf einige Tage das Schloß verlassen — ich fühle mich freier.

Es soll jetzt schnell und mit festem Entschluß ein entscheidender Schritt geschehen. Ich will die Fesseln abwerfen, in die ich mich selbst thörichter Weise geschmiedet, es soll alles sich freudig und glücklich endigen. Aus diesen Räumen muß ich fort, hier bin ich ein Sklave der bösen Geister, die ich selbst heraufbeschworen habe.

Stephan ist todt; er hat sich selbst erschossen, nachdem er aus Eifersucht jenen Mordversuch auf mich gewagt. Es muß wunderlich gespukt haben im Kopfe dieses tollen Knaben.

Melicerte und ich, wir trafen uns, wie ich gewünscht hatte, im einsamen Forsthause. Es war Abend, die Sonne noch hoch, mit goldigem Schimmer die Waldnacht durchbrechend — einzelne Vögel sangen ihr Schlummerlied — eine heilige Stille herrschte umher. Wir saßen vor der Thür des Häuschens, und tranken mit durstigen Zügen die duftige Kühle. — Zum erstenmal war es Friede in meinem Herzen, in der Nähe des geliebten Weibes kannte

ich keine Wünſche mehr. Jetzt ging in der Erinnerung die goldene Liebeszeit für uns auf; der ganze verfloſſene Winter, das Widerſtreben und Fliehen, dann das ſüße Erkennen und Feſthalten unſerer Seelen wurde im melodiſchen Geſpräche nachgekoſtet — das himmliſche Weib war ganz Gefühl und Seele. —

Sie hatte mir nur eine Stunde geſchenkt, ihr Wagen hielt am Ausgange des Waldes, um ſie zurück nach Lichtenthal zu führen. — Wir waren allein, mit uns die Einſamkeit. Wie die Schatten tiefer ſanken, führte ich ſie in das Gemach, wo zwei hohe Kerzen in der Waldluft ſpielten. Ach, welch eine Seligkeit füllte meine Bruſt, als ich ſie hier an mich zog, und ein langer Kuß auf ihrer Lippe brannte. — Wie fern lag die Welt, wie fern alles, was hemmen und zwingen konnte! — Da hörten wir weit von uns, dann näher die Töne einer Guitarre — ein Waldvogel ſang laut dazwiſchen, dann irrten wieder die ſüßen Klänge von Baum zu Baum bis zu uns, ein warmer Wind trug ſie durch's Fenſter; endlich hörten wir Schritte, ich wollte gegen die Thüre eilen, ſie zuſchließen, da ſtand mitten auf der Schwelle Stephan, und ſah mich mit den dunkeln, träumeriſchen, weit offenen Augen drohend an. Melicerte weilte im Gemach, ihre forſchenden Blicke auf den Jüngling richtend. Er hatte etwas völlig Fremdes in Miene und Haltung; ein Kranz von Roſen lag auf dem Haupte, die Bruſt war offen, an einem dunkeln Bande hing die Guitarre herab. — Wir

ſtanden einander eine Weile gegenüber, und da er nicht ſprechen wollte, zwang ich mich endlich zu der Frage: Was wollen Sie hier, Stephan?

Er antwortete nicht, flog mit Ungeſtüm auf Melicerten zu, ſchloß ſie in ſeine Arme, und brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus. Melicerte ſank auf den Stuhl, er ließ von ihrem Halſe nicht los; mit Heftigkeit ſchob er den Blumenſtrauß fort, und indem er ſeine nackte Bruſt an ihren Buſen legte, rief er: Laß nur einmal mein Herz dicht an dem deinen ſchlagen, dann iſt ja alles gut.

Ich trat hinzu, Melicerte ſchien mir einem Wahnſinnigen dahingegeben; doch ehe ich noch ſeinen Arm erfaßte, wich er ſelbſt und ohne Zwang zurück. Ich ſah in ſein Antlitz, es war bleich, und Thränen rollten über ſeine Wange. — So ging er ſtill zur Thüre hinaus.

Melicerte war erſchöpft; meine Bitten, dem ſeltſamen Knaben ſeine Leidenſchaft zu verzeihen, ſchienen ihrem weichen Herzen milden Troſt zu gewähren. Er liebt dich, Melicerte, rief ich, er liebt dich mit der ganzen Innigkeit ſeines eben erſt mündig gewordenen Herzens. Jetzt verſtehe ich ſein Weſen, alles iſt mir plötzlich klar, und ich beklage ihn. Muß denn nicht jeder, der dich kennt, dich lieben? — Es iſt ſein Schickſal, und der arme Junge trägt ſchwer genug daran. — Sie blickte mich an, ihr ſchönes Auge ſenkte ſich, indem aus der beſchwerten Wimper ſich die Thräne löſ'te, und auf den in jenem wilden

Moment zerdrückten Blumenstrauß glitt. Eine junge Rose nahm sie in ihren Kelch auf, kaum schien sie erst ihren verschwiegenen Busen geöffnet zu haben; der Strahl der Spätsonne hatte sie vor wenig Stunden entfaltet, und nun entblätterten sie wilde Stürme eines Menschenbusens. Ich lös'te sie von ihren Nachbarschwestern, und hielt sie Melicerten vor. Sieh sein Bild, rief ich, — der schöne Knabe, er verdient wirklich deine Liebe, deine Rührung, so wie diese junge Rose sie verdient. Hättest du in deinem Herzen kein Bild von ihm, hier diese Blume könnte ein würdiges seyn, müßte ewig dich an ihn mahnen. Sie nahm die Rose, führte sie langsam zu den Lippen, und küßte sie tief in ihr verletztes Innere hinein. In dem Moment hörten wir einen Schuß, er erschreckte uns, doch da schon früher im Walde Schüsse gefallen waren, achteten wir nicht sonderlich darauf, keinem fiel es ein, seinen Platz zu verlassen — ich hielt sie umfangen, ihr Haupt lehnte an meiner Schulter. — Es war dunkel geworden, die Bäume draußen flüsterten durch die Nacht, still brannten die Kerzen, ein Traum der Liebe, so süß, wie nur zwei innig verbundene Seelen ihn träumen können, schwebte durch den heiligen Frieden des Gemachs. —

Als ich sie hinausführte, stieß ihr Fuß in dem Schatten draußen an einen widerstrebenden Gegenstand; sie bückte sich hinab, schreckte dann mit einem kurzen Wehelaut zurück, und schmiegte sich fest an

meinen Arm; ihr ſtockender Athem erlaubte ihr nur die Worte mir zuzuhauchen: Licht! Licht! — — Ein heftiges Grauſen lähmte auf Augenblicke meine Kräfte, verwirrte Bilder und Gedanken gingen mir durch den Sinn, ich zögerte das Licht zu bringen, da wankte ſie ſelbſt ſchon damit herbei, und die erſten Strahlen fielen auf die zerriſſene blutige Bruſt des Jünglings, der ſich, wenige Schritte vom Hauſe entfernt, die mörderiſche Kugel durchs Herz geſchoſſen hatte. Es war ein wilder, entſetzenvoller Anblick. — Der Roſenkranz beſchattete noch die geſchloſſenen Augen, die nackte Bruſt färbte Blut, Blut färbte das Gras und den Boden der Guitarre. Das Licht, das auf der Erde ſtand, beleuchtete den entſtellten Körper, drüberhin die ſchwarzen unbeweglichen Baumzweige, die hellen Blumen und Gräſer des Bodens. Er lag über einer Baumwurzel dahingeſtreckt, die ſich wie eine finſtere Schlange unter ihm wand; ſein Haupt hing zurück, der Mund war geöffnet.

Melicerte lag in Ohnmacht hingeſunken ihm zur Seite — ich trug ſie auf meinen Armen fort, indem ich meinen Mantel gegen die Nachtluft um ſie ſchlug. Das einſame Häuschen mit den Lichtern, die Leiche unter den Bäumen blieben verlaſſen zurück. Endlich war das Dorf erreicht, ich brachte die Geliebte in ihren Wagen, ſie war aus der Bewußtloſigkeit erwacht, im Schutze ihrer Dienerſchaft verließ ich ſie, indem ich in wenigen Augenblicken wieder bei ihr zu ſeyn

verſprach. Du kannſt dir denken, Arthur, mit welchem Gefühl ich in das Forſthaus zurückeilte.

Um nicht unzeitiges Aufſehen zu erregen, hatte ich niemand aus dem Dorfe mitgenommen; allein nahete ich mich der Leiche, faßte ſie auf, und die Arme, die eben den warmen Leib des ſchönſten Weibes an ſich geſchloſſen hatten, trugen jetzt den kalten, lebloſen Körper. Doch er war ſchön auch im Tode, die Wunde verdeckend, ſah ich ihm lange ins bleiche Antlitz, leiſe legte ich ihn auf den Stuhl hin, es war derſelbe, auf dem Melicerte geruht hatte, als er von ihr Abſchied genommen. Wie ich ſeine Kleidung auf der Bruſt ſchließen wollte, fiel ein Brief heraus, er war an mich gerichtet, und ich ſteckte ihn zu mir; dann löſchte ich die Lichter, ſchloß das einſame Haus ab, und eilte zu der kranken Geliebten, die ich zurück nach Lichtenthal brachte.

Wie ſeltſam, Arthur, gleich den Bildern eines phantaſtiſchen Traumes füllt Liebeslächeln und Todesgrauſen meine Bruſt. Der Knabe iſt glücklich; das Leben darf ſolche Naturen nicht beugen, ſie müſſen in ihrer vollen jungfräulichen Härte und Sprödigkeit dahingehen. — Wer ihr innerſtes Weſen verſteht, weiht ihnen gern eine Thräne des Andenkens! —

Melicertens letzte Bedingung iſt erfüllt; ſchon habe ich in die Hände des Paters ein Bekenntniß nieder-

niedergelegt, und will es bald öffentlich wiederholen. Ja, Arthur, meinen Glauben geb' ich hin, oder vielmehr den Schein eines Glaubens, und gewinne dafür den einzig wahren Glauben. Zwischen Melicerten und mir soll sich kein Zweifel, keine Verschiedenheit in Meinung und Ansicht stellen dürfen. Die letzten heftigen Erschütterungen haben mir schnell den Weg zur Erkenntniß gewiesen. Der Pater schließt mich mit der ganzen Inbrunst seiner glühend begeisterten Kirche in die Arme; ein neuer, nie geahneter Himmel von Glaubenskraft und Liebesgluth öffnet sich mir! — Ich Unseliger, daß ich so lange schwankte!

Michaud hat seine Einwilligung zur Scheidung ertheilt. Der Unwürdige, indem er sich aus dem Wege begibt, thut er das einzige Gute und Verdienstliche, das zu thun in seinen Kräften lag.

Galatheens tiefer Schmerz wirft nur manchesmal einen Schatten über mein Glück. Ich bin thöricht, daß ich mir einbilde, eine kalte, selbstische Seele, wie die ihre, könne wahren Schmerz empfinden, und dennoch will es mir so scheinen. Sie geht bleich umher, ohne Klage, doch seit mehreren Wochen schon nimmt sie an nichts mehr Antheil, und geht allem gleichsam scheu aus dem Wege. Sie hat keine Freundin hier, der sie sich mittheilen kann, und ist oft allein — im Pavillon, der, wie ich höre, ihr liebster Aufenthalt seyn soll. — Wo es nur geschehen kann, bin ich fort von hier; ich fürchte eine Scene mit ihr, und dieser weich' ich aus. — Was helfen

Worte hier? — das Herz hat laut und auf immer entschieden — es ist völlig aus! — Wozu sich gegenseitig die Erklärung machen, daß man geträumt habe? — Jeder muß es selbst fühlen.

Gestern ließ sie mich bitten um ein Gespräch — ich schlug es ab —; heute, ihr Stolz muß sich doch tief beugen, bat sie von neuem. Der Pater war bei mir, meine Seele mit dem Himmel und meinem Glück beschäftigt, durfte nicht auf die Erde niedergezogen werden. Der Pater billigte meine Weigerung — vielleicht rücksichtsloser, als es hätte seyn sollen, ließ ich mich entschuldigen. Es war stille im Vorsaal; wir setzten unsere Gespräche fort, da — — es war so geheimnißvoll umher — mir stockten die Worte auf der Lippe, ich mußte angestrengt lauschen, und hörte nun, als stände jemand vor der Thür, unentschlossen, ob er eintreten dürfe. Eine Stimme in mir rief dringend, es sey Galathee, mit ihren ewigen, tiefen Schmerzen im Busen; ich wollte aufstehen, der Pater hielt mich zurück — da gingen die Tritte eben so leise wieder fort. — Ich konnte noch immer nicht sprechen, mein Athem war in der Brust gebannt. Wie ich lauschte, entstand ein eiliges Gehen, ein Flüstern — nun trete ich hinaus, da — Arthur, beklage die Arme, da war sie da gewesen, lautlos zu Boden gesunken, und die Frauen brachten sie jetzt fort. —

Ich denke hin und her, was sie mir wohl hat sagen wollen; — bitten, daß alles wie früher werde?

— o nein, dazu iſt ſie zu ſtolz, und was kann ſie mir ſonſt ſagen? — Errathen Sie es nicht? fragte der Pater mit Lächeln; ſie will warnen, ſie will ſie uns entreißen. Lernen Sie doch endlich Ihre Glaubensgenoſſen kennen.

Ich gab ihm Recht, und er hat auch Recht. Dieſe Worte wiederhole ich mir ſtets, und dennoch flieht heute Nacht der Schlaf mein Auge. Immer ſeh' ich durch die entfernten Gänge ſie dahin tragen, das Haupt herabhängend — immer höre ich das leiſe, ſchüchterne Geräuſch an der Thür. Ich weiß es, Arthur, es iſt alles bei ihr nur Larve, nur kalte Scheinempfindung — doch wenn es ein wahrer Schmerz wäre, was müßte dieſe Seele leiden? —

Stephans Begräbniß iſt in der Stille begangen worden. Der ſeltſame Jüngling hat allen unverſtändlich gelebt, und ſo iſt er auch geſtorben.

Wie ſie ihn auf den Kirchhof brachten, folgten nur ich und ein junger Verwandter, der hier lebt, ſeiner Bahre. Der Todtengräber ſah in das bleiche Knabenantlitz, ſchüttelte das Haupt und murmelte leiſe in den Bart: ein ſo junger Selbſtmörder! — Der Alte ſah ſchon tiefer, denn der übrigen Dienerſchaft und der Umgegend war geſagt worden, daß er durch eine unvorſichtige Handhabung ſeines Gewehres ſich den Tod gegeben.

Der Brief, den er an mich gerichtet, könnte, wenn ich nicht verſtände, wie er es gemeint hat, mir thörichte Zweifel erregen. Hier haſt du ihn; er

würde in einer Sammlung seltsamer Briefe schon seinen Platz behaupten. Er ist eine Stunde vor seinem Tode geschrieben.

Herr Graf.

Ich hatte mir vorgenommen Sie zu tödten, aber ntschuldigen Sie gütigst meine Ungeschicklichkeit, es gelang nicht. Meine Knabenhand, noch nicht gewohnt auf Menschenherzen zu zielen, befiel ein einfältiges Zittern, als ich mir einen der Knöpfe ihres Rockes zum Ziele wählte. Aus meiner frühesten Kindheit entsinne ich mich, daß ich nie die Spiele meiner Cameraden mitgemacht habe, aber dieses Spiel, wie ich es mit Ihnen versuchte, hat immerdar einen großen Reiz für mich gehabt, und ich war entschlossen, wenn es mir mit andern nicht gelänge, es einmal (leider kann man es nur einmal) an mir selbst auszuführen. Ueberdieß habe ich Sie auch recht tüchtig gehaßt; Sie lieben dieselbe treulose schöne Frau, die mir die Liebe gelehrt hat, und da meinte ich, es müsse Einer von uns von dannen. Wenn Sie getödtet worden wären, so hätte ich Sie gewiß nicht beklagt, machen Sie es jetzt eben so mit mir.

Wo ich hingehe und was aus mir wird? — ich weiß es nicht. Der Himmel behagt mir nicht, es ist dort so stille, und die Heiligen sitzen bei einander, und ich habe es mit allen verdorben, weil die Küsse einer Sünderin noch an meinen Lippen haften; dennoch sterbe ich in der Hoffnung, daß meine Seele nicht un-

tergeht, und daß eine ſanfte Hand kommen wird, die ihren feſten, ſtarren Blüthenkolben öffnet, und eine neue edlere Sonne ihn tief bis in den innerſten Kelch mit Licht und Entzücken füllt. Mein Mannesalter, ſo wie mein Greiſenalter werden doch vielleicht noch ſchön ſeyn, wenn gleich das Weib meine ſüße Tugend mir vergiftet hat. — — Ach, um eine Stunde bin ich oben, hoch oben, und wandle über klingende Sterne, und ein einziger kurzer Schmerz hat mich frei gemacht. — Dann werde ich auf den Buſen der einſt Geliebten niederſchauen, und keine Luſt wird mich anwandeln, mit meinen Lippen auf ihm zu ſündigen. Neidlos werde ich ſie an Ihrer Seite dahin gehen ſehen, durch die dunkeln Schatten der Erde, und die Kornfelder werden über ſie zuſammenſchlagen, der Tod heimlich ſeine Sichel an die trockenen Halme und an euch legen. Wenn ihr dann frei ſeyd, und werdet fragen nach dem Knaben, der vor langen Jahren ſich aus Haß und Liebe zu euch den jungen Leib tödtete, dann tritt euch entgegen ein ernſter, kluger Mann, mit einem blühenden Lächeln voll geſunden Lebens auf der Lippe, ein Mann, der die Thorheit bis tief ins Herz hinab ausgerungen hat, der nun kühle Kränze der Weisheit und Mäßigung um ſeine Schläfe windet, und den die Geiſter lieb haben, und den Gott mit vollem gütigem Auge anſieht; — da werdet ihr vor mir niederknieen, und ich werde euch ruhig abweiſen, wie man zudringliche, unvernünftige Kinder abweiſ't. Wenn ich dann ganze Menſchenalter, um

mich verſammle, und Sonne und Mond um meinen Stuhl dahinſchwanken, dann werde ich den horchenden Enkeln die Geſchichte meines kurzen, blutigen Erdentraumes erzählen, und wie ich von einem Weibe gedrängt, mich gewaltſam in den purpurnen Königsmantel des Todes geſchlagen habe, ein Fürſt, der, überdrüſſig der Welt, auf dem Throne entſchlummert.

Geben Sie dem Küſter ein Stück Geld, daß er mich nicht an die Kirchhofsmauer wirft; dorthin, das weiß ich, wenn auch ringsum der Frühling blüht, dorthin kommen keine Blumen. — Es iſt mir nicht wegen der Menſchen, nur wegen der Blumen zu thun. Es ſoll am ſpäten Sommerabende die Roſe nicht erzählen dürfen der lauſchenden Nachbarnelke, daß man dorthin einen armen Knaben begraben, der ſchändlich betrogen worden, und dem man frühe die Farbe ſeiner Wangen, den Duft ſeiner Seele entzogen hat, um mit ſo köſtlicher Speiſe die Leidenſchaft einer fremden Bruſt zu nähren. Ja, aus meinem Herzen ſtahl ſie die Flammen, mit denen ſie vor Ihnen geprunkt hat. Grüßen Sie das ſchöne Weib; der Gruß eines Todten iſt wie Maithau, ein Mittel die Schönheit zu erhalten.

Nun wiſſen Sie auch wohl, wer den Streich damals gegen den Spiegel führte in Melicertens Zimmer.

Iſt dieſes nicht ein ſeltſames Evangelium der Liebe, das hier gepredigt wird, von einer noch ſtammelnden

Zunge, mit stürmischer Heftigkeit gepredigt? Halte einmal jenen lebenssatten lachenden alten Sünder, den wir begraben haben, und dieses wilde junge Herz zusammen; wie seltsam spielt das Lebensräthsel hier durch zwei bevorrechtete Naturen. Bei Jenem biegt sich das innere Gesetz der Wahrhaftigkeit, und gleitet in einer perfiden Willenlosigkeit dahin, hier stoßen hart an einander die wilden Gegensätze, und die Jugendbrust zerbricht, ehe sie nachgibt. —

Die Rose hebe ich auf, zu seinem Angedenken.

— — —

Mein alter Lehrer ist hier, und auf seine Weise höchst lästig. Er verhehlt es durchaus nicht, daß er gekommen, um mich zu retten. Seine Vorwürfe nehmen kein Ende.

Wie, rief er mir gestern in der Abendstunde zu, als seine lange, schwarze Gestalt wahrhaft gespenstisch vor mir stand; wie, Sie wollen Ihre Religion und Ihre Braut verlassen? Sind das beides Gegenstände, die man nur so hinwirft? — Ich mußte den vollen männlichen Ernst meines Geistes sammeln, um ihm zu antworten; doch eigensinnig, wie er ist, hörte er nicht, wollte nichts hören, und in der ersten Unterredung sprang die Meinung von beiden Theilen wie eine zerrissene Saite vom Instrument laut schreiend und ewig dissonirend ab.

Ich bin zum Disputiren nicht gestimmt. Die Religion hat mich zur Liebe, die Liebe zur Religion ge-

führt. Wie Einer, der am Abhange schläft, und nun erwacht, und es ist Tag, so fühle ich mich nun zum Licht emporgetragen, auf festem Grund gebettet; wer mich hinauf geführt hat? — ich will's nicht wissen. —

Der Alte ist mir unleidlich, seitdem ich zu errathen meine, wer ihn zu mir abgesendet hat. Er läugnet es zwar hartnäckig. Nach mehrern Stunden Streitens rief ich endlich: Es ist geschehen, tasten Sie nicht weiter an Dinge, die nicht zu ändern sind.

So muß dein Freund, Arthur, ewig kämpfend sich bis ans Ziel herandrängen. Die Kurzsichtigkeit eines alten Eiferers, der tolle Uebermuth eines Knaben, Mißdeutungen der Freunde, und endlich ein schwer gebüßter Irrthum des Herzens, das sind die Hemmungen, die sich ihm entgegen stellen. Jerôme verläßt mich nicht, er übt die Geduld der Heiligen an mir; die Markgräfin scheint sich mit Klugheit von uns allen entfernt halten zu wollen. Gestern hat sie mir durch den Pater ihren Glückwunsch zu meinem Uebertritt ankündigen lassen. Noch stehen meiner Vermählung einige kirchliche Förmlichkeiten im Wege; das gewichtige Wort Jerôme's wird schnell hinüberhelfen; was wäre einem Jesuiten, und zwar diesem unmöglich? — In Melicertens heiterer Seele wiegen sich die freudigsten Träume des Glücks; immer nach ihrer Weise beweglich und leidenschaftlich, greift sie nach jedem Moment des Genusses, und scherzt selbst mit ihrer Trauer. Hier, lies ihren Brief:

Geliebter!

Der Himmel, der dich mir geschenkt hat, segne dich! — Für dich sollen die schönen Lippen der heiligen Cäcilie sich mit den einschmeichelndsten Fürbitten schmücken, zu deinem Schutze St. Georg die volle Schärfe seines wilden Schwertes schwingen, und sie, die Himmlische, Gebenedeite, kühle mit ihrem flatternden Sternenmantel deine Stirne, und wie Blüthen sammle sie die ewigen Sterne, und schütte sie auf dein Haupt! —

Die wenigen Tage, die ich von dir jetzt zugebracht habe, füllten meine sonst heitere Seele mit Schmerz.

O wenn die Heiligen mich mit jedem Reiz, den dein Auge noch an mir vermißt, schmücken wollten! — Du liebst das bräunlich goldene Haar; gestern, bis spät in die Mitternacht, stand ich vor meinem Spiegel, und indem ich es salbte mit einer Salbe, über die der Segen der heiligen Veronica gesprochen worden, erwartete ich, daß es sich vor meinen Augen lichter färbe; als es aber schwarz wie die Nacht blieb, preßte ich die Hand vor die Augen, und sank weinend in den Stuhl zurück.

Du liebst die Munterkeit, den Scherz, und ich — klage! — Die schwermüthigen Ergießungen heißer Zärtlichkeit — ich bringe sie nicht aufs Papier; komm, und sie sollen auf meinen Lippen blühen. Schilt mich immerhin leichtsinnig, ich weiß, daß dir der Leichtsinn gefällt, er ist meine Natur, du magst dich an ihn gewöhnen.

Der seltsame Mann, Michaud, jetzt da ich von ihm getrennt bin, jetzt schreibt er mir süße Liebesbriefe, er gesteht, daß er mir ganz von neuem den Hof machen möchte. Ich litte es schon, denn ein solcher Scherz wäre mir noch neu, und könnte mir die Zeit vertreiben, wenn du mir fehltest.

Hast du keine Offenbarungen gehabt, Geliebter? Ist dir nicht der heilige Franz erschienen, dem ich dich besonders empfohlen habe! O vergiß nur die Fasten nicht! — Am Freitag, am Freitag! —

Mit einigen jungen Nonnen des Klosters, die neugierig, wie alle Nonnen sind, scherze ich oft. Sie möchten dich gerne sehen, ich beschreibe ihnen dein Wesen, ahme den Blick deines Auges nach — den Ton deiner Stimme — dann freue ich mich, wenn sie zerstreut zur Hora gehen.

Die schwarze Tracht, ich betrachte mich als Wittwe, gefällt allen; wirst du mich erkennen, wenn ich dir entgegen eile, mit fliegendem Schleier, eine einzige große Demantrose im Haar? Diese Rose ist ein Erbtheil meiner Mutter, durch ein kluges Mährchen habe ich sie mir erbettelt. Des Arztes Ausspruch von ihrem nahen Tode wußte ich ihr in eine Verheißung eines noch langen Lebens umzudrehen; sie glaubte sie, küßte die Schmeichlerin, und von den schon fertig hingestellten Geschenken fürs Kloster, nahm sie die Rose und gab sie mir. Der Himmel verleihe ihr den ewigen Frieden! Ich darf nicht an sie denken, dann weine

ich, und du liebſt das Weinen nicht — auch ich liebe es nicht; das ſchönſte Geſicht wird entſtellt, und jede Entſtellung müſſen wir armen Frauen, die wir an die Wirkung des Augenblicks gebunden ſind, wie die Peſt fliehen. Schilt nicht, daß ich ſo offen mit dir plaudere.

Sie wünſchen mir alle Glück, und nun wollen alle es auch ſchon voraus geſehen haben; habe ich es doch ſelbſt noch vor wenigen Wochen nicht gewußt. — Das ſtille Leben der Nonnen trägt ſich ewig mit Liebesgeſchichten, ja unſere Religion wäre nicht ſo wunderſam, wenn nicht ſo viel verſchloſſene Gluth in ihr brennte. Ein weinendes Antlitz hinter dem Gitter iſt ſo rührend.

Was auch der ſinnloſe Stephan bekannt und geſtanden haben mag, glaube ihm nichts. Der Unerfahrene iſt wie der Blinde, tappend erräth er nur die wahre Form der Dinge. Haſt du nachgeſehen, ob er das geweihte Kreuz auf ſeiner Bruſt durchſchoſſen hat; ſolches wäre eine große Sünde.

Der Mönch, der dich immer beſucht, iſt traurig, daß der Liebeshandel, der ihm ſo viel eingetragen hat, jetzt aufhört; ich konnte ihn nicht anders zufrieden ſtellen, als, da ich ihm verſprach baldmöglichſt ein neues Verhältniß anzuknüpfen, um ihn nur wieder in Thätigkeit zu ſetzen.

Die Gräfin St. Cyr, höre ich, iſt krank; meinſt du, Geliebter, daß ich hinkomme, um ſie zu be-

ſuchen? Es ſoll nicht heißen, als habe ich dich ihr geraubt.

Komme bald, deine Melicerte wünſcht es.

Ja, Arthur, ſie iſt krank, ſeit einigen Tagen krank, ihre Halbſchweſter iſt bei ihr, auch die Fürſtin trägt Sorge um ſie. — Hier in Lichtenthal erhalte ich nur ſelten, und unzuſammenhängend, Nachrichten. Ich lege dir die kurzen Briefe bei, die ich mit ihr gewechſelt. Sie hat den Ton, den ich gewählt, mir noch kürzer und kälter zurückgegeben; — brauchte ſie das? — Doch es iſt geſchehen.

Robert an Galathee.

Ich trete noch einmal vor Sie, indem ich den erſten Schritt thue, ein Verſprechen, das Sie drückt, und das wir gegenſeitig uns in falſcher Leidenſchaftlichkeit gegeben, zu löſen. Daß wenn hier eine Schuld obwaltet, ich dieſe ganz allein trage, fühlen Sie. Die Welt ſoll mich verdammen, aber zugleich glücklich preiſen, anſtatt daß ſie uns beide wegen einer leeren Rechtlichkeit erhübe und zugleich beklagte. Nicht äußere verletzende Umſtände haben uns geſchieden, die ſtille prüfende Gewalt der Zeit

hat die Binde unſerer Herzen gelöſ't; wir treten ruhig in unſere anfängliche Stellung gegen einander zurück, und da ein Irrthum nie herabſetzen kann, ſo bleibt Jedem in den Augen des Andern die Achtung und das freundliche Wohlwollen, das gerne zwei Menſchen ſich ſchenken, die einen Theil ihres Lebensganges neben einander machen. Wünſchen Sie mir Glück, Gräfin, denn ich bedarf deſſen, doch wünſchen Sie mit einem Herzen ohne Groll und Bitterkeit.

Galathee an Robert.

Ich wünſche, daß Sie glücklich ſeyn mögen, ich wünſche es mit einem Herzen ohne Groll und Bitterkeit. Laſſen Sie ſich dieſe wenigen Worte genügen, ſie enthalten alles, was ich Ihnen zu ſagen habe.

Leben Sie wohl.

So iſt denn geſchehen, Arthur, was geſchehen mußte; woran mehrere ängſtigende Monde gearbeitet, das haben wenige Minuten vollendet. Ihr Geiſt, reicher begabt als ihr Herz, wird ſie ſchnell über jedes Bittere dieſer Trennung hinwegheben,

und ihr Stolz die ruhige Haltung bald ihr wiedergeben, sie wird glücklich seyn!

Doch auch ich werde es seyn, oder vielmehr ich bin es schon. Hier, bei Lichtenthal, bewohne ich ein heiteres Landhaus, in ihrer Nähe, in der Nähe meines Glückes; weit, weit entfernt von jenen düstern elegischen Gegenden, die wie ein dunkler Traum aus der Vergangenheit mich mahnen. Mir grauf't es, wenn ich an sie denke; oft ist es mir, als wehe eine schwüle, beängstigende Luft von dort her, und dann seh' ich vor mir die dunkeln Gänge des Parks, die Krankengemächer von Sterbeseufzern widerhallend, den Forst mit der blutigen Leiche — die ganze finstere Geschichte meiner Liebe. — Schnell wende ich mich ab und sonne mich in Melicertens Lächeln. —

Gestern, an einem besonders schönen Morgen, hatte mein Verwalter ein kleines Fest angeordnet; eine Menge geputzte Landleute aus der Gegend vereinigten sich und brachten Melicerten, die in ihrem Wagen saß, wie im Triumph durch mehrere blumengeschmückte Thore. Von den Blumensträußen, die ihr tausend Hände darreichten, war sie gleich einer phantastischen Blumengöttin geschmückt.

Vom Kloster aus waren uns manche der Hülfbedürftigsten aus der kleinen Gemeinde bezeichnet worden, sie empfingen reichliche Gaben. Ein Mahl unter freiem Himmel beschloß den Tag.

Wie ich durch die Reihen ging, grüßte mich

eine freundliche Stimme; ein junger Bauer stand mit ehrerbietiger Verbeugung vor mir, sein Gesicht schien mir bekannt; ich sann nach, wo ich etwa früher ihn schon gesehen hätte. Euer Gnaden, hub er endlich an, haben den Abend vergessen, wo wir beide bei der Hochzeit des Försters Franz an Einer Tafel saßen, wo die schöne Gräfin zwischen Ihnen und mir ihren Platz hatte, und wo Sie sich ärgerten, daß sie mit mir lieber sprechen wollte als mit Ihnen. Er sah mich an mit schlauem Lächeln und nur schlecht verstecktem Triumphe; dann wurde er plötzlich ernst und sagte: aber jetzt ist die schöne Gräfin krank und wird weder Euch noch mich sprechen wollen. —

Galatheens Hymnen an Gott.

Wenn du die Blüthe knickst, und das Menschenherz brichst, so ist es deine Hand, Allgütiger, und wir verehren dich im Staube.

Du zieheſt im Sturme dahin, die Engel tragen die feurigen Flammen deines Zornes, wir beugen uns dir, dann kommst du wieder in süßer Lieblichkeit, und heilige Blumendüfte kühlen unsere heiße Stirne. O großer Ewiggütiger, zu dir erhebt sich das stammelnde ängstliche Gebet, zu dir der helle fröhliche Liebesdank.

Tiefe Schatten gehen über die Erde; bange

ſeufzt die Liebe, — fern iſt der Troſt! — Es ſtürzen die wilden Bergwaſſer, es brauſt im Forſte, uralte Stämme brechen niedergeſchmettert zu Boden — nur Muth! — die Wolken durchbricht die öſtliche Helle, weiches Gewölk fließt abwärts, goldene Scheine flattern umher, und die ewige Lieb taucht die Welt in die reinſten Abendgluthen; dann weinen entzückt die Propheten und Heiligen auf den Höhen der Berge vertheilt, dann gehen Engel durchs warme fluthende Kornfeld, und die Biene hängt ſaugend an den offenen Blüthenkolben.

Lehre mich dich im Schmerze anbeten, ewiger Vater! ein volles heiliges Herz dir weihen! — O wer an der Quelle der Liebe ſäße, und die Fülle tränke, ewig verlangend und ewig getröſtet!

Welch ein Ueberdruß wandelt das Herz an, das immer wieder Wünſche und Hoffnungen, die flüchtigen Erſcheinungen der Erde, in ſich aufnimmt! Müde bis zum Tode wirft es endlich die thörichten Wünſche hin, und zu dir fleht es mit dem brünſtigen Gebet eines unendlichen Verlangens; heilige, o heilige es!

Wie in der Wüſte der Schrei des Verſchmachtenden nach dem friſchen Auge des Quelles ruft, ſo rufe ich nach deinem Frieden, Ewiger, Gütiger! —

Ich habe ihn geliebt, ich hielt ihn für treu und wahr — die ſchöne ſelige Zeit iſt dahin. Er war mein, ich ſein, um uns blühte die Erde, bis

weit

weit in die Ferne hin glänzte Seligkeit. — Wie über Nacht eine Blüthe still sich öffnet, und nun die ersten Strahlen der Sonne trinkt, tief bis in das innerste Empfinden des Kelches trinkt, und die süßen Qualen der Entfaltung sie durchschauern, sie mit dem Gotte kämpft, und im weichen Ermatten alle ihre Kräfte zu Farbe, Form und Licht gestaltet, so füllte mein Wesen sich mit dem Feuer seiner Liebe, und erstarkte und verschönte sich! — Da ging ein nächtlich kalter Mond über den Himmel hin, die Blätter der Blüthe sanken und erstarben. — — Er wußte nicht, was er mir war, sonst hätte er dieses Herz nicht gebrochen.

Wenn ich so in stiller Mitternacht weile und sinne, dann geht ein leiser bebender Hauch durch die Natur, er spricht hörbar zum armen liebenden Herzen; dann rufst du die Deinen, Ewiger, und sie folgen dir, und ihre heißen Thränen werden zu Dankgebeten! — Du hast auch zu diesem Herzen gesprochen, auch die Qualen dieser Brust besänftigt. —

Ich habe ihn verloren! — o entsetzenvolles Wort — Ich habe dich gewonnen, mein Gott! — o süßes Wort. Nimm mich auf, trage mich mit starken Armen in das Reich deiner Erbarmung; meine Seele ist dein! —

Engel der Liebe, du am Throne des Ewigen der freudigste Geist, bewache mir die Plätze auf der Erde, die ein heiliges Andenken gesegnet hat. Laß mich, wenn meine Brust die Entzückungen der

Ewigkeit trinkt, niederschauen auf jenen Baumgang, wo ich ihn zum erstenmale sah, auf die Stelle am Brunnen, wo ich mit ihm stand tief in der Nachtstille, und die Gewässer plätschernd niedersanken, eine weiche melodische Luft unsre Wangen umspielte, fern und stille der Wald lag und die unendliche Sehnsucht unter dem Monde durch den Himmel zog. Engel, wahre mir die Stunde dieses Andenkens, unter den Träumen des Himmels selbst findest du keine schönere. Bin ich es noch, die damals hoffte und liebte? — Wie schnell hast du, o Herr, über meine Tage geboten! Dort der goldene Aufgang, wo himmlische Jubelchöre die Luft erfüllen — und hier der strenge Abend, der der Nacht winkt, die langsam mit ihren Schleiern daherzieht. — O Engel der Liebe, schütze jene Stellen am Brunnen.

Als du mir die Mutter nahmst, Ewiger, da sah ich tief in das Antlitz des Todes, und es ist mir jetzt kein Fremdes mehr. Wie schonend, wie langsam bereitest du uns vor auf die letzte Abschiedsstunde. Ein liebes Herz, das vorangeht, muß uns eine Heimath im Himmel bereiten, ein schönes Elternhaus uns dort aufbauen, wo wir jedes Plätzchen wiederfinden, das eine fromme Erinnerung geheiligt hat, bis der erlös'te Geist, die schmeichelnden Bande nicht mehr bedürfend, strebt, an dem ewigen Lichte sich zu sättigen. —

Ein Traum erschütterte einst meine frühe Ju-

gend. Ich ſah die, die ein gebrochenes Herz frühe der Erde entrückt, vor mir langſam dahinziehen; ein Zug, der kein Ende nehmen wollte. Tief prägten ſich mir ein die edlen ſtummen Mienen, in deren jeder eine ergreifende Geſchichte eingeſchrieben war. Ein finſteres Thal nahm den Zug auf — oben brauſ'te der Nachtwind vorüber, und auf den Felszacken am Wege ſaßen die uralten Uebel der Welt, und jedes ſchleuderte flammende Geſchoſſe nieder auf den ſtillen Zug. Endlich war des Thales Ausgang erreicht; ein prachtvoller Münſter baute ſich auf vor meinen Blicken bis hoch hinauf in die hellen Morgenwolken; die Thore waren geſchloſſen, doch ein Sturm begeiſterter Hymnen ſprengte ſie, und ſiegende Prophetenzüge hielten ihren Einzug. Es flatterten die Fahnen des Morgens, hoch blinkten die feurigen Schwerter der frommen Helden, und aus der Höhe des Domes ſchwebte die göttliche Stimme nieder, die der Erbarmer rief über die Erde. Da floh die Nacht wie ein geſcheuchtes Kind aus den finſtern Felſenkammern hervor; überallhin wurde es Licht. Das Heer der Gerechten ſammelte ſich um die Stimme, ſie aber ward in göttlicher Liebe verkörpert und hielt jede verwundete Bruſt umfaßt, löſ'te das zwingende Band von jedem gefeſſelten Herzen, und trank den Dank der Liebe aus den Blicken der Befreiten. Wie nun aber jener ſtille Zug nahte, da öffneten ſich weiter noch die Thore, da hauchten

noch glühender die vollen Athemzüge der Gesänge, und die Stimme rief: Kommt, ihr meine liebsten Kinder, ihr, durch deren Herz ein zweischneidiges Schwert gegangen, kommt ihr vor allen an meine Brust! — Da stürzten die bleichen Schatten in den Arm der Liebe. —

Oft, wenn ein melancholisches Gewölk meine Jugend verdüsterte, wünschte ich im Frühling zu sterben; zugleich mit den Blumen, die ihre Düfte zurück dem Himmel spenden, entflieht auch willig die Menschenseele. Oft sind jene frühen Wünsche Vorahnungen des Geschicks.

Jedes Mittel unserer Erkenntniß ist getrübt. Wie der Lichtstrahl sich erst in Farbe kleiden muß, um unser Auge nicht zu blenden, so umkleiden menschliche Ansichten dein ewiges Wort. Doch jedes, auch das schönste Kleid ist nur eine Umschattung; und das Auge, das dich sucht, strebt ewig die Umschattung zu durchdringen. O wie erschütternd ist es, wenn die Edeln dieser Erde ihr Köstlichstes dahin werfen, um deine Wahrheit zu finden! wie entzückend muß das Erkennen seyn, das du ihnen endlich bereitest.

Für ihn flehe ich dich an, Allmächtiger, Gütiger, gib ihm die volle Klarheit und Wärme deines Friedens. Für die, die uns wehe gethan, die unser Herz verwundet haben, ist unser Gebet am dringendsten. Er ist mein, ich habe ihn nicht verloren; deine Liebe,

Ewiger, führt ihn einſt mir wieder zu. Die Hoffnung gießt Balſam in mein Herz. —

Wie ſie brauſen und ſteigen, die jubelnden Hymnen des Frühlings! Kommt, kommt näher, laßt mich einſtimmen in eure Chöre! ach, mein ganzes Weſen laßt dahinſtrömen auf den Bebungen eurer ewigen Melodien! Ewig iſt Gott, allgütig, ſein Geſchöpf verſtößt er nicht. —

Du beklagſt dich, Arthur, und mit Recht; es ſind Wochen vergangen, während du nichts von mir erfahren haſt. Ich habe dich bis jetzt Schritt um Schritt mich begleiten laſſen, und plötzlich entziehe ich mich der Geleitſchaft. Doch wozu auch dieſe? — Du begleiteſt keinen Glücklichen! — Ach, Arthur, ich kann dieſes Herz nicht verſtehen, ich ringe mit ſeiner dunkeln Gewalt, und werde ihrer nicht Meiſter. Zuerſt nimm die Begebniſſe dieſer Tage. Ich bin Katholik! — Arthur — es iſt dieſes nur ein Name. — Ein neues, überraſchendes, friſches Bewußtſeyn, ich hoffte es, iſt mir nicht geworden, und dennoch nenne mich nicht kalt, ich fühle und liebe meinen Glauben, er iſt meinen Lippen, da ſie am verzehrendſten brannten, ein kühlender Trank geweſen; ich will nichts mehr.

Jeröme hat zum erſtenmal, von Gefühl überwältigt, an meiner Bruſt gelegen. Der hohe, kalte Mann, als er mich gewonnen ſah, als die Lobgeſänge

erklangen, die Hymnen über uns dahinbrauſ'ten, als der ernſte, tiefſinnige Prieſtergruß mich willkommen hieß, da ſank der ſtolze Mann an meiner Bruſt zuſammen, und ſein Kuß, es war ein geheimnißvoller, dunkler, katholiſcher Kuß, der Kuß eines Heiligen, nahm mich in die Gemeinſchaft auf; Maria, die Gebenedeite, lächelte mir aus ihrer Glorie herab.

Die kleine Kirche zu Lichtenthal ſchloß nur wenige Andächtige in ſich, die tiefſte Stille herrſchte, und durch dieſe erhob und ſenkte ſich, gleich den Athemzügen eines Engels, der weiche, klagende Geſang der Nonnen hinter dem Gitter; nur als die Begrüßungsworte erſchallten, jubelten ein paar helle Stimmen im Chor hoch auf, wie in den klaren Morgenhimmel emporflatternd; dann ſanken die bebenden Laute, gleich gebrochenen Engelsfittigen, und die ſchöne Stimme ſtürzte aus dem Himmel herab; ein dunkles, ſchweres, ernſtes Recitativ empfing ſie, wie auf treuen Wächterarmen ſie weiter tragend. Ich ſah einzelne junge Nonnenköpfe ſich neugierig an das Gitter drängen; in einer offenen Loge, eine weiße Lilie in der Hand, in vollſtändiger Nonnentracht, ſaß Meliceria, das dunkle Auge auf den Roſenkranz gerichtet. Als ich, von zwei Prieſtern geleitet, durch die Kirche ſchritt, ſah ſie auf mich nieder; doch keine weltliche Miene verſcheuchte den Ernſt ihres Antlitzes. — Als der Geſang wieder anhub, fühlte ich einen ſtechenden Schmerz durch meinen Buſen gehen; die Weihrauchdämpfe, der Glanz peinigten meine Sinne, ich

mußte das Auge ſchließen, und lehnte an Jerôme's Schulter. Der Freund verließ mich nicht, er begleitete mich nach Hauſe, und hier in der Einſamkeit ſchloß er mich nochmals mit der ganzen Fülle ſeiner männlichen bewegten Seele in die Arme. Welch ein Feuer brennt in dieſer Bruſt! Er nannte mich ſeinen Wohlthäter, geſtand mir, daß durch das Bekenntniß, welches ich eben abgelegt, ſeine Seele von einer finſter drückenden Laſt befreit ſey, daß er jetzt endlich ein Gelübde gelöſ't habe, wodurch er ſich den Mächten des Abgrunds lange verpfändet geglaubt. Ich ſah ihm ins dunkle Auge, meine Rechte hielt feſt die ſeine — wie einen plötzlich Verwandelten ſtarrte ich ihn an. Was du auch verbrochen haben magſt, dachte ich bei mir ſelbſt, ich will es nicht wiſſen! Soll mir auf der Schwelle des neuen Gottestempels ſogleich ein dunkles Geſpenſt entgegentreten? — Er forſchte nicht nach meinen Geſinnungen, er war im Innerſten bewegt, und daher nur mit ſich beſchäftigt. Gebückt, die Hände vorgeſtreckt, das Auge ſtarrend, rief er leiſe: Biſt du nun ruhig, krankes, liebes, unglückliches Mädchen? — Iſt die kleine, unruhige Flamme, deine Seele, nun endlich ſtill und klar? — O wie gingen ſie ſo heimlich und leiſe mit deinem gebrochenen Herzen daran, wie war die enge Bruſt ſo tief eingeſunken; und dazu ſollte die arme Seele noch verloren ſeyn? — Ach, es gibt ſo tiefe Schmerzen, Schmerzen, die nur der Mann dem Weibe zufügen kann; doch jetzt wird der heilige Ignaz dich

trösten, ich bringe ihm, was ich an deiner Bahre versprach, eine unserm Glauben gewonnene Seele! Mit diesen Worten schloß er mich nochmals in seine Arme. Mein Sohn, mein Bruder, rief er, fühlen Sie, was das Band der Kirche noch an dem verdorbenen Geschlecht unserer Tage zu wirken vermag, fühlen Sie das zuerst an meinem Herzen. In unserm Glauben ist der Mensch eng an den Menschen geschlossen; es sucht der Bedürftige den Tröstenden, der Tröstende den Bedürftigen; sie sinken Brust an Brust, Gott selbst sieht gütig herab, und knüpft an diesen Bund des heiligsten Bedürfnisses ein Sacrament, die Beichte. — So dachten die Väter, so handelten sie. Gott selbst senkt sich in dem Moment, wo das Geständniß des Bedrängten auf der Lippe schwebt, wo sein Auge dürstend nach Trost das des Bruders sucht, in die Brust des Priesters, und dieses ist das heiligste Mysterium seiner Menschwerdung. Er, nicht der irdische Bruder, spricht die Trostesworte, die ewig trösten, und eine Engelslippe küßt unsere Stirn, während wir nur die Lippe des Priesters sie berühren fühlen. So beichteten einander die ersten Christen, so beichten die Gläubigen noch jetzt dem Priester, und so laß mich dir die schwere, dunkle Geschichte dieses Herzens beichten.

Arthur, wie liebenswerth, wie heilig erschien mir der ernste, strenge Mann jetzt; wie innig fühlte ich an ihm das Geschenk des neuen Glaubens, das edelste Vertrauen der Geister untereinander. Durfte

ich wohl jetzt ihm meine Theilnahme verschließen? Das hätte den Born der Gottheit selbst, die in den erschütterndsten Momenten unsere Seelen erfüllte, gewaltsam sperren heißen. Ich nahm die Erzählung von seinen Lippen als einen Nachgottesdienst, als eine warnende Priesterstimme. Auch du sieh sie nicht mit weltlichem Auge an, es ist etwas Grausenvolles, Dämonisches in dem Begebniß, so geringfügig es auf einen oberflächlichen Blick hin erscheinen mag.

Wir standen in dem einsamen Saale, als er erzählte; die weiten Flügelthüren des Balcons waren geöffnet, Ruhe schlummerte auf der Landschaft, die dunkeln Schattenlinien der Berge am Horizont, über sie des Mondes Glanz in Klarheit dahinziehend, kein, auch nicht das zarteste Gewölk am Himmel. Fernher schimmerten die Lichter des Klosters. Ich weiß nicht, wie in dieser Stimmung Galatheens Bild mir wieder vor die Seele trat. Doch sie ist krank, Arthur, ernstlich krank. Nimm jetzt die Geschichte des Paters.

Aus dem Leben des Paters Jerôme.

Das dunkle Gebäude des Jesuitencollegiums zu Marseille war achtzehn Jahre lang meine Welt; ich betrat seine düstere Schwelle als Knabe, und überschritt sie, zum Manne gereift. In die Mitte dieser Zeit fällt jenes Ereigniß, das ich jetzt erzähle. Ich war zwanzig Jahr alt, aus den dunkeln Schachten

scholastischer Studien erstand ich zum Lichte; mein Haupt erhob sich, mein Auge schaute frei und suchte die blühende Schöpfung um mich her — ach, die finstern Satzungen, die harte Lehre der Entbehrung und Klugheit, die Grundkraft, auf der das Gebäude unsers Ordens ruht, zwang jede freie Entfaltung früh in die Brust zurück. Ich träumte, ich las die Dichter, und träumte wieder. Der Zufall wollte, daß einer dieser Träume ein gefährliches Leben gewonnen. — Emerentia war ein hübsches Mädchen, das von ihrer Mutter täglich ausgeschickt wurde, um dem wunderthätigen Bild in unserer Kirche eine Spende von frischen Blumen zu bringen. Still, wie sie kam, ging sie wieder, selten begleitete sie die Alte, stets erschien sie jedoch so früh, daß von den Lehrern wie von den Schülern des Collegiums keiner von ihren Besuchen Kenntniß hatte. Ich aber fand sie einst auf den Altarstufen schlummernd. Der Blumenstrauß von gestern, den sie immer wieder abholte und wie ein Heiligthum bewahrte, lag aus der Hand gefallen auf dem Marmorboden. Ich hob ihn auf und — es fehlte mir an Muth, ihn wieder in die noch halb geschlossene Hand zu stecken — ich nahm ihn darum mit mir. Hinter eine der Säulen versteckt, lauschte ich nun auf ihr Erwachen, es blieb nicht lange aus; sie erschrack, als sie sich auf den Stufen liegend fand, erhob sich, suchte ihre Blumen, und als sie sie nicht fand, warf sie einen schüchternen Blick um sich her, und floh wie ein gescheuchtes Kind fort.

Als ich allein war, hob ich den Blumenſtrauß wie triumphirend empor; ſie ſoll ihn wiederhaben, rief ich bei mir ſelbſt, doch mit ihm ein Geſchenk; allein worin ſoll dieſes beſtehen? — Mir fiel bei, daß ich einen Kranz bewahre, von ſilbernen Blättern künſtlich zuſammengefügt, ich hatte ihn als Pathengeſchenk erhalten; von den ſilbernen Blättern brach ich eines ab, ſteckte es in den Kelch einer dunkeln Roſe, und trat nun den Morgen darauf mit meiner Gabe nicht ohne Zaghaftigkeit in die Kirche. Sie war noch nicht da geweſen, und ich legte den Strauß auf den Altar. Wie ſie nun kam, fand ſie ihn, drückte ihn an ihre Lippen, und hob jetzt erſtaunt das funkelnde Silberblatt empor. Lange ſtand ſie, und ſchien ſich zu beſinnen, was ſie thun ſollte, da trat ich, wie eben kommend, hinter den Säulen hervor, ſchritt unbefangen an ihr vorüber, ſie rief mich mit verlegener und leiſer Stimme an. — Frommer Vater, ſagte ſie — o wie lächerlich klang mir dieſer Titel aus ihrem Munde! — frommer Vater, wißt Ihr nicht, wer dieſe Blumen hingelegt, es ſind nicht die meinigen, die ich geſtern habe hier liegen laſſen; denn dieſe hier, ſehet ſelbſt, enthalten ein koſtbares Geſchenk. Gutes Mädchen, rief ich, und blickte auf das wunderthätige Bild, die Hände faltend und die Augen andächtig erhebend, beuge dich im Staube vor der Heiligen, ſie pflegt Geſchenke der Art heimlich denen zu überſenden, die ihr wohlgefallen. O ſtill, Mädchen, prunke nicht mit der

Gunſt einer Himmliſchen, nimm die Gabe in Demuth, und ſetze deinen wohlgefälligen Dienſt fort. — Ein Wunder! liſpelte ſie, und mir geltend? — Sie wurde über's ganze Antlitz roth, und wandte ſich ſchnell ab. Ich ſah, wie dieſe Worte ihr ganzes Innerſtes erſchüttert hatten, langſam ging ich an ihr vorüber, und indeß ich mich in den dunkeln Schattengängen des Chors verlor, hörte ich ſie heftig weinen. — Da war die Saat der ſpätern Qualen in ihre Bruſt niedergefallen.

Ich verſäumte nicht, jetzt jedesmal in den Strauß, von dem ich wußte, daß ſie ihn am Morgen abholen würde, ein Blatt meines Kranzes niederzulegen. Es hatte den Erfolg, den ich wünſchte, ſie ſuchte mich, ſie ging nicht früher fort, als bis ich kam, und dann winkten ihre ſchönen Augen mir mit Triumph entgegen: wieder ein Blatt, und wieder ein Blatt, und wieder ein Blatt! — Gut, Emerentia, die Heilige liebt dich, bald wirſt du ja einen vollen Kranz beiſammen haben. — Er ſoll mein Ehrenkranz ſeyn, meine Krone, rief ſie lebhaft. — Du biſt doch verſchwiegen? — Sie ſenkte ihr Auge. — Nicht? wie, du prahlſt mit der Gunſt der Heiligen? — Nicht prahlen, Ehrwürdiger, aber — ſie ſah erröthend und lächelnd vor ſich hin, dann ſagte ſie mit heimlicher Bebung der Stimme — konnt' ich es wohl meiner Mutter verſchweigen, daß ſie eine Erwählte des Himmels in ihrer engen Wohnung verſchließt? — Ach, Mädchen, dir ſchwindelt, du

ſchwärmſt auf gefährliche Weiſe; bedenke, die Silberblätter können ja wohl eine ganz natürliche Erklärung haben. Sie ſah mich mitleidig an; ich bedaure Euch, Vater, Ihr ſeyd weder fromm noch gläubig. Ihr könnt dergleichen nicht faſſen. — Sie kam mir ganz nahe und flüſterte mir ins Ohr, indem ihre großen braunen Augen weit offen vor ſich hinſahen: Clemens, mein Geliebter, iſt ein Silberarbeiter, er hat das Silber geprüft, und — es iſt kein natürliches Silber; es hat bei Berührung der Feile einen Klang von ſich gegeben, wie das feine Stimmchen eines weherufenden Engels, und dem Clemens iſt die Hand zwei Wochen lang wie gelähmt geweſen. — Clemens iſt dein Geliebter? — Er war es, aber die Mutter hat ihm vom Wunder erzählt, und ihm gerathen, von mir abzuſtehen, weil ich auf dem Wege ſey, eine Heilige zu werden. — Ums Himmels willen, Mädchen, du biſt verrückt! — Und da hat der ehrliche Clemens nun die größte Ehrfurcht vor mir! Die Vorwürfe, die ich mir machen mußte, und die Furcht vor noch größerm Unheil peinigten mich, ich zog die Widerſtrebende an mich; Emerentia, rief ich, Mädchen, ſey vernünftig! Sie ſah mich mit dem vollen Ausdruck der Liebe an, ein Blick, der mich entwaffnete. Wollen wir davon nicht weiter ſprechen, hub ſie nach einer Pauſe an, in ſolchen Dingen hilft kein Ueberreden; ich habe es Euch mittheilen wollen, weil ich meinte, Ihr ſolltet als ein frommer Herr eine Freude daran haben. — Nein, weiß Gott,

die habe ich nicht. — Noch fehlen mir einige Blätter zum Kranze, wenn der Himmel mir die auch gibt, so iſt meine himmliſche Krone fertig! O ich bin nicht die Erſte, werde auch nicht die Letzte ſeyn, die erhoben wird vor allem Volke; eine alte Prophezeyung meiner Urgroßmutter geht hiemit in Erfüllung.

Ich mußte ſie gehen laſſen, denn ſie hörte auf meine Worte nicht. Oben in meinem Zimmer zählte ich die noch übrigen Blätter, es waren deren drei; ich entſchloß mich, dieſe wenigſtens ihr nicht zu geben. Es vergingen jetzt mehrere Tage, ja Wochen, die arme Emerentia kam immer mit ihren Blumen, ſuchte ängſtlich, ach, ſo ängſtlich, daß es mir durch die Seele ging — ſie fand kein ſilbernes Blatt mehr. Ich hatte gehofft, ſie würde mir nun ihr Leid klagen, aber ſtatt deſſen wandelte ſie tiefſinnig und beſchämt allein herum; oft fand ich ſie in brünſtigem Gebete verſenkt. Sie dauerte mich, ſie hatte ſich vorgenommen, eine Heilige zu werden, und — es wollte nicht gehen. An drei elenden Blättern ſcheiterte der Plan. Prüfe dich, Emerentia, laſtet nicht eine noch ungebüßte Sünde auf dir? Die Himmliſche kann doch nicht ohne Grund die drei armſeligen Blätter vorenthalten, da ſie dir die andern ſchon alle gegeben hat? — Sie prüfte ſich jetzt aufs eifrigſte, hielt die ſtrengſten Faſten, ihre Schönheit ſchwand ſichtlich, die alte Mutter peinigte das Herzeleid, der Erwerb ſtockte — und immer kamen die drei Blätter nicht.

Ich kämpfte unterdeſſen mit meinem Herzen, in

welchem die Liebe mit stürmischer Innigkeit herrschte; ich hatte eine Heilige geschaffen, und betete sie nun selbst an; doch das Verlangen trieb weiter. Unsere Zusammenkünfte in der einsamen Kirche wurden häufiger. Unbekannt mit den Gefahren, die unter unsern Liebkosungen eine so lockende Gestalt annahmen, spielte ich mit der Seele der Schwärmerin, und flößte die wärmste irdische Leidenschaft ihrem Busen ein. Bald zeigte ich ihr in der Nähe, bald wieder fern die himmlischen silbernen Blätter, und so zügelte ich ihre Leidenschaftlichkeit oder spornte sie an. Sie war ganz in meiner Gewalt, doch ich zugleich in der ihrigen; dieses sey meine einzige Vertheidigung; ein zwanzigjähriger schwärmender Jüngling beherrscht nie seinen Gegenstand, er selbst ist ein Opfer der Flammen, die er heraufbeschwört. Ich wußte nicht, was geschah, was noch geschehen sollte, da ließ ein Augenblick mich die Zukunft ahnen. Wir waren wieder allein, die religiösen Träumereien, verbunden mit den Pulsschlägen der Sinnlichkeit, hatte unsere Seelen eingewiegt, da befielen sie Krämpfe in meinem Arm. Zum erstenmal sah ich das geliebte Wesen leiden, so entsetzenvoll leiden, und mir sagte jetzt eine laute Stimme, was der Grund dieser Erscheinungen sey. Ich erschrack heftig, ich litt mit ihr, und that von dieser Stunde an mein Möglichstes, sie zu verhindern, mich allein zu sprechen, die Kirche zu besuchen, das Heiligenbild wieder zu sehen. Sie that, was ich wollte, weil sie meine Wünsche für Befehle ansah; sie kam nicht wie-

der, und ich sah sie nun fast zwei Monden hindurch nicht mehr. Doch ihr Zustand, wie ich hörte, war beklagenswerth, der meinige nicht minder; ich hoffte, mich beherrschen zu können, erwartete alles vom Einflusse der Zeit, und war doch unbesonnen genug, selbst dagegen zu arbeiten.

In unserm Collegium wurde zu einem großen Kirchenfest eine sogenannte religiöse Handlung aufgeführt. Ein ungemessener Menschenschwarm strömte aus fernen Ortschaften herbei, füllte unsere Stadt und die Säle des Collegiums. Wer nur ein dürftiges Plätzchen erhalten konnte, bezahlte dieses gerne mit Gold; er brachte dafür Ruhm, Erbauung und Absolution für längere Zeit nach Haus. Wir stellten zuerst die Verkündigung dar, und mich traf der Auftrag, Marien den himmlischen Gruß zu überbringen. In einem glänzenden Gewande schwebte ich aus den Wolken nieder, man hatte mich mit Schmuck überladen, schwere farbige Flügel drückten meine Schultern. Als die rauschenden Melodien der Chöre erklangen, eine Schaar jubelnder Engelknaben Mariens süße in Scham dahingeworfene Gestalt umspielten, war ich froh, mich zurückziehen zu dürfen, da meine Rolle geendet war. In meinem einsamen Zimmer angelangt, warf ich einen Theil der goldenen Ketten von mir, und als ich auch die Flügel lösen wollte, ward schnell ein Vorsatz in meinem Kopfe lebendig. Ich schlug einen leichten Mantel über; die Straßen waren verlassen, da alles dem Schauspiel

zu=

zusah, der Wächter verkündete eben Mitternacht; einen Degen unter meinem Gewande befestigend, stieg ich herab, fand alle Ausgänge unbesetzt, schlich durch ein paar Gassen zu Emerentia's Wohnung, wo ich mit einiger Mühe, doch leise, das offene Fenster erstieg. Sie lag im Schlummer, eine Lampe beleuchtete ihr bleiches Antlitz, ihre Gestalt! — Ach, nie hat sich wohl ein Engel der Unschuld genaht, der so wenig würdig war des lichthellen Gewandes, das er trug! — Ich bog mich über sie, ihre geöffneten Lippen mußten sich meinem Kusse fügen. Sie erwachte — doch keine Miene verkündete Schreck oder Staunen. Wie erschrack ich, sie nicht erschrecken zu sehen — dieses Lächeln, dieses himmlische Lächeln, wie schnitt es durch meine Seele! Du kommst, lispelte sie, mir meine Blätter zu bringen, ich danke dir! — — Eine Pause herrschte, während die ganze Fülle meines Verbrechens mir klar wurde; keines Wortes mächtig stand ich da; sie verfolgte mich, ohne ihre Stellung zu verändern, nur mit dem Blick; sie hielt mich nicht zurück, als ich jetzt wieder zum Fenster eilte, nur stieß sie einen frohlockenden Schrei aus. In diesem Schrei aber — o Gott — lag der völlig ausgebrochene Wahnsinn.

Nicht lange vorher war sie geschehen, jene entsetzliche That, die damals die Welt mit Schauder erfüllte, die einen ewig nicht zu tilgenden Schandfleck auf unsern Orden heftete, und die reinen Annalen seiner Geschichte auf immer verlästert. Ich meine

den Proceß, der einem Prieſter unſerer Gemeinſchaft Schuld gibt, die heiligſten Myſterien entweiht zu haben, um eine verführte Unſchuld dem Verderben Preis zu geben. Der Gedanke an dieſen Verräther ließ mir jetzt meine eigene That ums Doppelte vergrößert und entſtellt ſehen. Was ſollte nun geſchehen? — Die Kraft meiner Seele faßte ich ängſtlich und mit Inbrunſt zuſammen; ſo tief biſt du geſunken, rief ich — doch tiefer ſinke nicht! — Ich verabſcheute den Weg feiger Verheimlichung; mein Vorgeſetzter war ein würdiger Mann, ihm vertraute ich mich, und er handelte klug, weiſe und rettend. Aber was gab es hier zu retten? Die Ehre des Ordens allein. — Wie ich vorausſehen konnte, halfen die unſeligen drei ſilbernen Blätter, die ich ihr ſchickte, den Wahnſinn der Armen nur noch höher ſteigern. Bei der Leiche der Unglücklichen gelobte ich nun für die durch mich verlorne Seele, eine neue dem Himmel zuzuführen; ich habe mein Gelübde erfüllt, indem ich Euch in den Schoß unſerer Kirche leitete. Der Schatten des armen Mädchens iſt verſöhnt!

Gewiß, Arthur, wo ein ſolches Ereigniß entſcheidend einwirkt, wo es ſo ſtreng und unabänderlich die Geſinnung ſpäter Jahre geſtaltet, wo, was leichtſinniger Jugendübermuth verſchuldet, der ernſte

Mannessinn freiwillig büßt — da, gestehe selbst, ist eine wunderbare Tiefe des Charakters, da dürfen wir unsere Bewunderung nicht versagen. Wie Viele, sogar von den Bessern, würden diese Geschichte für nichts Bedeutenderes als für eine galante Tändelei mit einer kleinen schwärmerischen Thörin halten; ihm aber, der tiefer empfindet und tiefer schaut, entgeht die schreckliche Seelenvergiftung, der unheilbare Schaden nicht, den ein leichtsinniger Scherz verursacht.

Ich drückte ihm mit Wärme die Hand; Freund, rief ich, wäre ich in Ihrer Stelle, ich könnte glücklich seyn; Sie fühlen eine vergangene gebüßte Schuld; ich fürchte, werde eine schwere zu büßen haben. — Er blickte mich forschend an. Fragen Sie nicht, rief ich eilig, ich kann, ich darf Ihnen nicht bestimmt antworten; haben wir nicht immerdar und vieles zu büßen? — Wir traten schweigend auf den Balcon heraus, und unsere Blicke ruhten auf der tiefen schlummernden Landschaft. Nach einer Pause sagte er: Schauen Sie freudig der Zukunft entgegen; bedürfen Sie jedoch des Trostes, so schöpfen Sie ihn aus diesem Busen, dem Sie selbst eben Trost gewährt haben.

Ich versprach ihm das, und wir gingen schweigend von einander.

Jerome will mich mit Freundesarmen schnell dem neuen frischen glücklichen Leben entgegenführen. Vorsorgend hat er überall seinen Einfluß angewendet, sowohl bei der Fürstin, bei Melicerten, als auch bei den geistlichen Behörden. Er will meine Vermählung jetzt gefeiert sehen, nur im Arm der zärtlichsten Liebe weiß er mich sicher; dann verspricht er auf einer Reise nach Rom uns zu begleiten, wo wir im beginnenden Herbst einzutreffen gedenken. Die Fürstin und der Prinz sind für diesen Plan gewonnen; Melicerte, von unsern Bitten gedrängt, widerspricht nicht. Das alte Schloß zu Baden, anziehend als ein Denkmal grauer Vorzeit, jetzt mit Pracht und Behaglichkeit eingerichtet, soll den Schauplatz der Vermählungsfeier abgeben.

Ich sehe deine finstere Miene, Arthur, du findest diese Eile störend, unerwartet; du möchtest ein Fest, das doch kein ganz fröhliches seyn kann, weiter hinausschieben, vor allen Dingen aus dieser Gegend fort. Und weßhalb das? soll noch länger gezögert werden? und was ist hier, was Vorwurf verdient? — Dem Weibe meiner Liebe die Hand reichen, endlich ein festes Band knüpfen und darin Ruhe finden, liegt hierin etwas Anmaßliches, Verletzendes? weßhalb den Moment verschieben und wieder verschieben, der endlich unser Schicksal feststellt? — Ja, so soll, so muß es seyn! Aber Galatheens Nähe! rufst du — o Freund, dieser Vorwurf könnte verletzend seyn, wenn er einer wäre; aber

nur die düsterste Selbstquälerei kann ihn dazu machen. Dürfen denn zwei Menschen, die sich einst geliebt haben, nicht mehr auf der Erde zusammen weilen, muß Eines durchaus scheiden? und wenn sie weilen dürfen, sind dann nicht als trennende Räume tausend Meilen und wenige Stunden völlig gleichbedeutend? Wozu gewisse Verhältnisse mit dem leidenschaftlichen verblendeten Auge eines überspannten Gefühles ansehen, und wer endlich ist hier der Zweifler, der ohne Noth sich Sorge schafft, sich jede Minute anklagt und wieder frei spricht? — ich allein — sie? — wenn sie meiner denkt —? Eine Galathee empfindet nur höchstens kaltes Mitleiden. Gleich einer Priesterin kehrt sie in das Heiligthum ihres Gottes zurück, und es kostet ihr die schöne reiche Welt, die hinter ihr zurückbleibt, keine Thräne der Erinnerung. Und das zärtliche blühende Weib, das meinetwegen ihre Stellung in der Welt opferte, soll sie um Träume der Vergangenheit willen die Stunde schöner Wirklichkeit dahingeben oder verzögern? — Du darfst das nicht verlangen. Zudem höre ich, hat Galathee das fürstliche Lustschloß verlassen, sie weilt in der Residenz bei ihren Verwandten. Die Fürstin, die gestern von ihr sprach, nannte sie ruhig und heiter; aber die gute Fürstin hat nie Charaktere studirt; auf ihr Wort ist nicht zu bauen, ihr ist überall der Schein genug, und alles Uebrige Geheimniß.

Ein dunkler Himmel geleitet die letzten Frühlingstage zu Grabe; überall schon Reife des Sommers. Auf dem Schlosse hier in Baden werden Vorbereitungen in Menge getroffen. Mich, mit dem sich so Viele beschäftigen, mich findet dennoch die Morgensonne oft ganz allein an der Brustwehr des Dagobert-Thurmes lehnend, und ins Thal niederschauend. Gestern überraschte mich Melicerte hier, sie kam und legte sanft ihr Haupt an meine Schulter. Sie thut, was sie selten eingesteht, ihrer Gemüthsstimmung Zwang an, und lies't aus meinen Blicken ihr Gesetz. Dabei ist sie meine unermüdete Lehrmeisterin in den kleinen Obliegenheiten meines neuen Glaubens; sie wählt sogar sorgsam die Speisen aus, die sie für erlaubte hält, und sagte neulich lächelnd: uns ist es so schwer geworden, dich zu gewinnen, wie schlimm wäre es, wenn du uns über Tisch wieder verloren gingest. Wir machen zusammen Wallfahrten durch die dunkeln Gänge des alten Schlosses, wandeln durch die öden Galerien, und schauen uns die bedeutsamen Gesichter in der Sammlung alter Fürstenbilder an. Indessen schwärmt ein bunter Haufe jugendlicher Gäste oft an uns vorüber, und sieht mit neugierig staunendem Auge die einsam Herumwandelnden an. Der Prinz, der seine gewohnte Frivolität und gute Laune herübergebracht hat, ist hier wieder ganz zu Hause. Er treibt immer neue Gäste den Berg herauf, und raubt sogar der Heilquelle ihre Besucher. Erwarte von mir keine

nähern Beschreibungen, meine Mittheilungen werden nur kurz seyn.

Der Morgen meines Vermählungsfestes verspricht nach langer Zeit wieder einen völlig heitern Tag. Die Fürstin will jede Etiquette verbannt wissen; sie selbst und ihre Umgebung wählt einfache Anzüge; die jungen Damen sind in Schäferinnen umgewandelt, die Jünglinge in idealen Trachten, die den hübschen unter der Anzahl ganz wohl kleiden. Melicerte, die Königin des Tages, ist zum Bezaubern schön, der Prinz weicht nicht von ihrer Seite, eine Schaar der neugeschaffenen Hirten verfolgt sie. Molière's Prinzessin von Elis wird gegeben, die Markgräfin selbst übernimmt eine Rolle; nach alter Weise höre ich jetzt wieder französische Verse schwirren und Fächer klappern. Es ist mir oft, als müßte sie hervortreten aus der Menge, und ihr klares, stolzes, reines Auge suchte mich! — und das kleinliche Geklingel und Gezwitscher schwiege plötzlich — und dann schwände sie wieder langsam dahin; weit, weit durch alle Gemächer verfolgt sie mein Blick, endlich schlägt mit wüstem Gewoge der frühere Lärm wieder über mich zusammen. — Elendes, läppisches Spiel des Lebens!

Es lenkt die Sonne von der Höhe ihre Bahn schon abwärts; noch wenige Stunden, und der kühle

Abend, der Bote des Friedens, bringt die Welt zur Ruhe.

Zwiſchen jenen Worten, bei denen ich geſtern abbrach, und dieſen, die ich jetzt hinſchreibe, liegt eine dunkle Kluft befeſtigt. Mein Schickſal hat mich erreicht, Arthur, ich habe ſie wiedergeſehn. Ich wußte es ja wohl, vorübergehn konnte mir das Entſetzenvolle nicht; immer wieder durch den Glanz der Freude hauchte mich die Ahnung an. — Jetzt iſt es geſchehn.

Um mich völlig zu verſtehn, führe ich noch einmal deine Phantaſie in die glänzenden Räume des Feſtſaals. Laß die bunten Gruppen an dir vorüberſchwärmen und denke dir, was Geſchmack, heitere Laune und Pracht, verbunden mit einer romantiſchen Umgebung, erſchaffen können. Die Schauſpiele waren geendet, es ſollte auf der Wieſe ein Wettlauf, eine Preisvertheilung ſtattfinden. Schon waren die bunten Lampen vertheilt, als der Himmel ſich bewölkte und bei ſchwüler Dunkelheit ein leiſer Regen fiel. Es wurde das Zeichen gegeben, ſich oben in den erleuchteten Gemächern zu verſammeln, die Säle füllten ſich in wenig Augenblicken, und indeſſen ſich die Reihen zum Tanze ſtellten, ſtehe ich an die geöffneten Thüren des nach dem Garten führenden Ausbaues gelehnt; mein Auge weilt auf den einzelnen farbigen Lampen, die hier und da, gleich blitzenden

Augen, in der dunkeln Nacht zurückgeblieben sind. Wie ich aufschaue, steht die Markgräfin vor mir, sie winkt mir, und wir treten beide auf den Altan hinaus. Die Blumen dufteten stark durch die Schwüle. Plötzlich ruft die Fürstin: Sehen Sie — dort, dort! — gewiß, ich irre nicht — das ist der Schein einer Feuersbrunst. — So scheint es, entgegnete ich, doch wo? — Sie erschrack heftig und sagte leise: still, kein Wort davon im Saale, das Feuer ist auf meinem Lustschloß! — Durchlaucht sind sicherlich im Irrthum. — Nicht doch, ich kenne die Gegend, sagte sie noch leiser — sehen Sie, der Schein vergrößert sich. — Mein Gott! — doch still, eilen Sie zu meinem Oberstallmeister, ziehen sie ihn bei Seite, befehlen Sie ihm in meinem Namen sich eiligst in einen Wagen zu werfen, passende Begleitung mitzunehmen, kein Aufsehen zu erregen und bald wieder zurück zu seyn. Eilen Sie — wenn ich daran denke, daß sie — allein, krank — der Gefahr ausgesetzt. — Wer? fragte ich, Galathee? — Sie wissen darum? man hat es Ihnen nicht verschwiegen, wie ich es doch geboten hatte? — Ich errieth es eben, stammelte ich. — Nun ja; ich empfange stündlich Nachrichten über ihr Befinden, morgen hoffte ich sie selbst wiederzusehn — und nun dieses Unglück! — Eilen Sie. — Ich durchflog den Saal, zum Glück hörte niemand auf meine verwirrten Fragen, der Oberstallmeister kam mir zufällig in den Weg. Zwei Worte von dem Auftrage der Fürstin

ihm ins Ohr geflüstert, bestimmten bei dem besonnenen Manne sogleich alle zu treffenden Anstalten. Wir verließen den Saal, der Tanz ging ohne Unterbrechung fort, nirgends Störung. Unten an der Treppe drängte ich mich an meinen Begleiter, indem ich rief: Wann können wir zurück seyn? Wir? fragte er, lautet der Auftrag auch für Sie? — Wann können wir zurück seyn? — In etwas über einer Stunde, wenn alles geht, wie es gehen soll; allein bedenken Sie, Herr Graf, Sie, der Bräutigam, Ihre Verlobte verlassen? — Während dieser Worte saß ich schon neben ihm im leichten Wagen, die Pferde zogen an, und fort ging es durch die Nacht. — Wir wechselten lange nicht Worte mit einander, die brennende Lohe färbte vor uns den Horizont, je näher wir kamen, desto breiter dehnte sich der Schein aus. Die Fürstin, sagte ich zu meinem Begleiter, schien es zu wünschen, daß ich selbst mit hinüberführe. Seltsam, murrte er, die Dame weiß nichts, scheint es, von den Gefühlen eines jungen Ehepaars, man pflegt doch sonst die Leute nicht am Hochzeitabend in die Nacht hinaus zu schicken, und noch dazu in eine solche Nacht, so undurchdringlich finster, schwül und unheimlich habe ich lange keine erlebt. Ohne unsre Brandfackel da würden wir wohl gar vom Weg abirren. Wir schwiegen wieder; meine Beklemmung stieg, je näher wir dem Schauplatz kamen; so schnell der Wagen dahinrollte, meine Ungeduld eilte ihm voran; ich trieb den Kutscher an.

Was thun Sie, rief mein Begleiter, wir fliegen ja schon dahin, als wenn uns der wilde Jäger führte. Meine Phantasie malte mir in grellen Farben die Zerstörung, die wir finden sollten; Rauchwolken, Feuerflammen durch die Reihe verödeter Gemächer mit entsetzenvoller Gier ihr Opfer suchend, und sie, die Kranke, Einsame in Ohnmacht gesunken, hülflos ihnen preisgegeben. Unwillkürlich mußte ich hier einige laute Worte leidenschaftlich ausgestoßen haben, denn der Stallmeister rief jetzt schnell und mit sicherer Stimme: Beruhigen Sie sich, ich bemerke eben deutlich, das Feuer ist nicht auf der Favorite — die Gegend erkenne ich jetzt, es ist im Dorfe nahebei. Ich warf mich im Entzücken an seinen Hals. Ja, ja, sagte er gleichgültig, die Fürstin behält das Ihrige, die armen Bauern bezahlen dießmal den Spaß. — Da sehen Sie es ja deutlich, die finstere Masse rechts, mit einigen braunrothen Lichtern, vom Brande her beleuchtet, das ist das Lustschloß, liegt völlig ruhig; dort aber! — Doch gleichviel, unsre Mission ist darum nicht vollendet, die armen Leute im Dorfe bedürfen unsre Hülfe vielleicht am dringendsten.

Ich hatte den Mantel abgeworfen, hoch mich aufrichtend, an den Gefährten mich haltend, sah ich immer bestimmter die Umgegend der Favorite sich aus der Finsterniß hervorarbeiten; ich erblickte die einzelnen erleuchteten Fenster des ersten Geschosses. Auf meinen Befehl hielt der Wagen, ich

sprang hinaus. Sie haben Recht, rief mir der Stallmeister zu, besichtigen Sie das Lustschloß, ich eile ins Dorf, und wir treffen uns dann wieder hier bei den Scheidewegen. Die Fürstin kann dann ganz beruhigt seyn. Er winkte mir Abschied zu, und der Wagen rollte in der Nacht dahin. Ich war allein, allein auf dem Schauplatz früherer Seligkeit, in der Heimathwelt meiner süßesten Träume, die jetzt drohend als nächtliche anklagende Erinnerungen im Hauche der Nachtluft die Gipfel der hohen Pappeln durchzogen. Nach und nach trat die bekannte Gegend deutlich aus dem Schatten hervor; ich wählte einen Pfad, der mich geradezu ans Ziel führte, an die Seitentreppe des Schlosses. Die erleuchteten Fenster waren unterdessen finster geworden, im Pavillon war Licht. Ich sah einzelne Gestalten vom Schlosse her dem Gartenhause sich nähern; zugleich entdeckte ich ein in Schleier gehülltes Frauenzimmer, das an der Einfassung des Springbrunnens lehnte, und der ich, ohne es zu wissen, ganz nahe getreten war. Jene vom Schlosse her kamen auf sie zu, und sie fragte leise: Nun, bringt ihr Hülfe? — Eine männliche Stimme antwortete: Der Castellan, gnädiges Fräulein, hat seinem Sohne die Schlüssel anvertraut, der aber ist dem Brande zugelaufen, und da müssen wir warten, bis er wiederkommt. — O Gott, seufzte die Dame, in diesem Augenblick der Gefahr und des trostlosesten Jammers muß noch Unachtsamkeit und böser

Wille uns verfolgen! Geht hinein, bringt dem Arzte die Botschaft, ich kann mein Herz nicht zwingen, die Stube wieder zu betreten. — Liebes Fräulein, rief die männliche Stimme, bedenkt, was Ihr thun wollt; fasset Muth, gebietet eurem Herzen, Ihr dürft uns nicht verlassen. Niemand konnte voraussehen, daß es so kommen würde; doch wenn es nun Ihre letzten Augenblicke sind — alle sind sie fern, dort die Festlichkeit, hier der Brand! — entfliehen Sie auch, so halten fremde Arme Sie in Ihrer Sterbestunde umfangen.

Arthur, kein Wort über die Qualen meiner Seele, als ich diese Worte hörte. Die Dame hüllte sich fester in ihre Schleier, ich hörte sie heftig weinen, und eilig ging sie durch die Nacht mit den Männern fort.

Ich stürzte an den Stufen des Brunnens nieder. Der kalte Stein, an dem meine heiße Stirne lag, brachte mich wieder zur Besinnung. Ich starrte um mich her; wie ein ängstlicher Traum umgab mich alles; die Gruppe finsterer Bäume, durch sie herleuchtend das Fenster des Gartenhauses, der nahe Brunnen, der einförmig durch die finstere stille Nacht seine plätschernden Wasserströme niedersandte. Ach, und nun das unendliche Weh im Herzen.

Wie ein Verurtheilter riß ich mich empor, und wankte zum Fenster hin. Es war verhüllt, ein blaßgrüner Vorhang verschloß es; hin und wieder glitt

eine Schattengestalt über die helle Fläche — doch blieb es schauerlich stille.

Ich lehnte an der Einfassung des Fensters — meine Thränen rannen unaufhaltsam — mein Herz war gebrochen.

Da klang durch die fürchterliche Stille ein Schrei, — ein Ruf; ich meinte er gelte mir. Sie stirbt, sie stirbt in fremden Armen! — Ehe ich selbst wußte, was geschah, lag ich schon vor dem Lager der Sterbenden — hielt ihre Hand. Galathee, vergib, vergib! — Sie hörte mich nicht, meine Stimme brach, ich war keines Wortes mehr mächtig, meine Augen hingen stumm an dem bleichen Antlitz.

Arthur, diese Augen blieben mir geschlossen — diese Lippen hatten keine Worte des Trostes mehr für mich! — Gott hatte mich aus seinem Himmel verstoßen! —

Wie ich von dieser Stätte fortkam, ich weiß es nicht. Ich meine, man wird mich schonend entfernt, mein Begleiter mich aufgesucht haben. Nur dunkel erinnerlich ist mir das Fahren, die Ankunft auf dem Schloß. Immer vor meinen Blicken stand das verhangene Fenster — das bleiche Antlitz mit den geschlossenen Augen.

Ich rang nach Fassung, mir blieb nur kurze Frist. Die Gäste zerstreuten sich, Melicerte erschien — man ließ uns allein.

O welche entsetzliche Qual brachte diese Stunde! Das schöne lebensvolle Weib, das die Marter nicht

ahnet, die sie mir bereitet, sucht durch die zärtlichsten Liebkosungen jede Wolke von meiner Stirne zu scheuchen. Verbrechen wäre es, ihr Gegenliebe zu verweigern, und doch — schaudernd wende ich mich ab. Mit dem Tod im Herzen, pressen — diese vollen schönen Arme, die mich umfangen, unter Qualen jeden Hauch des Lebens aus der Brust. — Der fernste Gedanke an Gluth, an Liebe wäre in dieser Stunde der entsetzlichste Frevel. — Unfähig, länger zu dulden, reiße ich mich los, stürze fort, und in der Einsamkeit finde ich mein Leben, meine Seele wieder.

Vielleicht hat der Todesengel noch nicht über sie entschieden! Dieser Hauch glühender Hoffnung strömt in meinen Busen, und gibt mir Muth, meinen Schmerz und meine Liebe in einem leidenschaftlichen Geständniß zusammenzudrängen.

An Galathee.

Geliebte, wenn der Verrath des Freundes dein Herz noch nicht gebrochen, wenn deine Seele noch hienieden weilt, um das Opfer der schmerzlichsten Reue eines Tiefverschuldeten zu empfangen, o so gewähre, gewähre mir ein Zeichen. Laß mich dein Auge sehn, noch einmal sehn in Milde mir zugewendet! —

Mein Leben ist zerrissen, meine Ruhe auf immer dahin; ich habe nur Eines, das verzeihende Wort von deinen Lippen, an das ich mein Daseyn knüpfe — sprichst du es nicht aus, so ist es um mich geschehn!

Ach Galathee, Geliebte, hüte des Freundes Seele vor Verzweiflung! — —

Dich hab' ich geliebt, mit der vollen Innigkeit, der eine Menschenbrust fähig ist! — O wie martert diese Liebe jetzt meine Brust! —

Jede Seligkeit der Welt stoße ich von mir; ich will von keinem Glück wissen, nur an dein Daseyn knüpfe ich das meine. Jede dir entrissene Minute will ich durch Jahre der glühendsten Sehnsucht aufwiegen, nur verlasse mich nicht, Galathee! Lebe, lebe für mich! — —

Du darfst nicht enteilen und eine Seele trostlos zurücklassen — du darfst nicht, und — du wirst es auch nicht wollen, dein edles sanftes Herz bürgt mir hiefür! —

O Gott, und dieses Herz konnte ich beleidigen!

Zürne nicht deinem Freund, er ist unselig genug. Kein Wort von dem, was geschehen, — laß uns an das heitere Licht einer neuen Sonne glauben! Endlich, endlich nach so dunkeln Irrgängen muß sich die Pforte des Friedens öffnen!

Galathee, bei dieser heiligen Stunde, beim Andenken jenes erschütternden Wiedersehens, das mein Inneres plötzlich verwandelt hat, laß uns den Bund

des neuen Glückes schließen! — den Bund? — o Entsetzen! — ich vergesse die Fesseln, die mich jetzt zwingen, die ein schadenfroher finstrer Dämon mir überwarf in dem Augenblick, als ich zur neuen Freiheit erwachen wollte. Dir Verklärte, Heilige, reiche ich die ehebrecherische Hand zum Bunde? —

Der Wahnsinn spricht aus meiner entflammten Brust.

Es ist alles verloren. Ich flehe dich an zu leben, und dein Leben ist mein Tod! — In blinder Wuth fasse ich meine Ketten, ich will sie brechen — sie brechen nicht. Gefesselt liege ich im Abgrund, indeß das einzig süße Glück in weiter Ferne dahinzieht.

Arthur, sie ist nicht mehr! — Ewig ist sie für mich verloren! — Mein Glück, meine Liebe, mein Leben deckt ein Grab! —

Ach, Freund, meine Seele leidet. Ich habe verloren, was ich ewig retten konnte. Was kann der Inhalt der Tage seyn, die jetzt noch kommen sollen?

Du erhältst kein Schreiben von mir, wenigstens in langer Zeit nicht; ich bin so tief erschüttert, so über alles Maß hinaus elend und ohne Hoffnung, daß mein Herz jedes, auch das wärmste Vertrauen von sich stößt. Blind gehorchen will ich dem strengen Gotte, der fortan über meine Tage gebietet.

Die tiefste Einsamkeit ist meiner Seele das weichste Kleid; von ihm geschützt, kann sie ihre Wunden

bergen und heimlich an ihrer Heilung arbeiten. In der Einsamkeit und Stille erscheint auch sie wieder lebendig meinem Herzen, dann steht sie vor mir und zürnt mir nicht, und ich darf anbetend zu ihrer reinen Stirn emporschauen. O diese goldnen Stunden erhalten mein Leben!

Hat jemals der Himmel peinvoller gestraft, Arthur? Man überhäuft mich mit Glückwünschen und — mein Herz bricht. Doch die Fürstin, Melicerte errathen, was in mir vorgeht. Als ich mich verstört und furchtsam in den Saal drängte, wo die schöne Geliebte unter hohen Blumenstauden schlummerte, da wichen sie wie heimlich erschreckt vor mir zurück, und als hätte ich es ihnen geboten, ließen sie mich mit der Todten allein. O sie tragen ja alle eine dunkle Schuld im Busen. Haben sie nicht überredet, verheimlicht, verläumdet, ewig unruhig und geschäftig eine verhaßte Thätigkeit hin und her getragen? — Jetzt müssen sie ja wohl ihre Werke vor sich sehn.

Als sie aus dem Saale hinaus waren, beugte ich mich unter der Last meines Schmerzes. Dieser Moment zehrte Jahre hinweg.

Am Morgen, es war ein schöner heller Morgen, das Kornfeld bog sich mit reifenden Aehren schon nieder, brachten wir sie zu Grabe. Kein finstres schreckvolles Gewölbe nahm sie auf, der Frühling forderte seine schönste Blüthe zu sich.

Schone meiner, Arthur, fordre kein Wort mehr.

Die Mittheilungen sind geschlossen, und hiemit auch die Geschichte des Unglücklichen, der in ihnen einen Trost fand. Die Geschichte einer Liebe wie diese, wo das Herz, an seiner eigenen Kraft und Stärke verzweifelnd, im letzten entscheidenden Moment, im Moment des schmerzlichen Verlustes, das volle, überströmende Bewußtseyn seiner Allmacht, doch ach, zu spät erkennt, ist zu erschütternd, als daß sie anders wie mit einem kurzen schneidenden Wehelaut endigen könnte. Ein durch innern Zwiespalt und Irrungen zerrissenes Gemüth strebt mit vergeblicher Leidenschaftlichkeit die Räthsel des Geschickes zu entwirren; nur dunkler ziehn sie sich vor seinem Blick zusammen, und jagen endlich dem Fliehenden mit allen ihren Schrecken nach.

Es mag genügend seyn zu bemerken, daß Robert Graf von St. Cyr mehrere Jahre hindurch sich auf Reisen befand, die jedoch weder seine Seele erheiterten, noch sein Herz erfrischten. Eine unglückliche Ehe trübte seinen dunkeln Himmel noch mehr; er trennte sich von Melicerten, ohne daß er ihr Vorwürfe machte. Seit Galatheens Tod hatte sein Herz jede leidenschaftliche Regung verlernt, er hielt sein inneres Leben, das Maß der Erfahrungen für abgeschlossen. Kunde hiervon gibt ein Brief, den er fünfzehn Jahre nach jenen erschütternden Ereignissen an den Prediger, seinen frühern Erzieher, schrieb; er möge hier als Schluß dieser Geschichte stehen:

Sie schieden einst erbittert und gekränkt von mir,

ehrwürdiger Freund; ich trug Schuld gegen Sie — ihr Eifer war gerecht — jetzt, da die Menschen mich verlassen haben, die Glücklichen unter ihnen mich fliehen, jetzt öffnen Sie mir eine Freistatt, Sie, der Strenggläubige, dem abgefallenen Glaubensgenossen! — Wohl muß der bunte, eitle Schimmer irdischer Begehrlichkeit von mir gewichen seyn, wohl muß ich Ihnen jetzt reiner, geläuterter erscheinen, sonst hätten Sie dieser Annäherung mich nicht für würdig gehalten.

O Freund! darf der in Ihren Mauern hausen, der einst Gift in die reinste, schönste Seele goß? —

Zürnen Sie, Ihr Zorn thut mir wohl. Ersinnen Sie keine Gründe, um mich freizusprechen. Mag es immerhin seyn, daß der Pater im Bunde mit jener Fürstin, im Bunde mit dem Weibe, das ich mein nennen muß, obgleich sie mir völlig fremd ist, mich verlockten, Religion und Liebe zu verlassen — konnte es ihnen gelingen, wenn er nicht zugleich im Bunde war mit diesem begehrlichen, leidenschaftlich verblendeten Herzen, mit dem finstern Geschick, das mich verfolgt? — Und der Pater, obgleich Schwärmer und Eiferer, ist dennoch innerlich wahr; dem Glauben, den er mir gegeben, bleibe ich treu. Ich finde Befriedigung darin, die heilige Liebe jener stürmischen Tage in die klare, sichere Stille eines Büßerlebens hinüberzutragen. Ein Kloster in einsamer Gegend hat mich aufgenommen, indessen sie, die sich wider Willen an mich gekettet fühlt, das geräuschvolle Le-

ben der Welt aufſucht. Ihr Anblick demüthigt mich, ſeitdem ich weiß, was ich nie hätte erfahren ſollen. Sie war, indeß ſie ſich mir zuſagte, dem Prinzen verkauft, und verführte Stephan. Der Erſtere befand ſich im Schloſſe in geſpenſtiſcher Maske vermummt, indem er den verſtorbenen alten Fürſten ſpielte. — O Freund, und all dieſes unwürdige Treiben, dieſe Schattengeſtalten mit ihrer Lüge und ewigen Unruhe durften mir die Geliebte verdecken, die, troſtlos, die Bezauberung nicht zerſtören zu können, dem unglücklichen Freunde im Tode ſelbſt nicht zürnte. — Nein, Galathee hat mein Herz nicht verdammt, ſie iſt nicht zürnend von mir geſchieden, ich weiß es. Nichts ſoll mir dieſen Glauben verletzen und rauben: Galathee iſt mein! — Darf ich bei dieſer Zuverſicht mich nicht beruhigen? — Hätte ich eine Seele wie die meiner ſchönen Geliebten wirklich zu beſitzen verdient? — O wie grauſam, wenn nun das Leben uns entzweit, geſtört, gemartert, dann wieder neckiſch geliebkoſ't, und endlich mit entweihetem Herzen auseinander geworfen hätte! — Nein, Ruhe, Ruhe dieſer Bruſt! Sie liebte, der Freund verrieth ihr Herz — ſie ſtarb; jetzt, ein freundlicher Engel liebt ſie nur, und der Freund, der geprüfte, geläuterte, iſt ihrer wieder würdig.

Können Sie ſich mit dem Bilde eines ſtrengen Religioſen meines Glaubens vertraut machen, ſo beſuchen Sie mich. In einer Zelle eingeſchloſſen, die nur den nothdürftigſten Bedürfniſſen des Lebens Raum

gibt, und in deren Stille eine heilige düstre Erinnerung mit den Bildern einer ernsten Andacht sich vereinigt, will ich Sie empfangen. Ein schattenreicher Klostergarten wirft kühlende Schleier über die Seele des einsam Wandelnden. Still am Abhang, wie im Thal des Friedens, liegt ein Dorf, weiter hinunter am Fluß ein Wallfahrtsort und ein Kirchlein. Das ist meine Welt! —

Doch der strenge Gott in meiner Brust ist hierdurch nicht besänftigt. Wenn ich allen Pflichten des Ordens Genüge gethan, so findet mich die späte Mitternacht noch mit dem empörten Bewußtseyn kämpfend. Strömende Thränen spotten die erkünstelte Ruhe hinweg; der Allerbarmer zeigt mir sein Bild, unter ewigen Schmerzen blutend, und die geschwungene Geißel verwundet dann meinen Leib; geröthet von meinem Blute sind die heiligen Stufen des Altars. — O dann sinkt der schmeichelnde verächtliche Reiz der Sinne vor meinem Blicke nieder, dann endlich stirbt die wilde Flamme, die alles um mich her mit blendendem, aber trügerischem Licht erleuchtete; ich lerne eine Ruhe kennen, die der Ruhe des Grabes, wie wir sie hoffen, an Süße und Befriedigung nichts nachgibt.

Neben der Geißel wahre ich — Galatheens Fächer. Das Pfand meiner glühenden Liebe, meiner Verirrungen, meiner Schmerzen, es soll nicht mehr von mir scheiden. Leben Sie wohl, und denken Sie meiner in Mitgefühl und Frieden!

Ein Carneval in Berlin.

Ein

Carneval in Berlin.

Von

A. von Sternberg.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1852.

4498
27/11/90

Hypochondrische Vorbetrachtungen.

„Ein Faſching in Wien“ — „ein Carneval in Berlin“ — das klingt ſehr luſtig! Aber o Himmel, welch ein miſerables Ding iſt es um die Luſtigkeit unſerer Tage! Ja, die Namen haben wir noch, aber die Sache, wo iſt die? Längſt, längſt dahin! Wenn man an den Jubel früherer Zeiten denkt — an den unendlichen Spaß! Schon in den Worten „Faſching“, „Carneval“ hüpften tauſend und Millionen Herzen in faſt wahnſinniger Freude, vibrirten Millionen Pulſe, und in den ernſthafteſten Köpfen fand ſich in einem Winkel verſteckt irgend eine amuſante kleine Narrheit, die dann an das Licht der Kerzen flatterte! Aber heut! Ja, wir haben Larven — wir gehen vermummt einher — aber es ſind häßliche, ernſthafte, ſpukhafte Geſichter und Geſtalten, und wenn ſie lächeln, ſo iſt's ein Grin-

sen, und wenn sie lustig sein wollen, so theilen sie hinterrücks Schläge aus; nicht die lustigen Hiebe, die Pierrot gab, der Langgeärmelte, nein, tückische, die, obgleich sie hinterrücks gegeben werden, doch den wunden Fleck des Gegners zu treffen wissen.

Das ist zu schwarz gemalt! ruft hier der Leser, der schon seine Halblarve und seinen Domino fertig auf dem Stuhle liegen hat, um auf die Redoute zu gehen. Nicht doch — ich möchte rufen: noch lange nicht schwarz genug! Es liegt ein dunkler, schwerer, langer Aschermittwoch über der civilisirten Welt! Es ist keine große Calamität, deren Opfer sich in Zahlen fassen lassen; es ist kein Krieg, dessen Schlachtfelder sich auf der Karte nachweisen lassen, — aber es ist eine unendliche „Verstimmung" und „Müdigkeit", die das lebende Geschlecht ergriffen hat. Fast muß ich die Ansicht des jungen Offiziers theilen, den ich in Wien an der Wirthstafel fand und der im Drange des Gefühls heftig ausrief: O käme es nur zum Kriege, damit wir doch endlich erfahren, wer unser

Freund, wer unser Feind sei! In diesen Worten liegt eine Wahrheit, die tief einschneidet in die Gewissen und Herzen unserer Zeit, die beide lau geworden sind. Dieses ewig wache Mistrauen, dieser nie schlummernde Neid, diese kleinliche Ueberwachung, dieses Spiel eines Ehrgeizes, der zu wenig groß ist, um verbrecherisch zu sein, und doch sich nicht scheut, tausend „kleine Unrechte" zu begehen! So viel „Wollen" und so wenig „Willen" — so ungeheures „Wissen" und so winzig kleines „Können"! O, dieses Geschlecht muß in den eisernen Becher des Kriegs fallen, und zusammengewürfelt dann wieder in neuen Gruppirungen auf die Tafel des Lebens geworfen werden! So meinte es der junge Offizier, und die Jugend hat immer Recht und das Alter hat immer Unrecht, wenn es auf die Umgestaltung einer Zeit ankommt. Unsere Jugend hat wahrlich ein Wort mitzusprechen, und diese Jugend *will* Thaten! sie will nicht mit dem frischen Athem ihrer noch festen Brust die ewig klappernden Maschinen in Bewegung bringen, sie will nicht ihre glücklichen

und feurigen Jahre daransetzen, daß eine Elle Kattun mehr in die Welt hineingewebt werde! Sie will diesen Athem, diesen kostbaren Athem anwenden, um in die Segel des Schiffes der Zeit zu blasen, damit es frisch durch die Wellen schäume und der Morgenröthe entgegenfliege, aus deren Lichte die Worte der Verheißung hervortönen.

Aber welch ein Elend bringt der Krieg mit sich! ruft's hier von allen Seiten. Aber welch ein Elend bringt der Kattun mit sich! sage ich zur Entgegnung. Der Kattun! ich nenne damit jedes und jegliches Fabrikat unsers fabrikreichen Zeitalters. Sind wir glücklicher geworden, seitdem diese Welt von Maschinen um uns her knarrt und ächzt? Hat es unser Geschlecht moralisch gehoben, daß wir nun wissen, wie man einen völlig fehlerfreien Firniß bereitet? Hat es sich gehoben, seit der große Spinn-, Webe-, Haspel- und Schleif-Palast dort an der Themse gestanden hat? Es ist wahr, es ist schon gelungen, oder es wird gelingen, daß wir in jede Hütte einen Polsterstuhl und ein Gaslicht schaffen — aber sind die

Menſchen, die auf den Polſterſtühlen ſitzen, die bei dieſer hellen und gereinigten Flamme einander beſchauen, ſind ſie glücklicher als jene, die in dunkler Kammer zur Reformationszeit ihr ſtreng verpöntes hugonottiſches Lied ſangen, oder die in den Katakomben Roms, zur Zeit der erſten Chriſten, einen verbotenen Gottesdienſt begingen? O nein, nein! Die Bequemlichkeit, das angenehme Leben ſchaffen kein glückliches — ſie ſchaffen vor allen Dingen kein großes Geſchlecht und durch einen Polſterſtuhl iſt Niemand zum Cäſar geworden. Man ruft dagegen: Ja, aber durch die Möglichkeit, die Genüſſe zu verallgemeinern, werden die Maſſen, wird das Volk glücklich gemacht. Nun, iſt es jetzt glücklich? Sind die Maſſen jetzt zufrieden? Nein, ſie ſind es nicht; ſie waren es vielleicht nie weniger als jetzt! Und wenn ihr die Zahl der Maſchinen um das Dreifache erhöht, wenn ihr die Gegenſtände der Bequemlichkeit und des Luxus ſo billig macht, daß ſie nur ein Achtel von Dem koſten, was ſie jetzt noch koſten, Der, der erhalten hat, wird immer noch mehr wollen, und zuletzt wird ihm der

Pfennig, den er zahlen muß, als zu viel erscheinen und er wird das kürzere und raschere Rauben vorziehen. Und dann bleibt noch immer das Problem zu lösen, daß die eben genannten Vortheile und Genüsse auch wirklich auf die Massen vertheilt werden; der Reichthum bleibt immerdar an den Fingern Einzelner haften, die sich vorzudrängen wissen, um zuerst die Hand in den Goldstaub zu strecken; die Gesetze aller Solone der Welt werden dies nicht verhindern können.

Also dieser Kattun, dieser so sehr gepriesene Kattun — er deckt nicht die Blöße der Zeit. Wir frieren, wir sind nackend — trotz unserer Maschinen.

Früher gab es ganz einfach Arme und Reiche, das heißt Besitzende und Mächtige, und Bedürftige und Habenichtse. Die Besitzenden und Mächtigen traten keck auf, warfen hier und da einen zudringlichen Lump am Wege nieder, nebenbei aber freuten sie sich des Lebens und füllten es mit lauter Kostbarkeiten, Glanz, Tumult und amüsanten Freuden aus. Von dieser Zeit der Grandseigneurs stammen noch all die

schönen Bilder, Bauwerke und die schönen Geschichten her; dies fand eine spätere Zeit sehr lasterhaft, und es mag auch allerdings nicht zu loben sein, daß Einer Alles hat und der Andere nichts. Man änderte die Sache. Es sollten Alle etwas haben. Man schlug die Grandseigneurs todt, und nun kamen die Brotlosen und Habenichtse und setzten sich an die Tafel. An dieser Tafel sitzen sie noch. Aber sind sie nun zufrieden? Nein. Die Grandseigneurs sind todt, aber unter den Habenichtsen selbst verstanden es Einige vortrefflich, sich ihre Taschen heimlich oder offen so stark mit den Eßwaaren der Tafel zu füllen, daß die Bedürftigen immer die Bedürftigen blieben. Die Klugheit und ihr angeborener niederer Sinn gab den reichgewordenen Habenichtsen die Maßregel ein, weder mit ihren Schätzen zu prahlen noch groß zu thun, damit sie nicht auch wie die alten unvorsichtigen Grandseigneurs todtgeschlagen würden; sie gingen also heimlich in irgend einen dunkeln Winkel und schluckten und gluckten, was nur hineingehen wollte in den schwellenden Bauch; und diesen Bauch selbst

wußten ſie ſo zu wenden und zu drehen, daß Niemand ſah, wie voll er war. Aber hier und da ſah es doch ein neugieriges Auge aus dem Volke und eine Stimme ließ ſich hören, die da murmelte: Haben wir die alten prächtigen gnädigen Herren todtgeſchlagen, damit uns ein neues Geſchlecht heimlicher und verſteckter Vielfraße erſtehe, die uns keine ſchönen Feſte geben, ſondern heimlich im Winkel Das auffreſſen, was unſer Antheil war, als wir zu Gericht ſaßen und die Beute getheilt werden ſollte? Die heimlichen Praſſer hörten das Gemurmel und praßten nun noch heimlicher, das Lauſcherauge der Betrogenen ſah aber immer ſchärfer, und dieſer verheimlichte, feige, verſteckte, ſeines Daſeins nicht froh werdende Beſitz — und die unerſättliche, in alle Winkel hineinlauſchende, ewig mistrauende, keine Verſöhnung mehr glaubende, für jede Gabe, ſei ſie noch ſo reich, nicht mehr dankende Armuth — das iſt nun das Bild unſerer Geſellſchaft! Man frage, ob ſie glücklich ſei.

Sind das Betrachtungen für einen Carne-

val? Gebt mir eine Maske des harmlosen Frohsinns und ich will sie gern vorbinden. Ihr habt keine.

Aber nun will ich auch noch zeigen, daß jene Armen zur Zeit der Grandseigneurs nicht so arm waren, als unsere Armen es jetzt sind. Denn nicht die Leerheit und Oede seiner Wohnung, die Leerheit und Oede seines Innern macht den Menschen eigentlich arm. Solange eine Idee, ein Glaube, ein Etwas, das da kommt, man weiß nicht wann und von wo, in dem Menschen lebt, so erwärmt ihn Das mehr und auf die Dauer, als irgend ein irdisches Feuer es vermag. Die Armen von damals hatten dieses einheizende Element in ihrem Innern. Es ging ihnen schlecht, ganz miserabel schlecht, die Grandseigneurs gingen mit ihnen um, wie man mit dem Vieh nicht umgeht, und dennoch wie süß und lieblich hingen die gequälten Seelen an dem himmlischen Jenseits, wo hochzeitliche Kleider und eine Tafel ihrer wartete, wo die Engel unter die Serviette jedes Frommen noch irgend eine himmlische kleine

Näscherei gelegt hatten, und wo dieſe armen Belaſteten Gottes Antlitz ſahen, der wie ein gütiger Gaſtgeber auf ſeine Gäſte ſegenlächelnd niederſah und ſich freute, wenn es Einem ſchmeckte. Im Vorausgefühl dieſer himmliſchen Tafel aß dann der Arme hienieden ohne Murren ſeine trockne Brotrinde. Ueber ſolchen kindlichen Glauben an himmliſche Diners und Soupers iſt unſere hochweiſe Armuth erhaben. Da es ſich alſo nur um den Beſitz handelt, nur um den vollen Magen, ſo ſind unſere Armen zehnmal mehr arm als jene Armen, und darum zehnmal mehr blutdürſtiger als jene Armen, und deshalb zehnmal mehr zu fürchten als ihre Vorgänger. Dies weiß die Geſellſchaft, und darum iſt Niemand ſeines Lebens froh, weil Jeder weiß, daß dicht hinter ihm, auf den Ferſen ihm folgend, Jemand harrt, der ihm mit dem Meſſer in der Hand nach dem Leben trachtet.

Da ſeid fröhlich — und da tanzt und jubelt in euern Carnevalsfreuden!

Und dabei wächſt die Bevölkerung ins Enorme. Wo früher der Arme ſechs Wechſel zog auf die

Kasse seiner reichen Mitlebenden, das heißt sechs Kinder in die Welt setzte, da zieht er jetzt zwölf Wechsel, und sie werden alle zwölf nicht honorirt, können nicht honorirt werden. Die alten Grandseigneurs sind todt, die manchmal in einer splendiden Laune die Armen einer ganzen Provinz zu Gaste luden, oder Klöster und Freistätten für eine gehörige Anzahl Hülfsbedürftiger stifteten, — die Banquiers und Fabrikherren heutzutage, die Grandseigneurs in „Kattun" wie die Alten in „Gottes Gnaden" was thun sie? Nichts. Denn sie sagen feige: Mein Gott, wir haben ja nichts! Wir haben nie etwas gehabt; wir sind arm, wie unsere ersten Aeltern im Paradiese waren! Schlagt uns todt und ihr werdet sehen, es fällt kein Pfennig aus unsern Taschen. Einer solchen Heuchelei lacht die Menge, denn sie weiß, schlägt sie diese neue Sorte wirklich todt, so fällt Gold über Gold in die vorgehaltenen Hände der Mörder. — Aber sie wartet noch mit dem Todtschlagen: man hat ihr eingeredet, ein gütlicher Vergleich werde noch Alles einigen. Aber welcher güt-

liche Vergleich kann stattfinden zwischen der grausamen, unerbittlichen Habgier, die jedem moralischen und religiösen Zügel enthoben ist, und dem feigen, schmutzigen, jeder Hoheit, jeder Würde entkleideten Besitz? — Der Krieg ist unvermeidlich.

Nicht der Krieg um den persönlichen Ehrgeiz der Fürsten, wie ihn frühere Jahrhunderte geführt, nein, der Krieg um das „Hohe" und das „Niedere" in der Menschenbrust. Das „Niedere" muß herabgetreten werden, das „Hohe" muß wieder zur Geltung kommen; die moralische Würde, das große und ewige Heldenthum der Menschheit, das eine in ihrem Innersten entsittlichende und entnervende Industrie untergraben und gestürzt hat, soll zur vollen Geltung kommen. Ist dieses nicht ein Kampf, des Blutes der Edelsten werth? Und dann — damit Jeder wisse, wer sein Freund, wer sein Feind sei! bei diesem Ausspruch des jungen Mannes bleibt's! Das versteckte Feindsein, das laue Freundsein muß aufhören; es komme wieder Wahrheit — Offenheit — Vertrauen

in die Welt, und dies kann nur geschehen durch offene Fehde. Schleppt das Siechthum halber Meinungen nicht länger mit euch!

Hiermit sei es genug mit diesen Betrachtungen. Uebrigens ist's bekannt, daß mehr als ein Ohr schon das leise Knarren an den Pforten des Janustempels glaubt vernommen zu haben. Wer steht uns dafür eines schönen Tages — und sie fliegen weit auf!

Joyeuser Vorbericht.

Ein früherer Berichterstatter über einen Carneval hatte alle Hand voll zu thun, daß es ihm nur gelingen möge, alle seine interessanten Nachrichten von Festlichkeiten und Lustbarkeiten an den Mann zu bringen. Von den Urzuständen deutscher Hoffeste an, wo noch von „dem unmäßigen Fressen und Saufen" selbst der hohen und höchsten Herrschaften die Rede ist, bis zu den süßlich schwatzhaften Berichten reisender Hofcavaliere und Kammerherren, die, wo es die Freuden der Großen zu beschreiben gibt, discret hinter seidenen Vorhängen lauschen und bei denen zur rechten Zeit verlöschende Lampen eine Hauptrolle spielen. Von dieser Art Festbeschreiber hat das achtzehnte Jahrhundert eine große Anzahl aufzuweisen, und darum ist gerade dieses Jahrhundert das Lieblings- und Schooskind

des Carnevals, denn gerade das Verſteckte, das Bevorhängte, das Halbdunkle hat bei den Intriguen des Gottes der ſublimen Liebe ſeinen poetiſchen Reiz, und wirft Lichter und Schatten der mannichfaltigſten und wechſelndſten Art auf das Parquet der Höfe.

Daß von einem Carneval ſolcher Art heutzutage nicht die Rede ſein kann, weiß Jeder.

Aber zu den Zeiten des zweiten Friedrich Wilhelm, den das Volk mit gutmüthiger Nebenbedeutung den dicken König nennt, war viel von ſolchen Feſten die Rede, und der Carneval ſpielte damals eine ſehr wichtige Rolle, vielleicht die wichtigſte, die er je in den „nordwindumwehten Marken" der alten Brandenburger geſpielt. Man müßte denn annehmen, daß es jener geiſtvollen erſten Königin der Preußen, der Freundin und Bewunderin Leibnizens, der liebenswürdigen Sophie Charlotte von Hannover, gelungen ſei, in ihren kleinen Feſten, die ſie in ihrem Luſtſchloß Lützelburg gab, einen feinern und geiſtigern Carneval darzuſtellen, als es die ſpätere franzöſirte Zeit unter dem dicken König ver-

mochte. Jedenfalls war aber der letztere luſtiger und hat ſich lebendiger im Andenken der Bevölkerung der Hauptſtadt erhalten. Die ernſte Geſtalt Friedrich Wilhelm des Dritten, die Miſſion, die ihm auferlegt wurde, ſein Volk einen langen Zug durch die Wüſte zu führen, machte ihn, wie leicht erklärlich, nicht zu einem Feſtgeber. Zudem liebte er das Gepränge und das Geräuſch großer Gelage nicht. Mit dem Antritt der Regierung Friedrich Wilhelm des Vierten ſah man das ſpitzbübiſche Geſichtchen des Momus durch das Brandenburger Thor in Berlin hineinblicken und die ſchnippiſche Frage thun: Wollt ihr mich? — Die erſten Regierungsjahre des Königs bezeichneten auch ſehr glänzende Hoffeſte.

Es iſt nicht der Zweck dieſer Blätter, eine eigentliche Beſchreibung des Carnevals zu geben, ſo wie in der kleinen Schrift „Ein Faſching in Wien“ ebenfalls nicht der eigentliche Faſching und deſſen Feſte der Hauptgegenſtand der Vorſtellung waren, vielmehr liegt es dem Aufzeichner dieſer Skizzen daran, ein Bild der Geſell-

ſchaft zu geben, wie ſie ſich in den gegenwärtigen Zuſtänden der ſocialen Gruppirung unſerer civiliſirten Welt darſtellt. Die Faſchings- und Carnevalszeit iſt nur daher genommen, weil in ihr, nach uralthergebrachter Sitte, ſich die Geſellſchaftsſchichten, um deren Leben und Treiben es ſich hier handelt, auf einige Wochen zuſammenfinden. Die beiden deutſchen Hauptſtädte in dieſer Beziehung zuſammenzuſtellen, ſchien mir kein ganz ungeeigneter Vorſatz zu ſein. Wir werden gleich ſehn, wie ausnehmend ſcharf ſich Das, was wir alten Adel und die Geſellſchaft par excellence nennen müſſen, in beiden Städten ſondert. In Wien kann man noch von einer Ariſtokratie ſprechen, in Berlin kaum. Alsdann bietet ſich auch Gelegenheit hier und da, über Das, was gerade Mode iſt und Geltung beanſprucht, eine Bemerkung zu machen. Wie vorſichtig man dabei ſein muß, weiß der Referent. Er kennt ſein Publicum. Man will gelobt ſein und will auch wieder nicht gelobt ſein, man will getadelt ſein, aber auch wieder nicht getadelt ſein. Dann will man genannt ſein und

will auch nicht genannt sein. Wie es auch der Darsteller und Aufzeichner gegenwärtiger Zustände anfangen mag, er macht es niemals den Leuten Recht. Das ist eine völlig unbestreitbare Wahrheit. Dabei fragt sich's noch, ob der Caricaturenzeichner übler wegkommt als der Lobhudler und Schmeichler. Ich möchte beinahe behaupten, dem erstern werden weniger moralische Schläge zugetheilt als dem letztern. So sonderbar es klingt, so wahr ist's dennoch. Es hat Reisende gegeben, die so unbeschreiblich vorsichtig waren, daß sie Niemand mit Namen nennen, von dem sie ahnen, er könne vielleicht irgend einmal etwas gesagt oder gethan haben, was irgend einmal irgend eine hochgestellte Person irgendwie verletzt habe; andere Beschreiber sind so lobend, daß sie jedes Ei ein marmornes und die Henne, die es gelegt, eine goldene nennen. Diese marmornen Eier, diese goldenen Hennen ermüden; ebenso wie ein Leser im höchsten Grade erbittert wird gegen Denjenigen, der ihm keine Namen nennt, und jeden kleinen Skandal verschweigt. Der Satiriker und Caricaturen-

zeichner verdirbt es ganz unzweifelhaft mit einer Person, nämlich mit der, die ihm eben Portrait gesessen hat. Ist diese Person eine hochgestellte oder einflußreiche, so verdirbt er es ebenso unzweifelhaft mit dem ganzen Anhange der Person. Diese ganze Sippschaft legt einen heißblütigen und raschen Zorn an den Tag, und es bildet sich rasch eine kleine Actiengesellschaft auf künftigen Vortheil, die mit Anlegung von Privateisenbahnen den Zeichner der carikirten Skizzen nach aller Welt Enden hin verfolgt. Diese Verfolgung dauert so lange, als bis der Mächtige etwas zu sagen hat; hat dies ein Ende, so löst sich rasch die Actiengesellschaft auf und die Mitglieder sind um ein Billiges zu haben, selbst als Lobredner für den ehemals so rapid Verfolgten. Bringt nun der Caricaturzeichner seiner Zeit unterdeß, daß man in dem Orte seiner verbrecherischen Wirksamkeit gegen ihn wüthet, und der, wir wollen annehmen in der nördlichen Spitze Schwedens ist, in der Bucht zu Bajä zu oder an dem Ufer von Sorrent, oder in den Ruinen von Ninive, so kann es geschehen, daß

er allen üblen Folgen seines Talents entgeht; bleibt er aber am Orte selbst, so verwandelt sich das Fensterkreuz seiner eigenen Schreibstube über Nacht in einen Galgen, an welchen ihn zu hängen sich sein bester Freund pflichtschuldigst beeilt. Aber sei der Berühmte auch noch so sehr berühmt, sei der Würdenträger noch so sehr voll Würde, er ist doch nur ein Einzelner, und er und sein Anhang machen doch nur einen kleinen Theil der menschlichen Gesellschaft, und diese Gesellschaft ist von der Art, daß ihr nichts so sehr gefällt als wenn über etwas und über Einen gespottet und gehöhnt wird, das und der — eingebildet oder wirklich, darauf kommt es für den Augenblick nicht an — hoch steht. Dagegen gibt es aber keine Gewalt der Erde, die da im Stande wäre, Den, der Alles lobt und Alles gut findet, vor dem entsetzlichen Grimme der ganzen mitlebenden Erde, dem Fluch aller und jeder Generation, der vergangenen, gegenwärtigen, und zukünftigen zu retten. Er ist der Einzige, den man *nicht* will, wenn man auch alles Andere will, selbst den Tod und die Pest; er ist

der Einzige, deſſen Buch man nicht lieſt, wenn man auch ohne Auswahl Alles und Jedes lieſt. Er iſt verdammt bis ins hundertſte Glied, und leben dann noch Abkommen ſeines Namens, ſo ſind auch dieſe verdammt.

Darum viel lieber ein Lucian, als — ja die Namen dieſer Ehrwürdigen, die den Gegenſatz bilden, ſind eben vergeſſen — als die große lobende Null ſein! Ja — ja nur Vorſicht. Freund Sancho ſagt: Im Hauſe des Gehängten ſoll man vom Strick nicht ſprechen. Ein weiſer Spruch, der dem Gelüſte, den Lucian zu ſpielen, eine weiſe Grenze zieht. Nur gehen Einige ſo weit, daß ſie nicht vom Hanf ſprechen, denn aus dem Hanfe wird der Strick gedreht, ja nicht einmal von der Sonne, denn ſie iſt's, die den Hanf zeitigt, aus welchem Hanf denn der beſagte Strick gedreht wird, von dem nach dem obigen diplomatiſchen Fingerzeig des weiſen Sancho nicht geſprochen werden ſoll im Hauſe des Gehängten.

Doch weg mit allen Vergleichungen. Der Referent will weder ein Lucian noch eine lo-

bende Null sein. Wenn man ihm einiges Darstellungstalent zutraut, und zugibt, daß er das Auge offen hält, um die Personen und Dinge, in deren Kreisen er sich zunächst bewegt, so deutlich wie ihm möglich zu sehen, so hat er damit vollkommen genug, er will nichts Größeres und Allgemeineres. Es ist seine Skizze, dem eben zurechtgestellten optischen Glase entnommen. Wie die Personen auf der Heerstraße der Begebenheiten eben vorbeiwandeln, so sind sie aufgefaßt. Die Zeichnung ist flüchtig, nicht nachlässig; und zudem was ist richtig, was ist falsch heutzutage? Haben wir nicht die Dinge um uns her ihre Bestimmungen und Eigenschaften wechseln sehen in einer Geschwindigkeit, die selbst dem Zauberspiel eines Bosco würde Ehre gemacht haben? Es ist die Zeit der Skizzen. Wer wollte große Rubens'sche Gemälde malen? Ehe die Farben noch trocken sind, sind die Dinge und Personen bereits farblos geworden. Es gelangt Niemand zur Berühmtheit einer That, höchstens gelangt man zur Berühmtheit des Thuns. Es ist kein Wille da, aber sehr viel

Wollen. Was fängt man mit einer ſolchen Zeit an? Laßt uns ſehen was die nächſte Minute bringt! ſo ruft Einer dem Andern zu, und der Hiſtoriograph legt einſtweilen die Feder, der Maler den Pinſel, der Bildhauer den Meißel nieder. Wir warten Alle.

Unter dieſen Vorausſetzungen muß der gefällige Leſer nicht erwarten, daß viel oder gar ausſchließlich in dieſen Blättern vom Carneval geredet wird; er kommt vielleicht nur ein paar mal zur Sprache, und dieſe paar mal auch nur, damit er den Namen hergebe, um über etwas zu ſprechen, was mit einem wirklichen Carneval ſo viel gemein, als die Büſte der Juno mit einer Haſelnußſtaude. Der Aufzeichner dieſer Skizzen bewegt ſich vollkommen frei; er iſt nicht genöthigt zu tadeln, es wird ihm aber auch kein ſanfter Zwang angethan zu loben; er hat das Glück, der wirkliche Vater nicht der Pflege- oder nominelle Vater ſeiner Sünden zu ſein. Zu dieſen gehört — da die Nähe der Oſterwoche bußfertige Bekenntniſſe rechtfertigt — daß er ſich von Anſichten und Eindrücken, die von Kind-

heit an ihm anheften, nicht völlig los machen kann. So ist er Aristokrat. Ein Mann mit sehr viel Eigen- und sehr wenig Wahrheitsliebe hätte hier leichtes Spiel, diese nicht sehr angenehme Selbstbetrachtung völlig wegfallen zu lassen. Heutzutage, wo man Alles, was man ist oder vorstellt, aus Grundsatz ist, würde sich's von selbst verstehen, daß der Autor auch aus Grundsatz Aristokrat oder Royalist ist. Dem ist aber nicht so. Der Schreiber dieses ist in einer Gesellschaftsschicht aufgewachsen, in einem Lande, unter Verhältnissen, die ihn zum Royalisten und Aristokraten machten, wie man Katholik oder Protestant wird, je nach dem Bekenntnisse Derer, die die Wiege des neuen Weltgängers umstehen. Später sieht man sich die Gabe näher an, die man bekommen, und wer es ehrlich mit sich meint, macht sich entweder selbst mit großer Freude noch einmal mit der Gabe ein Geschenk, oder er findet Veranlassung, sie mit höflichem Danke zurückzugeben und sich etwas Anderes auszubitten. So ist's heutzutage mit der politischen und socialen Stellung. Das politi-

ſche Glaubensbekenntniß iſt eine Art Religion geworden. Wie glücklich Die, die ihre angetaufte Ariſtokratie mit Stolz und Freude betrachten können und ſie ſich ſelbſtändig und mit allem Gepränge eines Wiedertäufers, der als vierzigjähriges Taufkind vor ſeinem Taufbecken ſteht und ſeine eigene Aufnahmerede hält, zum Geſchenk machen können! Wie glücklich, ſage ich, ſind Die! Das ſind die wahren, echten, alten Ritter, wenn ſie meinethalben auch die armen Ritter ſind. Ein ſolcher altadeliger Wiedertäufer iſt aber heutzutage eine große Seltenheit! Eine ſolche alte männliche Jeanne d'Arc, die unentweibt in jungfräulichen Händen die Oriflamme trägt, iſt eine Koſtbarkeit ſo unerhörter Art in unſerm Jahrhundert, daß man die Exemplare mit der Diogeneslaterne ſuchen muß. Das, was wir heutzutage Ariſtokratie nennen, iſt von der alten ſiegesgewiſſen, ſiegesfeſten, ſiegesbewußten Ariſtokratie ſo weit verſchieden, als eine elegante Hofuniform von dem Hirſchleder-Koller des alten Götz. Man frage nicht, warum Das ſo gekommen iſt; die Antwort ſteht in hundert

Büchern, und deutlicher als in den Büchern in hunderttausend Herzen, die noch jetzt unterm Wappenrocke schlagen. Dennoch tauft man noch auf das alte Bekenntniß hin. Es werden uns in der Taufformel allerlei schöne Dinge versprochen und zugesagt, die alte Kirche nimmt uns schmeichelnd in ihren Schoos, wir sind geborene Herren, Niemands Diener — überall die Ersten! Das klingt köstlich — aber an allem Dem kein Wort Wahres. Wir sind nicht mehr die geborenen Herren, sondern wenn es uns gelingt, Herren zu werden, so haben wir uns zuvor mit aller Welt herumgeschlagen; wir sind nicht mehr Niemandes Diener, sondern wir sind die Diener unserer Diener, und endlich sind wir nirgends und niemals die Ersten, außer es wäre uns die Kraft oder die Gewandtheit gegeben uns vorzudrängen. Mit diesem Taufversprechen und der spätern Bewahrheitung ist es nur eine so üble Sache, daß viele Geister irre werden und viele Herzen fast im Tode brechen. Sie wollen und wollen nicht glauben, daß es mit dem alten Bunde und den Verspre-

chungen nichts sei; sie liegen krank an den Widersprüchen, und wenn sie nicht sehr feste Naturen sind, so gehen sie hoffnungslos unter. Andere wissen sich anders zu helfen. Sie geben rasch entschlossen die Gabe mit Dank zurück, und bitten sich etwas Anderes aus. Wieder Andere machen sonderbare Sprünge, wodurch ein Tanz zu Stande kommt, der ein Gemisch ist von dem alten graziösen und steifen Menuet, und dem liederlichen Cancan. Auf diese Weise haben wir die liberalen Aristokraten vor 1848 tanzen sehen; wieder Andere, und gerade jetzt die größte Zahl, macht die größten Anstrengungen völlig wieder turnierfähig zu werden und den alten Hermelin, von jedem Stäubchen gesäubert, um die Schultern zu schlagen. Auf welche Seite hat sich unser Autor geschlagen? Nur heraus mit dem Bekenntniß! — Die Tugend des Adels, die einzige Farbe, die wie das brennende Roth nie aus dem Wappen schwindet, selbst wenn es noch so morsch und durch die Zeit verfinstert worden, ist die Furchtlosigkeit. An dieser Eigenschaft werden sich die Ritter aller Zeiten,

aller Jahrhunderte erkennen! Und somit hat der Autor auch etwas von dieser Gabe, und er bekennt furchtlos, daß er bisher ebenfalls — unzufrieden mit dem alten Bekenntniß, und ungewiß wo das Neuere und Bessere läge — zu jenen Menuet-Cancan-Tänzern gehört habe. Es hatte soviel Reiz, mit den liberalen Ideen zu spielen, sich für Zustände begeistert zu zeigen, die man aus der Ferne betrachtet, wie jene reisende Fürstin die gemalten Dörfer und Städte, die die Ebene malerisch belebten. Als aber die Zeit kam, die den Weizen von der Spreu sonderte, glaubte der Autor unmaßgeblich zum Weizen zu gehören. Die ganze Fülle und Würde der Taufverheißungen kam über ihn, wie über viele Andere, und er schrieb in Erbitterung und Grimm, aber völlig furchtlos — für den Royalismus und für die Aristokratie. Er war bis in die Fingerspitzen hinein Wuth und Erbitterung! Wenn er für eine Zeile, die er schrieb, hätte auf die Galeere kommen sollen, er hätte nicht einen Augenblick

gezögert ſie zu ſchreiben. Unbekannt, was es heißt, auf Antrag Anderer oder auf Wunſch von Freunden zu ſchreiben, war er gewohnt, nur immer dann der Feder ſich zu bemächtigen, wenn irgendwie etwas ihm im Sinn oder auf dem Herzen lag; wie hätte er es jetzt nicht thun ſollen? Niemand hat es ihm ſpäter gedankt; er dankt ſich's ſelbſt nicht. Sein aufrichtiger Wunſch iſt, jene Bücher nicht geſchrieben zu haben. Diejenigen, die zu ſeiner Partei gehören, ſind in Deutſchland wenig bekümmert um Das, was für ihre Intereſſen durch die Feder gewirkt wird, ſo dankbar ſie ſind für Das, was das Bayonnet ihnen einbringt. In Frankreich und in England iſt es anders. Unſere Partei wird immer bereit ſein, wenn die Gefahr vorüber iſt, Denjenigen zu verhöhnen, der damals für ſie wirkte. Es iſt nur gut, wenn dieſe Art zu belohnen bei Denen angewendet wird, die, wie der Verfaſſer dieſer Blätter, ſo wenig einer lohnenden Anerkennung benöthigt ſind, als ſie eine ſolche erwartet haben.

Seitdem ist Manches anders geworden; und der Autor beansprucht durchaus nicht mehr seine hochmüthige Stellung als Weizen einzunehmen, seitdem er gesehen, daß Vieles, was er als Unkraut betrachtet, kein Unkraut ist.

Damit genug. Wir schreiben über den Carneval; vergessen wir das nicht.

Etwas über Geselligkeit im Allgemeinen.

Ein Gespräch einer ältern mit einer jüngern Dame.

Vor dreißig Jahren zurück gab es wenig Gesellschaften, aber viel Geselligkeit, heutzutage haben wir eine große Anzahl Gesellschaften, Soiréen, Assembléen, Matinées dansantes, Rounts u. s. w., aber sehr wenig, fast gar keine Geselligkeit. Zum Begriffe „Geselligkeit" gehört, wie wir Alle wissen, ein wirklich frohes Zusammenkommen, voll heiterer und fesselnder Annehmlichkeiten. Wo fänden wir das heutzutage; dagegen haben wir „Gesellschaften", das sind Versammlungen, zu denen Einladungen umhergehen, und zu denen man sich einfindet, nicht weil man gegenseitig gerne die Zeit miteinander zubringen möchte, o nein, man möchte viel lieber Einer von dem Andern nichts wissen, sondern weil die Stellung im Leben und in den Geschäften es erfordert, daß diese und jene Per-

sonen mit diesen und jenen Personen, auf eine oder zwei Stunden, zwangsweise miteinander verkehren. Diese Zusammenkünfte werden dann benutzt, um alte Schulden abzutragen, nämlich, um eine Anzahl Impertinenzen an den Mann zu bringen, die man nicht durch die Zeitungen oder sonst wie hat los werden können. Man übt sich in der Kunst, Diesen oder Jenen nicht zu sehen, obgleich er Nase an Nase mit uns sich befindet, und in der Kunst den Rücken zu drehen; kurz, es entsteht bei diesen Zwangsfesten eine neue Art Gymnastik, die sich übt Stellungen zu erfinden, die man zum Theil den Künstlern dieser Art von der Gasse her entlehnt, um auf jede Weise zu kränken und zu beleidigen, im gelindesten Falle um seine völlige Indifferenz an Dem, was man sieht, und was Einen umgibt, an den Tag zu legen. Von dieser negativen Brutalität der Sitten ist nur ein Schritt zu der positiven, das heißt gut deutsch gesprochen, zur Rauferei, und diesen Schritt sehen wir auf jenem Balle in Paris bereits gethan, wie uns die Zeitungen melden.

Welch ein beklagenswerther Zuſtand der Geſellſchaft!

Daß die Menſchen ſich einander lieben ſollen, mit der alten chriſtlichen oder der modernen ſocialiſtiſchen Liebe, daß ſie zuſammenkommen ſollen, aus reiner Freude einander zu ſehen, daß ſie wirklich und in der That Freude empfinden ſollen, wenn Einer aus dem Kreiſe erhöht oder beſonders vom Schickſal begünſtigt wird — das iſt nicht zu verlangen. Geheimer Neid, geheimer Haß, geheime Gleichgültigkeit werden immer in dem Complex geputzter Thoren und Weiſen herrſchen, den wir in den Salons aller Zeiten zuſammenfinden — aber er wird geheimer ſein, nicht offener, nicht cyniſcher, nicht völlig uncivilisirter, wie wir ihn heutzutage ſehen. Darin liegt der Unterſchied.

Sehr viele Leute wiſſen es auch aus Erfahrung, Jüngere können es leſen, wie amüſant früher die Zuſammenkünfte waren. Welch ein ewiges Scherzen und Fröhlichſein! Wie nahm der harmloſe, gutmüthige Spaß kein Ende. Man kam in kleinen Räumen zuſammen, man

ſaß auf ungepolſterten Stühlen, man aß keine Leckerbiſſen, aber man war — froh! Wer hat nicht von ſeinem Onkel, oder der Tante, die goldene Zeit der Pfänderſpiele ſchildern gehört, wer nicht die Ecoſſaiſen und Quadrillen tanzen ſehen, bei denen die Frackſchöße flogen und die Schleppen der Damen im Staube wirbelten. Wie ging's da luſtig her. Wie lebte man und ließ leben. Die alten Herren, wie unerſchöpflich waren ſie im Anekdotenerzählen, die jungen Herren, wie unermüdlich waren ſie in Artigkeiten gegen die Damen, und die Damen endlich, wie gefühlvoll waren ſie, wie hatte Jede ihren Roman mit dem ſechszehnten Jahre ſchon geſpielt, wenn auch noch nicht geſchrieben! Denn es war die Zeit der Caroline Pichlers der Amalie Imhofs, der Caroline la Motte-Fouqués und zahlloſer Anderer, die da ſchrieben und liebten, und liebten und ſchrieben, und dann nochmals liebten und ſchrieben, bis dann endlich der Tod hier Amalien, dort Carolinen die Feder aus der Hand nahm. Laßt uns einmal einen Blick auf das Leben unſerer Mütter hef-

ten. Welch eine Masse kleiner amüsanter Heimlichkeiten! Es fiel irgendwo ein kleines loses Gedicht zwischen parfümirte Spitzen. Wer hatte es geschrieben? Niemand wußte es. Das kleine Briefchen bildete den Streitpunkt in nicht einem, nein in zehn improvisirten Liebeshöfen, wo es vorgelesen, kritisirt, glossirt, und — geviertheilt wurde, denn nicht selten fanden sich vier Bewerberinnen zugleich, die auf das Document Ansprüche erhoben. Worauf gründen sich diese Ansprüche? Man muß gewissenhaft zu Werke gehen. Das Zettelchen spricht von lichtbraunen Augen, die einen goldigen Schimmer ausstrahlen. Gut; wer hat braune Augen? Hat Clara welche? Ja, aber man will in ihren braunen Augen eine kleine Beimischung finden von — Grün. Hat Flora welche? Ja, aber es sind kleine lichtbraune. Aber Theudelinde? Jettchen? — ja doch — aber keine Spur von Goldschimmer! Aber doch, man will einen kleinen Schimmer entdeckt haben. Wer? Jetzt nehmen die Sticheleien ihren Anfang. Das Gedichtchen bringt andere Gedichtchen hervor. Unterdessen

irren eine Menge Herren bei ſpäter Stunde in den Straßen umher mit Hausthürſchlüſſeln, die nicht zu ihren eigenen Hausthüren paſſen. Guitarren werden geſtimmt, und die Stunde von Elf bis Zwölf wird in der Reſidenz eine ſehr unruhige.

Die vornehme Prüderie zuckt die Achſel mitleidsvoll über dieſes Leben; aber die Jugend, ich bin's überzeugt, die Jugend, die man jetzt zwingt bei Humboldt's „Kosmos" zu gähnen, die Jugend ſeufzt heimlich dieſem entſchwundenen Paradieſe nach.

Ich will — um zu zeigen, daß meine Anſicht über die heutige Geſelligkeit nicht ſo ſehr vereinzelt daſteht — ein Geſpräch herſetzen, das ich gerade ſo wie es hier ſteht, zwiſchen einer ältern und einer jüngern Dame führen hörte. Beide waren überzeugt, daß ihre Unterredung keinen Zeugen hatte. Die ältere Dame war bekannt wegen der Feinheit ihres Geiſtes, aber auch wegen der Schärfe ihres Urtheils; zugleich genoß ſie eines in jeder Beziehung untadelhaften Rufes. Sie war eine Dame, die den

höhern Ständen angehörte, und früher ein Haus gemacht hatte, das zu den beſuchteſten und beliebteſten der Hauptſtadt gezählt wurde. Jetzt hatte ſie ſich zurückgezogen, und man ſah ſie ſelten, und nur dann, wenn ſie ihre zwei Nichten in die Salons führte. Es konnte Jedermann der alten Dame anſehen, daß ſie einſt ſehr ſchön geweſen war; ſie hatte noch Züge von Lieblichkeit und lächelnder Grazie aufzuweiſen, die gleichſam Sonnenſtrahlen über die alternden Formen ausgoſſen. In ihren Augen tauchte manchmal eine unnachahmliche Schalkheit auf, eine Schalkheit, die einen ſolchen Reiz auf den Zuhörer ausübte, daß er in dem Augenblick nicht beachtete, wie die Zunge eben eine kleine Bosheit über die Lippen gleiten ließ. Dieſe köſtliche alte Dame war das Juwel in dem Schatzkäſtchen der Unterhaltung bei kleinen Zuſammenkünften nach alter Mode. Es gehörte aber dazu, daß ſie „Freunde" um ſich ſah; für Fremde, namentlich für eine gewiſſe modiſche Gattung unciviliſirter Ungethüme, gab dieſe Sanitätsquelle der Laune keinen Tropfen her.

Es hatte sich wie gewöhnlich eine lange Reihe von Müttern und Tanten gebildet, die nach und nach in Vergessenheit gerathen, hier und da von einem Florshawl einer vorüberwirbelnden Tänzerin überschattet, allmälig in einen sanften Schlummer gefallen waren, der, wie der Schlaf der Gerechten, von keiner Unbill des Lebens mehr angefochten wurde. So schlummerten diese Glücklichen dem Souper entgegen. Ich hatte diese Leidträgerinnen im Dienste der Welt lange beobachtet und den Zeitpunkt bemerkt, wo eine jede dieser stolzen Pyramiden von Sammet, Spitzen und Blumen in sich zusammen stürzte und ihr Haupt in den Niederungen barg. Eine Dame jedoch saß abgesondert von dieser Sicherheitscohorte, und schien sich die Anwandlungen des Schlummers dadurch zu vertreiben, daß sie sich von den lose herumtreibenden Schmetterlingen dieser verjährten Flora bald diesen, bald jenen alten Nachtfalter heranwinkte. Für einen Augenblick saß auch sie unbeschäftigt da, doch es dauerte nicht lange, so gesellte sich eine junge blühende, in ihrem ge-

ſchmackvollen Putz beſonders anziehend ausſehende Dame zu ihr, der man es nicht anſah, daß ſie bereits Mutter erwachſener Söhne war, von denen der Eine ſich in dem Tanzſaal befand, jedoch ohne zu tanzen.

Die Jüngere. Ah, meine theuere Gräfin, ſieht man Sie endlich einmal wieder! In der That Sie haben eine lange Pauſe gemacht. Iſt es erlaubt den Platz neben Ihnen einzunehmen?

Die Aeltere. Kommen Sie, vertreiben Sie mir etwas die Zeit. Ich habe meinen Wagen erſt in einer Stunde beſtellt, und muß wohl oder übel auf dem Poſten ausharren.

Die Jüngere. In einer Stunde! Das iſt zu ſpät. Der Ball wird ſicherlich in einer halben Stunde bereits ſein Ende erreicht haben.

Die Aeltere. Wie? ohne Souper?

Die Jüngere. Man geht an die Büffets.

Die Aeltere. Ach was! In meinem Alter geht man nicht, ſondern man ſitzt und läßt ſich ſerviren. Was iſt das für eine abgeſchmackte Neuerung, daß man gleichſam wie das Thier auf dem Felde an die Krippe getrieben wird,

und sich sein mageres Butterbrotchen durch das Gedränge der Degen, Fächer und Reifröcke erkämpfen muß. Zu meiner Zeit ließ man sich zu Tische führen, und blieb daran wenigstens eine Stunde sitzen. Alsdann hatte man Kräfte gesammelt, dem Tanz der Jugend noch bis an die Morgenstunden zuzusehen.

Die Jüngere. Das ist jetzt Alles anders. Wer wird bis zum Morgen tanzen? Das wäre gegen alle Regeln der Gesundheit.

Die Aeltere. Mein Kind, man ist nie gesünder als wenn man froh ist. Das zimperliche Wesen und die ewige Kränklichkeit heutzutage kommt auch davon, weil man nicht mehr sich des Lebens zu freuen versteht. So wie Sie mich da sitzen sehen, meine Liebe, habe ich auf allen Ballen meinen Mann gestanden, und verließ nie den Saal vor dem Kehraus; oft tanzte ich noch sogar den „Großvater" mit. Und dem Himmel sei Dank, ich zähle bald achtzig Jahre, und man hat mich nie klagen hören.

Die Jüngere (zerstreut). Ja, ja, so geht's!

Die Aeltere. Was ist Ihnen? Welchen

Gegenstand verfolgen Sie so angelegentlich mit Ihrer Lorgnette. Naht sich uns vielleicht ein Courmacher?

Die Jüngere (sehr ernst). Nein; dergleichen kenne ich nicht. Der Gegenstand meiner Neugierde ist mein Sohn Constantin. Es kam mir eben vor als näherte er sich einer Dame, um sie zum Tanze aufzufordern.

Die Aeltere. Was ist daran so Auffälliges?

Die Jüngere. O wenn Sie Constantin kennten!

Die Aeltere. Ich habe nicht die Ehre; aber was wird er anderes sein, als andere junge Leute!

Die Jüngere. Er haßt den Tanz. Ich habe die größte Mühe gehabt, ihn überhaupt zum Erscheinen in einem Ballsaal zu bewegen.

Die Aeltere. So hätten Sie ihn zu Hause lassen sollen. Kranke Leute soll man nicht auffordern auszugehen.

Die Jüngere. Krank? Er ist nicht krank? Er ist die Gesundheit selbst. Aber sein Charak-

ter ist so ernst, daß er es unter seiner Würde findet, sich dem leeren Treiben, wie er's nennt, hinzugeben. Viel lieber säße er mit seinen Freunden zusammen und politisirte.

Die Aeltere. Ach — das nenne ich krank. Achtzehn Jahre alt sein, und statt hübsche Mädchen, Musik, Lichter, frohe Gelage aufzusuchen, sich um Dinge bekümmern, die Einen fürs Erste nichts angehen — das nenne ich krank. Das nehmen Sie mir nicht übel. Zu meiner Zeit hätte man das sogar verrückt genannt. Sie müssen Ihren kleinen Hypochonder von Zeit zu Zeit etwas an die frische Luft setzen, vielleicht hilft das.

Die Jüngere (seufzt und sieht weg).

Die Aeltere (den Blick in das Nebenzimmer richtend). Bemerken Sie, Liebe, wie sich die zwei jungen Flegel dort betragen; ich betrachte sie schon seit einem Viertelstündchen und ärgere mich an ihnen. Wozu sie eigentlich hierher gekommen, begreife ich nicht, denn abgesehen davon, daß manches junge Mädchen unaufgefordert dasitzt und auf einen Tänzer wartet, scheinen sie

auch in anderer Beziehung nicht zu ahnen, weshalb man sie eingeladen hat. Ist das ein Betragen! Der Eine sitzt auf dem Sopha, während eine Dame vor ihm steht, der Andere wälzt sich auf dem Stuhle in einer Weise, wie ich es selbst in meinem Bedientenzimmer nicht sehen würde, wenn ich unerwartet hineinträte. Am widerwärtigsten ist mir jedoch jener junge Mann mit dem eingeklemmten Glase, das seinem magern bärtigen, häßlichen Gesichte vollends einen affenähnlichen Ausdruck gibt, der sich mit zwei Damen unterhält. Er ist zugleich kalt, frech und ungenirt. Ich bedaure die armen Damen, die sich in dieser Form den Hof machen lassen; ich meinestheils würde dem Patron hübsch den Rücken drehen. Ist das die Art mit jungen Damen aus der Gesellschaft zu sprechen. Aber freilich, wo lernen die jungen Männer heutzutage das Courmachen.

Die Jüngere. Du lieber Himmel, müssen sie denn das lernen?

Die Aeltere. Ja, mein Kind, das müssen sie. Es ist dies eine Kunst, die vollkommen

erlernt werden muß. Zum Courmachen gehört, daß ein junger Mann sich um die Gunst einer Dame bewerbe.

Die Jüngere. Ach — Sie meinen um die Hand der Dame anhalten.

Die Aeltere. Nein, das meine ich nicht. Von einer beabsichtigten Ehe ist hier gar nicht die Rede.

Die Jüngere. Alsdann finde ich es unmoralisch. Unsere jetzigen jungen Herren denken zu ernst und zu sittlich über diesen Punkt, um irgend einer Frivolität, wie sie früher wol geherrscht haben mag, Raum zu geben.

Die Aeltere. Das ist zum Lachen. Aus Sittlichkeitsgründen glauben Sie, theuere Freundin, daß jene Flegel dort sich von den jungen Damen fern halten? Nein — nein! da hab' ich auch ein Bischen Kenntniß von dem heutigen jungen Männergeschlecht. Sie sind zu bequem und verstehen es auch nicht mehr, anständigen Frauen zu gefallen. Eine Eroberung, die mit der Cigarre im Munde und im Schlafrocke gemacht werden kann, dazu geben sie sich allenfalls her,

und eine Beute, die ihnen aufs Zimmer kommt, nehmen sie allergnädigst in Empfang; weiter gehen ihre Anstrengungen nicht.

Die Jüngere. Es wäre traurig, wenn es so wäre.

Die Aeltere. Es ist so. Darum sprechen sie mir nicht von Sittlichkeit; die heutige junge Männerwelt ist sittenlos, und roh zugleich, während die frühere — ich gebe es zu, auch nicht eben sittenrein, aber dabei anstandsvoll, gebildet und liebenswerth war.

Die Jüngere. Ich glaube, die Männer haben nie viel getaugt; besonders die jungen.

Die Aeltere. Ach — und sie gewähren uns doch hier und da so unendliches Vergnügen — diese Schändlichen! (Dieses sprach die Matrone mit einem Ausdruck, der zwischen Schalkhaftigkeit und zärtlicher Schwärmerei die Mitte hielt, und sie unbeschreiblich reizend kleidete. Sie wurde in diesem Augenblicke wieder achtzehn Jahre alt).

Die Jüngere. Was ist zu thun, als sie zu nehmen wie sie sind.

Die Aeltere. Nein, wir müssen ernstlich

daran gehen, sie zu erziehen. Für jetzt sind sie ganz und gar verwildert. Sie werden nicht wollen, aber sie werden müssen. Zuerst wird es an dem noch grünen Holze probirt. Wir Frauen, und besonders wir Mütter müssen zusammenhalten. Zuvörderst muß ein erbitterter Krieg allen Tabagien, Clubs, Kaffeehäusern erklärt werden, wo die jungen Männer sich von uns absondern, und unter Hunden, Pferden und leichtfertigen Dirnen vegetiren. Keine Mutter darf es ihrem Sohne, keine Geliebte es ihrem Bräutigam gestatten, sich dort anzusiedeln. Alsobald würden sich diejenigen Männer, die ihren Ruhm darin suchen, der gebildeten und anständigen zu Welt trotzen, sich vereinsamt finden, und soweit ich das eitle und hochmüthige Geschlecht kenne, würde es nicht lange dulden, sich gleichsam im Bann zu sehen. Haben wir aber unsere Flüchtlinge erst wieder in unserm Bereich, das heißt wieder im Salon, so gehen wir nun vollends an ihre Erziehung. Wir zeigen ihnen, daß eine geistreiche und schöne Frau unendlich viel Mittel hat, einen Mann zu fesseln,

und daß in einem mehr oder weniger intimen Umgange mit einer solchen Frau Genüsse erworben werden können, die alle Freuden eines ungebundenen und wilden Lebens überwiegen. Aus dieser Schule, zeigen wir unsern Schülern, sind die größten Staatsmänner, die tapfersten Helden, die feinsten Gelehrten hervorgegangen. Aber freilich die Courmacherei muß als Kunst betrieben werden.

Die Jüngere. Dies Gespräch ist wirklich amüsant. Was verstehen Sie unter dieser Behauptung?

Die Aeltere. Daß eine Kunst erlernt sein will. Nichts ist übler als ein gewisser Dilettantismus in der Kunst zu gefallen, und ganz schlimm sind die sogenannten Naturalisten, sie fallen gleich mit einer wahren, offenherzigen Neigung ins Haus, und Niemand will die, wo es nur darauf ankommt, zwei oder drei Stunden eines Abends angenehm hinzubringen.

Die Jüngere. Also die Courmacherei wäre nie Herzenssache?

Die Aeltere. Gewiß nicht. Wo das Herz

sich einmischt, da hört die Kunst auf. Es soll aber Kunst bleiben. Die Courmacherei ist eine Kunst den Frauen zu gefallen. Es müssen demnach vom jungen Manne alle die Mittel und Wege erlernt werden, die dahin führen sich den Frauen angenehm, unentbehrlich zu machen. Aus sich selbst gelangt Niemand dahin, oder er fällt auf die unrechten, falschen Mittel und Wege. Um zu wissen, was den Frauen gefällt, muß man die Frauen studiren, man muß ihre guten, wie ihre schlimmen Eigenschaften — wenigstens oberflächlich kennen. Dieses Studium ist nicht so schwer wie es scheint. Wir Frauen — aus Eitelkeit und Selbstgenügen — geben Dem, der sich angelegentlich mit uns beschäftigt — zahllose Blößen, die einen raschen Einblick in unser Inneres gestatten, auch sogar Dem, dessen Sache eben der Scharfsinn und die Beobachtungsgabe nicht sind. Hier ist nun das ganze Geheimniß. Die Kunst der Courmacherei soll uns lehren, die Geschlechter in dem Umkreis der gebildeten Geselligkeit wieder zusammen zu führen, und zwar durch das Mittel,

daß sie wieder anfangen sich gegenseitig miteinander zu beschäftigen. Ein junger Mann, dem es gelungen ist mit einer edlen Frauennatur zu intimisiren, ist auf seine Lebenszeit dem rohen und verwilderten Leben entrückt.

Die Jüngere. Ich fange an zu begreifen, theure Gräfin, daß Sie Recht haben können. Wir leben in einem trostlosen Zustande der Gesellschaft. Bemerken Sie dort die junge Baronin! Sie ist schön, sie ist geistvoll, sie ist von guter Familie — aber glauben Sie, daß sich auch nur Einer unserer jungen Männer ihr während des ganzen Abends genähert hat?

Die Aeltere. Weil sie jene Sorte frecher und nonchalanter Annäherung, von der ich vorhin ein Beispiel zeigte, nicht duldet; und sie hat ganz Recht.

Die Jüngere. Alsdann bleibt sie eben unbeachtet.

Die Aeltere. Sei es. Lieber unbeachtet bleiben als sich etwas vergeben, indem man nachlässig hingeworfene Artigkeiten schnell und dankbar aufliest. Einige Unglückliche unsers Geschlechts

gehen noch weiter; um nur nicht verlassen zu erscheinen, laufen sie diesen rohen Stalljungen nach und reizen sie dadurch zu noch gehässigerm Uebermuth. Auch davon hab' ich Beispiele beobachtet.

Die Jüngere. Unsere jungen Damen sind in einer üblen Lage. Wenn sie nicht frech oder roh wollen behandelt sein, so sind sie auf ihr eigenes Geschlecht angewiesen und deshalb sehen wir bei jeder Gesellschaft Das, was einen Rock trägt, sich sogleich scheiden von Dem, was einen Frack anhat. Und so bleiben die Gruppen für den ganzen Abend getrennt.

Die Aeltere. Wir wollen nur auch gerecht sein, meine Liebe. Wir sind jetzt unter uns. Unsere jungen Frauen und Mädchen tragen auch in Etwas die Schuld. Sie sind zu abweisend, zu kühl und erschweren auch dem besser Gesinnten und Erzogenen unter den Männern jede Annäherung. Auch von den Frauen muß ein Schritt entgegen gethan werden, aber freilich jetzt noch nicht. Zuerst müssen wir die Männer völlig gedemüthigt zu unsern Füßen

sehen. Alsdann werden wir unser Betragen auch zu ändern haben.

Die Jüngere. In der That?

Die Aeltere. Ganz ohne Zweifel. Fürs Erste jetzt keine Art von Entgegenkommen. Wir sind in unserm guten Rechte; die Männer müssen uns aufsuchen — aber wenn sie wieder anfangen es zu thun — so müssen wir uns auch finden lassen. Es gibt eine Weise die Tugend zu üben, die die Verehrer der wahren echten Tugend meilenweit von uns zurückschreckt. Die Dragons de Vertu sind in unsern Tagen so recht an der Tagesordnung: Frauen, die jedes heitere Wort, jeder anmuthige und belebte Scherz beleidigt und in eine tugendhafte Entrüstung versetzt, die in jeder etwas freien Anspielung ein Attentat auf ihre Würde sehen — diese unglückseligen Geschöpfe sind recht eigentlich Schuld daran, wenn das Männergeschlecht einen nicht zu bezwingenden Abscheu faßt gegen den Verkehr mit diesen „anständigen" Frauen. Und in der That, es gibt kein demüthigenderes Bewußtsein für uns Frauen, als unsere Würde in der Ein-

haltung solcher Polizeibarricade zu sehen. Eine Frau, die die Tugend als Tugend, nicht blos als Prämie, die die öffentliche Meinung austheilt, verehrt, die die Sittenreinheit im Herzen, nicht als Toilettengegenstand auf der Toilette hat, kann unendlich viel Dinge sagen und thun, ohne daß ihr dies im mindesten Eintrag thun wird in dem Urtheil der gebildeten Männer und edlen Frauen. Aber hiervon haben unsere jetzigen jungen Frauen auch nicht die leiseste Ahnung. Eine Frau muß ebenso die Männer studiren, wie der Mann die Frauen, und die gewöhnliche Anzahl unserer Herrn Gebietiger macht uns auch ihrerseits das Studium sehr leicht. Eine liebenswürdige Frau von Welt, wenigstens eine solche wie man sie zu meiner Zeit sah, hat nun nichts Eifrigeres zu thun als einem Manne und nicht einem, sondern auch mehrern Männern, auf eine feine Weise zu schmeicheln, das heißt sich ihrer Liebhabereien, Geistesmarotten und Schwächen zu bemächtigen, um sie auf diese Weise an ihren Triumphwagen zu spannen.

Mit einem Worte, wir Frauen müssen dienen um zu herrschen.

Die Jüngere. Aber geht dabei nicht die eigentliche Wahrheit verloren?

Die Aeltere. Mit der eigentlichen Wahrheit ist nichts anzufangen, das sehen wir jetzt. Es kommt keine Geselligkeit in der Welt zu Stande, ohne daß gegenseitig Opfer gebracht werden. Unsere jetzige junge Welt will aber ihren Egoismus, ihre Bequemlichkeitsliebe, ihre Roheit nicht opfern, und nennt es wahr sein, wenn sie nichts weiter ist als ungezogen. Unser ganzes geselliges Umgangssystem beruht auf jener „feinen Heuchelei", die wir die gute Sitte nennen. Sie ersetzt Das was die natürliche, angeborene Güte eigentlich thun soll; denn, wenn wir wirklich die Menschen liebten und in der That uns aus gutem Herzen angelegen sein ließen, ihnen angenehme und vergnügte Stunden zu verschaffen, so bedürfte es gar nicht einer „Kunst" der Geselligkeit. Da aber bekanntermaßen jene natürliche Güte, die Höflichkeit des Herzens unter tausend Fällen nur einmal ge-

funden und in Anwendung gebracht wird, so muß die „Kunst" ersetzen und deshalb ist es ein unerläßliches Gebot für jede Geselligkeit, Das zu verbergen, was man empfindet, wenn es zeigen einen misfälligen Eindruck hervorbringen könnte, und Das zu zeigen, was wir nicht empfinden, wenn wir durch diese vorgelegte Maske das Vergnügen und Wohlbefinden der Menschen, mit denen wir in Gesellschaft verkehren, hervorrufen. — —

Ich will den Schluß dieses Gesprächs nicht weiter berühren; er enthielt einige hergebrachte Phrasen, mit denen die Damen voneinander schieden. Ich kann es aber nicht leugnen, daß das Bild der ältern Dame mir weit länger im Gedächtniß blieb als das der jüngern; obgleich diese hübsch, elegant, nach der herrschenden Mode und Jene nahe an achtzig Jahre und völlig aus der Mode gekommen war.

Der Hof und die Gesellschaft.

Als ich den Hof zum letztenmale sah, war dies kurz vor den Ereignissen des Jahres 1848 und es herrschte daselbst jener Luxus und jene Prachtliebe, die, wie man allgemein behauptet, die Geschmacksrichtung Friedrich Wilhelm's IV. bezeichnen. Sicherlich hat der preußische Hof, seit den Tagen des ersten Königs und Friedrich Wilhelm's II. keine prachtvollere Feste gesehen, als die waren, welche man in der eben bezeichneten Zeit sah; denn die unruhige, durch ewige Kriege unterbrochene Hofhaltung Friedrich des Großen, alsdann die sparsame und einfache des dritten Friedrich Wilhelm hatten der Hauptstadt keine Gelegenheit gegeben den Lüstre und den Strahlenglanz, den der preußische Adler von sich zu werfen im Stande ist, wenn er die ganze Majestät seiner Erscheinung kund gibt, zu be-

wundern. Friedrich Wilhelm IV. rief zuerst wieder den Gott des Reichthums an seinen Thron und gab ihm Gelegenheit die Räume einer Königswohnung zu vergolden, die lange Zeit dieses blendenden Schimmers entbehrt hatten. Zwei bis drei Maskenbälle sind mir erinnerlich, wo glänzende und kostbare Costüme mit einem gewählten Geschmack wetteiferten. Der Adel der Provinzen sendete seine Söhne an den Hof, um sie die goldene Toga der Imperatoren, das Tigerfell barbarischer Häuptlinge oder die Goldrüstung der Helden von Jerusalem anlegen zu lassen. Man sah die ehrwürdige Gestalt Dante's und Petrarca's an dem Ufer der Spree erscheinen, um ihre Lorbeerkränze in den Hallen eines der Abkömmlinge jener deutschen Fürsten zu zeigen, die über die Alpen zogen, um die Myrthenhaine des Arno, die sieben Hügel der göttlichen Stadt mit ihren Barbarenhorden zu überziehen. Man erblickte den Zauberer Merlin, der aus seinem Grabe im Ardenner Walde kam, um gefällig die Stanzen eines langen, erklärenden Gedichts herzusagen, das sich zur Aufgabe gestellt hatte

die Befreiung Jerusalems in sieben Bildern von der Hand des Meisters Cornelius geschaffen, herzusagen. Aber schon damals war die Fröhlichkeit und gute Laune keine echte. Die Geselligkeit hatte ihren Zauber verloren; die Pracht ließ kalt, man ging auseinander und Jedermann gestand sich, daß er nicht froh, nicht befriedigt gewesen. Es lag ein Miasma in der Luft. Man erzählte sich, „damals" sei man froh gewesen; dieses Damals datirte sich bei Einigen um fünf, bei Andern um zehn und zwanzig Jahre zurück. Allein die Pracht war etwas Positives. Den Glanz der Lichter, der Atlas- und Sammetroben, der kostbaren Uniformen und Decorationen konnte man sich nicht wegleugnen, und obgleich man geheim zu Hause nachrechnete, was diese Pracht kostete — denn der Adel ist nicht reich in Preußen —, so war man doch fürs Erste zufrieden, daß diese Pracht da war, und daß sie imponirte. Man sah durch diese prunkenden Säle, durch diese gedrängte Menge in Gold- und Silberstoffen, durch diese blendenden Masken den König eilen, in dem einfachen

ſchwarzen Spitzenmantel, mit der nie fehlenden Lorgnette vor dem Auge, freundlich grüßend, heiter ſprechend und man fühlte ſich doppelt beruhigt, denn man nahm an, daß auch er an dieſem Lichterglanz, an dieſem Farben- und Gewänderſchimmer ſeine Freude habe.

Jetzt ſind drei düſtere Jahre vorübergegangen; das Rauſchen der Flügel dieſer abwärts ziehenden dämoniſchen Geſtalten hört man noch in den Lüften. Von neuem erſtehen die Höfe und von neuem gibt es Hoffeſte. Ich habe in Wien, im vergangenen Jahre die erſten neuen glänzenden Feſte geſehen, ich ſah ſie in dieſem Jahre zum erſtenmale wieder in Berlin. Welche Beobachtungen laſſen ſich beim Anblick dieſer wiedergeborenen Luſtbarkeiten machen. Zuvörderſt dieſe, daß es — und das wird uns Jedermann gerne glauben — keine eigentlichen Luſtbarkeiten waren. Wer möchte wol im Ernſte daran denken, jetzt ſich beluſtigen zu wollen! Es wäre eine Grille, ſo phantaſtiſchen Urſprungs, wie nur irgend eine, die einem Märchen aus tauſend und Einer Nacht das Daſein gegeben. Das

Einzige was man thun kann iſt, auf die paar Stunden, wo man ſich geputzt und lächelnd wiederſieht, deutlich den Willen auszudrücken, daß man vergeſſen *will*. In Wien ſagte mir eine hochgeſtellte Perſon, indem ſie auf den Glanz des Feſtes, auf den wirbelnden Tanz und die ſchwelgeriſch beſetzten Tafeln zeigte: „Sie ſehen, es iſt nichts geſchehen! Es iſt das alte, heitere Wien!“ Wenn die Wiener Ariſtokratie mit der ganzen Wucht ihres Glanzes und ihrer Reichthümer ſich auf die Schwingungen der Zeit wirft, ſo kann ſie auf Momente allerdings die Dinge völlig in ihre alte Form bringen und jenen Worten Wahrheit verleihen. In Berlin iſt dies ein Anderes. Die Partei, die die Reſtauration zu repräſentiren hat, iſt vielleicht an gutem Willen nicht minder bereit, an äußern Mitteln aber lange nicht ſo ergiebig ausgeſtattet.

Ueber die Perſon des Königs iſt bereits außerordentlich viel geſagt worden. Da er übrigens viel herumreiſt, ſich oft öffentlich zeigt, ſo iſt Jedem aus eigener Anſchauung ein Bild gegeben. Ein Anderes iſt's mit dem jungen

Kaiser von Oestreich, von dessen äußerer Erscheinung und Auftreten ich daher dem Leser, besonders dem norddeutschen, eine detaillirte Anschauung geben mußte. Die persönliche Liebenswürdigkeit des Königs, die Grazie seiner Unterhaltungsgabe, die Milde seines Urtheils und der nicht kaustische, sondern heiter hinspielende Witz seines intimern Gesprächs sind bekannt. Er spricht gern mit Dichtern und Künstlern, dennoch ziehen weder die Literatur noch die Kunst nachhaltige Früchte von diesem fürstlichen Hinneigen zu ihren Sphären. Dieses näher zu erörtern liegt nicht in der Aufgabe dieser Blätter. Sein Geschmack ist zu hingleitend um belebend zu sein; wenn ein Künstler glaubt seinen erhabenen Protector im Mittelalter Posto fassen zu sehen, so ist dieser indessen mehre Jahrhunderte weiter; kommt man hier ihm nah, so zieht er sich gleichsam neckend in das alte Griechenthum zurück. Abwechselnd haben wir ihn die moderne Erscheinung der Mademoiselle Rachel und die altclassische Antigone, die phantastisch-scurrile Misgeburt, den Gestiefelten Kater und dann wieder ein Stück der

Madame Birch-Pfeiffer mit seinem erhabenen Lobe verschwenderisch ausstatten hören. Die lyrischen Dichter vollends wissen nicht wie sie sich zu verhalten haben; nur die Baukunst findet, daß sie so ziemlich dasselbe Costüm beibehalten darf, wenn sie ihre Aufwartung bei Hofe macht. Man sagt, wenn es dem Schicksal gefallen hätte ruhige Decennien aus seiner Urne zu schütten, der König seine Gunst erfolgreich und bleibend den Wissenschaften und den Künsten zugewendet hätte. So wie die Sachen jetzt stehen, muß ein Dichter, ein Autor, ein Künstler von Ruf sich sehr lange bedenken ehe er Berlin zu seinem bleibenden Aufenthalte wählt. Ein Talent versplittert sich hier, ein großer Name wird hier klein, ein Genie läuft sich wund, indem es um tausend scharfe Ecken biegen und in unendlich vielen Beziehungen ohne einigenden Mittelpunkt sich verwickelt sehen muß. Das große, volle, ruhige, belebend gütige Auge, das über Alle wacht, fehlt. Eher möchte man dem modernen Berlin die Fähigkeit zutrauen, Charaktere auszubilden; Talente verkümmern.

Der Hof von Berlin bildet wenn nicht ein glänzenderes, doch ein belebteres und bunteres Gemiſch als der Hof von Wien; ſchon aus dem Grunde, weil hier einer großen Anzahl von Perſonen der Zutritt geſtattet iſt, dem er dort verſagt wird. Der Wiener Hof gibt demnach ein impoſanteres, der Berliner ein intereſſanteres Gemälde. Der Wiener Hof mit ſeinem jungen Kaiſer, ſeinen jungen Erzherzögen, ſeinem blühenden Flor von Schönheiten macht einen ungleich einſchmeichelndern Eindruck auf den Beſchauer als es der Schauplatz eines Hofes machen kann, wo der Fürſt weder die Schönheit der Frauen noch die Jugend der Männer in ſeine Nähe zu rufen einen Antrieb fühlt. Dieſe beiden ſind jedoch die wahren Lichter der Höfe, ſind es immer geweſen, werden es immer bleiben; denn ohne ſie geben die fürſtlichen Säle nur den Boden her, wo höchſt achtbare Anciennetäten nach dem ewig gleichbleibenden Takte langweiliger Ceremonie ſich reſpectvoll herumbewegen. Der König von Preußen iſt ſelbſt zu geiſtvoll, um nicht Luſt zu haben ſeiner

Umgebung einen kleinen Zusatz unhöfischen Elements zu geben, er thut dies, indem er die Träger der Wissenschaft und Kunst an seinen Hof heranzieht. Man sieht daher diese Herren in ihren schwarzen Fracks und weißen Halsbinden erscheinen und sich im Gefolge der Deputirten aufstellen. In diese Region der schmucklosen Gestalten sieht man den König sich oft begeben und im Gespräch verweilen, von den forschenden Augen seiner Minister begleitet. Die „suchende Lorgnette" ist ein magnetischer Strahl für das ganze umhergruppirte Hoftableau; jedesmal wenn diese zwei kleinen Gläser ihre Richtung verändern, glaubt man, sie seien auf uns gerichtet und man macht sich bereit eine jener schnell hingeworfenen und oft schwer zu beantwortenden Fragen zu hören, die der fürstliche Mund an seinen Zuhörer zu richten pflegt. Diese Fragen sind nicht selten die Schrecken der Heroen der Wissenschaft und der Diplomatie, denn sie werden plötzlich dem Manne, für den sie bestimmt sind, über Tafel zugeworfen und sind mit einer fast neckischen Feinheit so eingerichtet, daß sie

ein kleines Examen rigorosum für sich enthalten. Alsdann muß geantwortet werden à tout prix, wahr oder falsch, nur kein Stocken, kein langes Besinnen. Der König liebt rasche Erwiderungen. Man erzählt, daß er einst bei Tafel Herrn von Humboldt etwas fragte, worauf, da die Antwort auf sich warten ließ, Herr von Radowitz, der neben dem berühmten Gelehrten saß, den Aufschluß ertheilte. Er war aber der unrichtige. Am andern Morgen läßt sich Herr von Humboldt im Kabinet des Königs melden und tritt mit einer Anzahl Folianten unterm Arme ein, um aus diesen zu beweisen, daß jene Antwort, die die seinige ihm vor den Lippen abgeschnitten habe, Irrthümer enthalte. Des Königs Wißbegierde war aber bereits befriedigt; er lachte und die Folianten blieben unaufgeblättert.

Obgleich der König keine einzige Richtung der Literatur entschieden begünstigt, sodaß man sagen kann, dahin wendet sich sein Geschmack, eine solche Poesie, ein solcher Roman hat auf seinen Beifall zu rechnen, so läßt er sich doch hier und da ein eben in Mode kommendes Werk in den

kleinen Abendkreisen, wo er sich mit der Königin und einigen vertrauten Männern und Frauen seiner Umgebung allein befindet, vorlesen; dieses Vorlesen muß aber gefällig dem Gespräch Platz machen, wo dieses aufzutauchen Lust hat. Die rigorose Pedanterei, mit der Ludwig Tieck aus dem Vorlesen eine Art Cultus macht, wo schweigende, in tiefes Staunen über die Kunst ihres Priesters versunkene Braminen die Zuhörer bilden, hat den König, wie man versichert, dazu bestimmt früher einen andern Vorleser zu wählen, noch lange bevor das zunehmende Alter und die äußere Unbehülflichkeit dem Dichter das Erscheinen bei Hofe unmöglich machten. Von den vorgelesenen Werken, dem Beifall oder dem Misfallen, das sie erregt, verlautet jedoch niemals etwas im Publicum. Während des Vorlesens zeichnet der König öfters kleine architektonische Skizzen. Man sieht aus allen diesen kleinen Anordnungen, daß ihm jeder Zwang lästig ist, dennoch legt er sich oft den größten auf, indem er weitläufige und oft wiederholte Reisen macht, die eine unausgesetzte Repräsentation und eine

persönliche Schaustellung erheischen. Dies trifft jedoch wieder mit seiner Vorliebe Reden zu halten und seine Person wirken zu lassen zusammen. Der verstorbene König hegte bekanntlich einen Widerwillen gegen jedes öffentliche Auftreten und er beschränkte ein solches, wenn es nicht konnte vermieden werden, auf das kürzeste Zeitmaß und setzte es herab auf die einfachsten Formen. Was das Aeußere des Königs betrifft, so stört das immer mehr schwindende Haar einigermaßen das Gleichmaß der Züge, indem es der Stirne eine allzu große Ausdehnung verleiht; auch entwöhnt man sich nach und nach dem Strahl und dem Lichtblick des Auges zu begegnen, da die stets vorgeschobene Lorgnette ein Hinderniß hergibt; zugleich verdeckt die Hand, die das Glas hält, einen Theil und zwar einen sehr wesentlichen der Gesichtszüge; es sind die Züge um den Mund, die beim Könige charakteristisch voll Lieblichkeit und Milde sind. Wenn der König das Band eines Ordens umlegt, so ist es bezeichnend, daß er dieses Band braucht, um seinen Arm und seine Hand bequem hinein-

zubetten, der andere Arm handhabt alsdann den Federhut oder den etwas unbequem zu haltenden prachtvollen Silberhelm des Regiments Garde du Corps. Wenn der König, was jedoch selten geschieht, den schwarzen Frack anlegt, so ist's als wenn eine völlig andere Persönlichkeit vor Einem stände; es gibt Personen, die ihn gerade in dieser Tracht vorzugsweise gern begrüßen und es ist nicht zu leugnen, daß die enge Umgrenzung des militärischen Rockes, der steife Prunk der Epaulettes und die Starrheit der Linien der Bordüren und Stickereien der Persönlichkeit einer Erscheinung wie die des Königs vielleicht am wenigsten zusagt. Die Uniformen, wie sie zur Zeit Friedrich Wilhelm's II. getragen wurden, möchten vielleicht eine viel passendere Anwendung für den gegebenen Fall darbieten, als die jetzige militärische Mode es zu thun im Stande ist.

Unter den Prinzen des königlichen Hauses befindet sich kein Einziger, der sich zur Aufgabe gestellt hätte, der Gesellschaft Elemente von Interesse, Geist und Leben zuzuführen oder wo solche vorhanden, sie zu pflegen oder in einem

Mittelpunkte zu vereinigen. Das wenige Leben und die völlige Intereſſeloſigkeit der Hofgeſellſchaft findet von hier aus keine Bekämpfung. Die wieder in ihre Ordnung zurückgeführten Verhältniſſe laſſen ſo ſehr wünſchen, daß die Geſellſchaft wieder gehoben werde und dies kann nur geſchehen, wenn ein vom Glück und ſeiner Stellung begünſtigter Beſchützer neue Schwunghaftigkeit und neuen Reiz ihr zuführte. Ein ſolcher Beſchützer würde vielleicht zu finden ſein in der Perſon eines geiſtvollen Prinzen, der genugſam weit ab vom Throne ſteht, um ſich nicht allzu ſtrenge an die eben zu verhandelnden politiſchen Fragen halten und daher um ſo freier literariſch und geſellig zu Werke gehen zu dürfen. Wer das Glück gehabt hat ſeiner Perſönlichkeit nahe zu kommen, weiß das feine Eingehen, das milde Verſtändniß, überhaupt die Beachtung geiſtiger, künſtleriſcher Production zu ſchätzen, die dem Geiſte dieſes Fürſten inne wohnt. Wer den preußiſchen Hof kennt, wird wiſſen wer gemeint iſt. Unthunlich wäre es, einer andern Perſönlichkeit viel thätigen Einfluß für die geiſtige

Belebung der Gesellschaft zuzumuthen, sie wäre sicherlich im Stande und befähigt ihn auszuüben, doch steht sie der Politik zu nahe und diese würde direct oder indirect hemmend jedem ihrer Schritte in den Weg treten.

Was die Gesellschaft betrifft, so ist ihr Charakter in dem Obigen schon gegeben. Sie ist nicht wie in Wien eine selbständige, durch Reichthum und uralten Adel imposante, sondern eine kleine, sich völlig dem Hofe anschließende. Es gibt nur wenige Häuser, die für sich eine Coterie zusammenbilden und sich die Hofgesellschaft nennen; unter diesen Häusern sind ein paar von altem, unabhängigem Adel und ein paar von großem Reichthum, die übrigen sind Hofchargen. Ueberwiegend im Körper der Gesellschaft zeigt sich die Beamtenwelt vertreten und bei Hoffesten ist sie es, die die Säle füllt, zugleich mit dem zahlreichen Offiziercorps und mit Hinzuziehung der Künstler- und Gelehrtenwelt. Dieses Zusammenströmen einer ganzen Staatsgliederung gibt, wie schon bemerkt, dem preußischen Hofe ein sehr eigenthümliches Ansehen,

doch ist es das moderne, das vielbeliebte jetzt und würde eher einem höhern Aufbau der Geselligkeit förderlich als nachtheilig sein, wenn nur Jemand da wäre, wie wir schon bemerkt haben, der den Acker bearbeitete, um ihm Früchte abzugewinnen. Unter dem alten Regime hatte man einen besondern Minister, der dem Fremden in Betreff der künstlerischen und literarischen Notabilitäten, die die Hauptstadt so glücklich war in ihren Räumen zu besitzen, die Honneurs machte, dem es gleichsam zu einer geheimen Clausel seines Ernennungsdecrets gemacht wurde, die höhere Geselligkeit zu fördern und einen Mittelpunkt für Alles was Geist, Geschmack und Leben forderte, zu bilden. Diese Aufgabe war nicht leicht, es war für einen solchen Gesellschafts-Intendanten erforderlich, daß er wie ein geschickter Theater-Intendant seine Bühne kannte und die Talente, die auf ihr zu agiren bestimmt waren, oft aus der Dunkelheit hervorsuchte, oft von weitem herbeizog. Dabei waren Schwierigkeiten zu besiegen. Die vorhandenen ersten Namen und Größen, die alten Renommée's

sind gewöhnlich unter sich in Zank begriffen und wollen demnach nicht auf einer gemeinschaftlichen Bühne spielen, sondern Jeder strebt dahin seine eigene Bühne für sich zu haben. Diesem Gelüste muß entgegengekämpft werden, und der Gesellschafts-Intendant einer großen Stadt wie Berlin wird eine umfassende Thätigkeit zu entwickeln haben, aber er wird auch zugleich einen Kranz des Ruhms davontragen, wie er nur dem wahren Verdienste ertheilt wird. Denn ein wahres Verdienst ist es unstreitig, in einer Metropole der Intelligenz die Intelligenz so in Portionen zu schneiden und zu appretiren, daß für Jeden, der nach ihr verlangt, ein Bissen zu gehöriger Zeit und unter gegebenen Bedingungen vorräthig sei. Wie die Dinge jetzt stehen, hat Berlin wenig von seinen Berühmtheiten und die Berühmtheiten haben ihrerseits wenig von Berlin.

Da wir uns eben bei dem Capitel der Berühmtheiten befinden, so wird es nicht ungehörig genannt werden können einigen derselben mit dem Skizzirstift nachzugehen. Vor Allen bemerken wir Eine in unmittelbarer Nähe des

Throns und dem Inhaber desſelben gleichſam vom Vater auf Sohn vererbt. Dieſer Gelehrte und Hofmann hat jetzt bereits ein langes Leben voll Glücksfälle und Triumphe hinter ſich und der Ruhm beeilt ſich ihm noch beim Schluſſe ſeiner Jahre und ſeiner Thätigkeit Beſuche abzuſtatten. Es iſt zu bewundern, wie ſich dieſe ehrwürdige Erſcheinung nicht die Ruhe ihres Arbeitscabinets gönnt, ſondern ſich unausgeſetzt und unermüdet ihren Verehrern zur Anſicht ſtellt. Bei jedem Hoffeſte iſt der Himalaya-Greis auf dem Parketboden zu finden, oft nur viel, nicht Vieles ſprechend. Von den vom König theuer erkauften Koſtbarkeiten der Poeſie und Kunſt ſind drei große Namen für die Geſellſchaft immer unſichtbar, der vierte aber zeigt ſich bei Hofe, während er ſich auf dem Katheder nicht zeigt. Die Wiſſenſchaft iſt ſo glücklich einen kleinen, lebhaften Vertreter in die Säle des Hofes und der Geſellſchaft abſenden zu können, der es verſteht auch außerhalb des Katheders für ſeine Muſe Gönner zu werben. Eine ſehr hochſtehende Berühmtheit iſt die bekannte militäriſche. Man

ſieht dieſe Illuſtration der Tagesgeſchichte immer in einer Erſcheinung ſich darſtellen, die die Elemente der Courtoiſie und der Heldenhaftigkeit des alten Ritterthums verbindet. Es iſt nicht zu leugnen, die weiße Uniform, die er trägt, hat ihre Candeur nicht einen Augenblick eingebüßt, ſolange ſie ſein Bruſt bedeckt, doch hat die Behauptung ebenfalls Recht, daß Das, was er gethan, jeder andere preußiſche Offizier ebenfalls gethan haben würde. Der militäriſch monarchiſche Geiſt und das Element der Bravour und Ehre geht durch die ganze Armee, wie ſelbſt ihre Feinde ihr bezeugt haben. Es iſt ein Glück für jeden Einzelnen, wenn ihm Momente zufallen, wie jene waren, die die oben bezeichnete Perſönlichkeit trafen. Die böſe Zunge ſagt, daß der ehrenwerthe General, ſeitdem ſein heldenmüthiges Schwert in der Scheide ruht, ſich in einen kleinen ruhmloſen Krieg mit der deutſchen Grammatik verwickelt befinde, auch wirft die öffentliche Stimme ihm vor, daß er eine allzu große Vorliebe für weißgekleidete Mädchen habe, die Gedichte überreichen. Die muſikaliſche Be-

rühmtheit ist ebenfalls häufig zu erblicken; es ist ein Mann mit einfachem Wesen und ernsten Zügen, dem man den Pomp und den Lärm seiner berühmten Schöpfungen nicht ansieht. Die parlamentarischen Namen, seitdem man nach den Parlamenten nicht mehr viel fragt, erwecken auch nicht mehr, wie früher, das aufmerksame Auge des Beobachters; dieses Auge ist um so schärfer auf den Einen übrig gebliebenen der beiden Dioskuren gerichtet, die vor vier Jahren am politischen Himmel auftauchten. Es ist natürlich, daß Jemand, der wie der Schreiber dieser Zeilen auch nicht die entferntesten Ansprüche erhebt noch erheben kann, daß man sich ihm als einem Fremden, gänzlich Beziehungslosen, Unabhängigen — dessen Urtheil weder ein anbefohlenes ist, noch im Interesse irgend einer Eitelkeit abgegeben wird, in keiner Weise sonderlich bekümmert, sodaß er seine Wege unbeirrt gehen kann. Diese köstliche Freiheit ist ein unschätzbares Gut. Ist das Urtheil, das ein solcher „Unberücksichtigter" fällt, immerhin ein fehlendes, es ist doch wenigstens ein eigen geschöpftes, nicht

ein durch die Zwangsmaßregeln der Schmeichelei oder der Drohung erpreßtes. Die Personen und Dinge, wie ich sie gebe — erkläre ich offen, daß sie mir so erscheinen; der besser unterrichtete Leser kann sagen: ja, aber so sind sie nicht; er wird aber nicht sagen können: Du weißt es selbst, daß sie nicht so sind, du willst sie aber so darstellen, weil es dir Vortheil bringt! Nichts erkältet das Interesse eines Lesers und Beurtheilers einer Schrift mehr als die durchgemerkte Absicht, daß man damit umgehe ihn zu dupiren, das heißt ihm Etwas zu geben was freie, selbstständige Ansicht sein soll und gerade das Gegentheil ist. Haben demnach diese Skizzen einigen Werth, so haben sie den des völlig freien, auf eigene Anschauung basirten Urtheils. Die Berühmtheit, von der jetzt die Rede sein soll, hat also das leichteste Spiel von der Welt, Alles was über sie hier steht — und ohne dies sind's nur Aeußerlichkeiten — als den Irrthum und die falsche Ansicht eines Einzelnen zu betrachten und zu misachten. Wie ich neugierig war, den jungen Kaiser zu sehen, der, der Sprosse

der Cäsaren, die älteste Krone auf seinem jugendlichen Haupte trägt, wie mich verlangte jenem gefeierten Staatsmann zu begegnen, der aus dem Lager hervorgehend die Feder ebenso siegreich führte wie das Schwert, wie mich die edlen greisen Züge des mächtigen Feldherrn, der jenseits der Alpen sein siegreiches Panier entfaltete, mächtig anzogen, so war es mein Bestreben auch den Glanz dieses zurückgebliebenen Dioskuren in der Nähe zu betrachten. Man bildet sich unwillkürlich ein Bild von einem Manne, dem eine so bedeutsame Stellung angewiesen ist. Preußen hat so imposante Persönlichkeiten gerade auf dieser Ehrenstaffel erblickt. Unzertrennlich ist Würde, edler Anstand, imponirende Güte, Repräsentationstalent, feine Sprache des Umgangs mit dem Bilde, das man sich von einem Manne in dieser Stellung macht. Alles dieses scheint aus der Mode gekommen. Die laxesten Formen werden adoptirt. Wenn man aber selbst sich einem nicht zu entschuldigenden Abandon hingibt, wie will man's verhindern, daß der Untergebene ebenso auftritt? Von diesem aber soll

das ſtricteſte, ceremonielle Anſtandsmaß innegehalten werden. Die Perſönlichkeit, von der hier die Rede iſt, ergeht ſich zwar nicht in laren Formen, aber ſie iſt kalt, trocken und gibt abſichtlich nichts auf das Aeußere. Nie hat man ein finſtereres, zuſammengezogeneres, weniger Hoheit und Größe, Milde und ſchönen Ernſt zeigendes Antlitz geſehen. Es iſt das Antlitz eines geärgerten Bureauchefs, dem der Glanz und die Höhe ſeiner Stellung wie ein unbequemes Kleid um die Schulter ſitzt. Die „unerläßliche" Brille läßt keinen Einblick thun in das ohnedies ſchon ſo verſteckte Auge; der in ſeine Winkel gezogene Mund ſieht aus als könnte über ſeine Lippen nie ein wahrhaft heiteres Wort kommen, als wäre er nur geſchaffen kurze, ſchneidende und höhnende Urtheilsſprüche zu fällen. Nun mag das Leben dieſes Mannes, das ſeit einigen Jahren eine fortgeſetzte Kette von Angriffen, Streitigkeiten, kleinen und großen Debatten bildet, dieſe Starrheit und welke Zerwürfniß der Züge hinlänglich entſchuldigen, dennoch aber bleibt der ungünſtige Eindruck auf den Be-

ſchauer. Der Zank der heutigen Parteien kann ſelbſt einen Sokrates um ſeine göttlich heitere Stirn bringen. Den altariſtokratiſchen Thee verſchmähend, ſtand das populäre Bierglas vor dem berühmten Manne. Von einer Anmuth und Grazie der Converſation war nicht die Rede; die Unterhaltung bewegte ſich gleichſam auch im „Geſchäftsſtil". Zu der Literatur ſcheint der hochbeachtete Mann in einer feindlichen Stellung zu ſtehen, die politiſche Feder ſcheint ihm geradezu verhaßt, die poetiſche gleichgültig. Es iſt nur Schade, daß dieſe letztere Feder von der Hand der Grazien und Muſen geführt wird und daß es wenig Ruhm gewährt ſie zu misachten. Die Schmuckloſigkeit, beſſer geſagt die „Verkommenheit" der Räume, in welchen der hohe Beamte weilt, machen ebenfalls einen peinlichen Eindruck. So gar keine Eleganz! Das möchte noch hingehen — aber auch ſo gar nichts was an die heitere, belebende Ausſchmückung der Kunſt erinnert! Nirgends ein Winkelchen wo die Grazien und die Muſen ſich niedergelaſſen — Alles trockener verdrießlicher Ernſt, nachläſſige Gleichgül-

tigkeit. Dieſe Sophas und Stühle haben bereits einer Reihefolge von Premiers zu unruhigen und kummervollen Sitzen gedient, man ſieht es ihnen an. Der März iſt dieſem Plüſch, dieſem Cattun nicht günſtig geweſen; dafür ſind aber alle dieſe Dinge zu der Würde von hiſtoriſchen Denkmalen geworden und dies iſt vielleicht der allerkoſtbarſte Putz, mit dem ein Haus wie ein ſolches, das wir ſoeben beſchrieben, ſich umgeben kann. Dennoch ziehen wir die ſchönen und eleganten Räume vor und behaupten, daß die Weltgeſchichte ſich auch auf Tabourets von Seide niederlaſſen kann, ſowie ein miniſterieller Ernſt immerhin, unbeſchadet ſeiner Würde, ſich mit der Grazie und den ſchönen heitern Formen der gebildeten Geſellſchaft umgeben kann. Es wäre ſchlimm, wenn unſere Machthaber ſich dem Rigorismus und Cynismus unbedingt in die Arme würfen; wo bliebe dann auch noch das kleine Stückchen Urbanität und feiner eleganter Weltſitte, das wir noch übrig haben! Ein Jupiter, der da donnert, iſt nicht ſo ſchrecklich, aber einer,

der eine Cigarre raucht und die Beine über die Stuhllehne wirft, ist — grausenerregend.

Wenn wir von der feinen Weltmannssitte reden — so erscheint uns, wenn wir die Berliner höhere Gesellschaft mustern, gar manches Vorbild. So der General v. B— und dessen schöne, liebenswürdige Gemahlin, so der —sche Gesandte, dessen Symbol der Lorbeer des Dichters, das Schwert des Kriegers und die Feder des Diplomaten bilden. Nirgends fühlt man sich besser placirt als in seinem wirthlichen Salon; es ist der Athem einer edlen und schönen Kunstatmosphäre, die Einen warm anhaucht und Einen das „Leben und die Politik der Straße" vergessen macht. Man muß ihn über seine Reisen, über seine Anschauungen über Natur und Menschen sprechen hören, um zugleich die unnachahmliche Schönheit seiner Ausdrucksweise wie die Tiefe seiner aus dem Born der Wissenschaft und Poesie geschöpften Ansichten zu bewundern. Ein Salon wie der seinige ist für Berlin eine große Wohlthat und man muß wünschen, daß er ihm erhalten bleibe.

Um von den hiesigen Räumlichkeiten noch ein Wort zu sprechen, wird es vor allen Dingen nöthig sein des königlichen Schlosses zu erwähnen und es in eine Parallele zu stellen mit der kaiserlichen Hofburg in Wien. Unbedingt ist das hiesige Schloß prachtvoller und größer, ebenso unbedingt ist jedoch die Hofburg in ihrer historischen, alterthümlichen Bedeutung weit der preußischen Königsburg vorzuziehen. Hier aber soll nur von der gesellschaftlichen und modern wohnlichen Einrichtung die Rede sein, wie sich beide Paläste bei den Festen darstellen. Es kann nicht leicht etwas an Raum und Ausschmückung Ungefälligeres geben als der innere Schloßraum und die Einfahrt bei der kaiserlichen Hofburg. Enge Treppen, enge Corridore, Vorsäle, die nur eine geringe Anzahl Personen fassen und bei großen Hoffesten ein unleidliches Gedränge veranlassen, bilden die Eigenthümlichkeiten der Hofburg. Große, weite Treppen, bequeme Corridore, weite Vorsäle, eine große Reihenfolge prachtvoller und geräumiger Gemächer zeichnen das Berliner Schloß aus. Wir sprechen

hier nicht von der hiſtoriſchen Bedeutung der einzelnen Zimmer in beiden Schlöſſern; in dieſer Beziehung wäre wie geſagt die uralte Kaiſerburg weit vorzuziehen dem viel neuern Königsbau. Bei großen Hoffeſten werden die Gäſte über höchſt geräumige und elegante Treppen zuerſt in den prachtvollen Banketſaal geführt, alsdann kommen einige Gemächer, die mit werthvollen Bildniſſen geziert ſind, und endlich tritt man in den Saal, der der Weiße Saal genannt wird. Es iſt dies eine theilweiſe ganz neue Schöpfung, bei der man einen doppelten, wie es uns ſcheinen will, ſchwer zu vereinigenden Zweck vor Augen gehabt hat. Der Saal ſoll als Thronſaal zu großen Staatsfeierlichkeiten dienen und zugleich — zum Tanzſaal. In Wien iſt der Saal mit der Colonnade von gelben Marmorſäulen nur zu Hofbällen und Maskeraden beſtimmt, der Thronſaal befindet ſich anderswo. Hätte man den Weißen Saal nur für die ernſten, großen Feſtlichkeiten beſtimmt, ſo wäre nichts gegen ſeine Bauart einzuwenden, die entſchieden ſeriös und daher etwas ſchwerfällig iſt.

Für einen Thron-, Staats- und Audienzsaal passen die Embleme an Wänden und Decken vortrefflich. Man sieht diese Gruppen geharnischter Gestalten alsdann mit Wohlgefallen und ebenso verweilt das Auge mit Befriedigung auf den an der Decke angebrachten symbolischen Figuren. Bei einem Tanzsaal fragt man sich jedoch, was die christlichen Tugenden der Beständigkeit, der Stärke, der Geduld zu sagen haben, und weshalb das Kreuz und der Anker der Hoffnung oben paradiren, und was die ernste, imponirende Größe des Königssitzes an der einen Wand bei den heitern Spielen Terpsichore's eigentlich sollen. Denkt man sich den Saal als Thronsaal, so fragt man sich, wozu der heitere Aus- und Anbau dienen soll, wo man Springbrunnen rauschen hört und Blumengewinde sich um die Säulen ziehen. Wenn wir von diesem Dualismus absehen und einfach uns daran halten wollen in dem Weißen Saale einen Tanz- und Festsaal zu sehen, so springen neben der Schwerfälligkeit seines Baues und seiner Verhältnisse noch zwei Uebelstände in die Augen;

der erſte iſt, daß er nicht genügend beleuchtet werden kann, und zweitens, daß die Einrichtung mit den offenen Treppen im Winter einen unbehaglichen Temperaturwechſel zuwege bringt. Die Geſellſchaft, die ſich im Saal befindet, wird kühl angeweht von dem offenen Treppenhauſe, und ſteigt man vollends in jene höher liegenden Räume hinüber, ſo gibt's dort einen ſo auffallenden Unterſchied mit dem Klima im Saale, daß der Einfluß hiervon unmöglich auf die Geſundheit ein günſtiger ſein kann. Dabei kann es keine große Freude verurſachen, im Winter Waſſer plätſchern zu hören. Dazu iſt der kleine Springbrunnen mit ſeiner kleinen vergoldeten Figur in gar zu dürftigem Maße erdacht und kann auf keine Weiſe mit den ernſten und großartigen Wanddecorationen des Saales in Einklang gebracht werden. Wenn wir uns eine Aenderung erdenken wollten, ſo müßte dieſer ganze Anbau ſammt Springbrunnen und obern Gemächern geſchloſſen werden, etwa durch Glaswände, die den Blick nach dem Grünen offen ließen. Dem Uebelſtand mit der Beleuchtung

wird ſich kaum abhelfen laſſen, wenn man nicht zu dem Mittel ſchreitet koloſſale Lichtpyramiden in den vier Ecken des Saales aufzuſtellen; denn beſonders die Ecken ſind's, die dunkel bleiben, und wenn man die Decoration des Feſtſaals bedenkt, ſo ſind's gerade die Ecken, die nie dunkel bleiben dürfen. Freilich müßten die Spitzen dieſer Pyramiden bis hinauf an die Decke reichen. In dem prachtvollen Tanzſaal im Palaſt des Fürſten Liechtenſtein war es gerade dieſe zweckmäßige Beleuchtung, die von den Ecken — freilich in Verbindung mit dem koloſſalen Luſtre in der Mitte — ausſtrömte, die eine ſo zauberiſche Helle hervorbrachten. Die kaiſerliche Hofburg iſt ebenfalls ſchlecht beleuchtet; auch da iſt das neue Syſtem der Beleuchtung nicht angebracht. Auch macht daſelbſt die Anordnung keinen guten Effect, daß man den Muſikern ihre Plätze, amphitheatraliſch aufſteigend, in einer Art Loge angewieſen hat, wo dieſe in grelles Roth gekleideten Figuranten eine ſehr auffällige Gruppe bilden. Der Saal der Hofburg iſt dabei räumlich nicht ſo groß wie der Weiße Saal

in Berlin, jedoch ist er besser geschützt gegen Temperaturwechsel. Das Muster eines fürstlichen Tanzsaals bleibt unsers Erachtens immer der Saal im Liechtenstein'schen Palais in Wien. Hier sind Eleganz, Zweckmäßigkeit und vor allem — was in einem Tanzsaal die Hauptsache ist — die genügende und überallhin vertheilte Lichtmasse vereinigt. Von Festsälen in Privatwohnungen ist mir in Berlin nichts bekannt geworden, was sich nur irgend den hierzu bestimmten Räumen in Wien an die Seite setzen könnte. Dies ist um so auffälliger, da es in Berlin doch gewöhnlich nicht an Platz fehlt. Der Saal im Hotel des Grafen R— soll schön sein; der im —schen Gesandtschaftshotel ist zu schmal; das Hotel besitzt einen alten, noch aus der Zeit Friedrich des Großen fast unverändert erhaltenen Saal, doch wird er nur selten den Gästen geöffnet. Bekannt ist der schöne Saal in dem neuen Palais zu Potsdam; doch haben wir es hier nur mit den Berliner Räumlichkeiten zu thun. Den in seinen Verhältnissen schönsten Ballsaal besitzt Berlin in einem öffentlichen Local;

es ist dies der Saal im Kroll'schen Etablissement vor dem Brandenburger Thore. Mit einigen Hinzuthaten an Lustres und Kandelabers ließe sich hier eine strahlende Beleuchtung zu Stande bringen, die nichts zu wünschen übrig ließe; freilich nur mit Gasflammen, die der aristokratischen Wachskerze nachstehen; auch die Decorirung ist die eines öffentlichen Locals; die Vertheilung der Nebengemächer und anstoßenden Säle, sowie die Anordnung der Logen oberhalb ist völlig dem Zwecke entsprechend und kann für einen Musterbau seiner Art gelten. Keine der großen Hauptstädte kann einen Saal, dem öffentlichen Verkehr gewidmet, von dieser Eleganz und Größe aufweisen.

Ehe wir das königliche Schloß verlassen, müssen wir noch eines Zimmers erwähnen, in welchem die Portraits von sechs Fürstinnen hängen. Es bildet dieses Zimmer das Vorgemach zum Weißen Saale. Unter diesen Portraits zeichnet sich das der Sophie Charlotte aus, der ersten Königin von Preußen. Es ist vortrefflich gemalt und gibt eine lebendige An-

ſchauung jener geiſtreichen und originellen Fürſtin, die neben einem eiteln und prunkſüchtigen Gemahl die Aufgabe hatte die echte Würde und den geiſtigen und ſittlichen Gehalt der neuen Glanzſtellung des emporſteigenden Hauſes zu vertreten. In dieſen großen, klugen, dunkeln Augen liegt eine Welt der Heiterkeit und des anmuthigſten Verſtandes; man begreift, wenn man dies Bild ſieht, daß eine ſolche Frau den preußiſchen Hof zu einem Aufenthalt der Grazien und Muſen machen konnte und daß an ihrem Siegeswagen ein ſo ſtrahlender Genius ſich einſpannte, wie es Leibnitz war. Auf ihr kleines Luſtſchloß Lützelburg, das ſpäter den Namen Charlottenburg annahm, zurückgezogen, amüſirte ſie ſich die Pedantereien ihres Gemahls zu parodiren, ihn zu perſifflíren, ohne doch dabei aufzuhören ſeine gute Freundin zu bleiben, zu muſiciren, zu philoſophiren, zu disputiren. Sie lockerte den Boden für Blumen und machte zum erſten mal den Sand der Mark emporwirbeln, den ſpäter die breiten Füße der Rieſengrenadiere ihres Sohns in ewigen Paraden wieder feſttraten.

Friedrich der Große hatte etwas von ihr geerbt, wenn auch nicht gerade das Talent der Musik. Diese reizende Charlotte, in ihrer frischen Lieblichkeit, schwebt wie ein Lichtstrahl aus einer bessern Welt über dem düstern Glanz dieser kriegerischen Krone. An der andern Wand, jenseit der Thüre, zeigt sich ihre Schwiegertochter. Es ist ein Gesicht, aus dem man nichts herausliest. Die Figur ist steif, prahlend mit einem kleinen Schneegestöber auf dem Kopf, in Form einer winzig kleinen, grell weiß gepuderten Perrücke. Es ist die princesse par excellence, von der man ganz sicher ist, daß sie nie etwas anders thun und sprechen wird als was man „respectieusement" zu bewundern hat. Dennoch war es ein Frauenherz, das in seiner Weise gegen die Welt kämpfte und dem wir Theilnahme und Interesse nicht versagen dürfen. An der Wand über dem Kamin hängt ein sehr verfehltes Bild der Königin Louise. Sie ist als eine leichte, dahinflatternde Nymphe dargestellt, im Geschmack der Ramberg'schen Grazien. Neben dem prächtigen,, innerlich mit so köstlichem Gei-

ſtesſchmuck ausgeſtatteten Bilde Charlottens iſt dieſe rein äußerliche „Blumenhaftigkeit" doppelt ſtörend auffällig. Wie kann man in den Augen der Nachwelt immer flattern und tanzen wollen; muß man nicht lieber wünſchen bei böſen und guten Tagen ruhig dazuſitzen, ſo wie es Sophie Charlotte thut. Da dieſe Fürſtin, die Königin Louiſe, ſo ſchön war, da ſie mit ſo großer Liebe im Andenken der Nation bewahrt wird, ſo muß man ſich wundern, daß es ſo wenig mit glücklicher Einfachheit, wenn auch mit warmer Inſpiration gemalte Bilder von ihr gibt. Es ſcheint, daß alle Künſtler jener Tage immer noch etwas mehr geben wollten als eine ſchöne, geiſtvolle Frau; und da bewährt ſich die Wahrheit des Spruches, daß das „beſſer" ein Feind des „gut" iſt. Das Bild der Gemahlin Friedrich des Großen zeigt eine Matrone, wie es deren eine große Anzahl gibt. Es iſt vortrefflich gemalt. Ein kleines Bild der Kaiſerin von Rußland, das in künſtleriſcher Hinſicht wenig Beachtung verdient, und ein großes Bild der regierenden Königin beſchließen die Sammlung,

die in der That eigenthümlichen Reiz hat und wol eine Stunde angestrengtester Betrachtung hinnimmt. Das Geschick der „Frauen auf dem Throne" geht hier an der Seele des Beschauers in den mannichfaltigsten Gebilden vorüber und es wäre sicherlich keine vergebliche Educationsstunde, wenn eine junge Fürstin an der Hand einer Minerva, unter der Gestalt einer erklärenden Oberhofmeisterin, diese Galerie musterte. Wenn wir diese Minerva wären, würden wir ungefähr wie folgt, sprechen: Versuchen Sie Hoheit, ein liebender Schutzgeist des Mannes dem sie angehören zu sein, wie jene drei Frauen, erziehen Sie ihre Kinder streng und gut, erdulden Sie Manches im häuslichen Leben und in der Politik, wie jene Frau, ziehen Sie sich bescheiden in den Hintergrund zurück, wenn Sie das Glück haben einen Heros zum Manne zu haben, wie jene Frau, vor allem aber versuchen Sie alle diese Tugenden mit der großen, einzigen, himmlischen Fürstentugend zu krönen, heiter, gefühlvoll, belebend, menschlich, groß und — geistig frei zu sein, wie — Sophie Charlotte.

Wir können nicht ſcheiden von dieſer gekrönten Liebenswürdigkeit, ohne eine Anekdote zu erzählen, die ſie charakteriſirt. Der Gemahl, froh eine Königskrone gegen einen Fürſtenhut eingetauſcht zu haben, veranſtaltete eine nicht endende Reihe von Ceremonien und Feſtlichkeiten. Eine der beſchwerlichſten war die Krönung in Königsberg. Der ganze Hof machte ſich auf, eine ganze Karavane von Kutſchen, alle neuen Marſchallämter ritten voran, ganze Regimenter folgten — Lärm, Staubwirbel, ſchmetternde Muſik, Tumult der Roſſe und Reiſigen, Geſchrei der Zugführer, donnernde Flüche und tiefe ceremoniöſe Verbeugungen auf offener Landſtraße — Alles durcheinander. Wo der Zug ankam, war es als wenn die Welt untergehen ſollte. In dieſem wüſten Lärm, in dieſem betäubenden Gepränge wurde die arme Charlotte immer weiter, immer weiter bis nach Königsberg geſchleppt. Sie war corpulent, ſie kam ermüdet an, und ſogleich ſtürzte man ihr entgegen mit dem Krönungsornat, mit den Roben von Brocat, die eine Laſt bildeten, daß ſie kaum ein ſtarker Mann

von heute mehre Stunden würde tragen können. In dieſe Gewänder ſchlüpfte nun die arme Königin. Ihr ceremonienliebender Gemahl erließ auch nicht die kleinſte Förmlichkeit, nicht den unbedeutendſten Feſtact. Endlich war es ſo weit, ſie kniete nieder und die Krone, dieſe koſtbare Krone, die zugleich ſo ſchwer war, ſollte eben auf ihr Haupt geſetzt werden — da erlaubte ſich die arme Frau, die es nicht mehr aushalten zu können glaubte — eine Priſe Taback zu nehmen. Schüchtern fährt ihre Hand in die Falten des Goldreifrocks und ſucht nach der Taſche und in dieſer nach der Doſe. Sie findet ſie und will eben die Priſe zur Naſe führen, einen kleinen, flüchtigen, ſchalkhaften Blick nach oben zu ihrem Gemahl ſendend, als eben die prieſterlichen Einſetzungsworte ertönen. Ein drohender Blick des Königs, ein zürnendes Räuſpern macht, daß ſie die Doſe langſam wieder in die Taſche ſchiebt, und daß die Priſe unterbleibt. Wie kann man aber auch in dieſem Moment Taback ſchnupfen wollen! Unerhört! Freilich — Sophie Charlotte erlaubte ſich dies.

Frömmelnde Richtungen und fade Modeliteratur.

Gerade als der Carneval recht im Gange war, erſchien eine kleine Broſchüre, die einen Bannſtrahl gegen alle weltlichen Freuden ſchleuderte, und beſonders gegen Tanz, Diners und Karten eiferte. Wenn man weiß, wie gering dieſe „weltlichen Freuden" waren, wie wenig Freude und Luſt bei ihnen herrſchte, ſo fällt Einem unwillkürlich Voltaire's Witzwort ein „tant de bruit pour une omelette!" Ja, wenn wir in den Zeiten der römiſchen Imperatoren lebten, oder in den Zeiten der Regentſchaft, oder auch nur ſechszig Jahre früher in Preußen, ſo wäre dieſe „Wüſtenſtimme des Asceten" erklärbar; aber jetzt! — du lieber Himmel, für dieſen kleinen Spaß — eine ewige Verdammniß! Das will nicht recht im Verhältniß ſtehen. Hätte der Bußprediger die Sache bei einem andern Zipfel

gefaßt und gegen die egoiſtiſche Verharrung, gegen die Heuchelei und gegen die Polizei-Moralität unſerer Zeit geeifert, dann hätte er den Nagel auf den Kopf getroffen, auf dieſe Weiſe jedoch fahren ſeine Blitze auf die Häupter der Unſchuldigen. Denn Die, die heutzutage den Muth haben froh und jung zu ſein, Die gerade verdienen eine Aufmunterung und Belohnung, keine Verdammung. Die eigentlichen Sünder unſerer Zeit tanzen nicht. Wenn man ſie aufſuchen will, muß man nicht in die Tanzſäle gehen. Frohe Menſchen, die ſich des Lebens freuen, haben Gott nie beleidigt und werden ihn nie beleidigen, ſolange die Welt ſteht. Könnten wir nur wieder ſo recht von Herzen froh werden, es wäre damit der Stein abgewälzt, der auf unſer Aller Bruſt ruht. Aber wir werden nicht wieder froh — das jetzt lebende Geſchlecht wenigſtens nicht. Was wir heutzutage froh ſein nennen, iſt himmelweit verſchieden von dem wahren Frohſinn. Heute nennen wir froh ſein, wenn Einem Papiere Geld einbringen und ein Börſenſpiel gelungen iſt; man nennt froh

sein, wenn ein glücklicher Umschlag der Gesinnung einen Orden einbringt, man nennt froh sein, wenn man Schaden und Unlust in gehörigem Maße dem verhaßten Nachbar hat zufügen können und überall ist man froh, wo man sich und seine eigenen Interessen gehörig hat wahren können. Das ist der eigentliche Frohsinn nicht, und wenn die fromme Broschüre gegen diesen falschen Frohsinn zu Felde gezogen wäre, so könnte man ihr nur Recht geben. Statt dessen will sie die Leute wieder froh machen, indem sie sie „in dem Herrn vergnügt" macht, das heißt mit andern Worten, sie ins Conventikelstübchen zwingt.

Die Heilworte der Broschüre*) fangen mit den Bekenntnissen des heiligen Augustin an, der zu seiner Zeit, als er noch in Karthago studirte, ein arger Weltfreund gewesen sein soll und daher aus Erfahrung weiß, wie es mit den Verführungen Babylons bestellt ist. Befragt, ob

*) In der Welt aber nicht mit der Welt, vom Grafen Arnim-Blumberg. Berlin, in Commission bei Wilhelm Schultze.

ein Chriſt tanzen dürfe, antwortete der Kirchenvater: „Werde erſt ein rechter Chriſt, ſo wirſt du mich nicht mehr fragen!“ das heißt, ſo wirſt du nicht mehr tanzen. So will es auch der Graf Arnim verſtanden wiſſen. Ein wahrer Chriſt tanzt nicht, ſpielt nicht in der Karte, macht keine Diners mit, überhaupt vermeidet alle Geſellſchaften, von denen er vermuthen kann, daß daſelbſt Perſonen zuſammenkommen, deren Geſpräch nicht von dem „Geiſt des Herrn getragen“ wird. Dieſes grauſame Verbot erſchien gerade als man tanzte, als man dinirte und als man ſpielte. Der fromme Bußprediger hatte ſeine Zeit gut gewählt. Eine namhafte Zeitung unterſtützte ihn und es fanden kleine ärgerliche Zwiſtigkeiten ſtatt, weil die Frommen fanden, daß irgendwo nicht allein getanzt worden war, ſondern auch, ihrer Meinung nach, zu ungehöriger Zeit und Stunde. Dieſer ganze Kampf wurde auf dem Terrain der ſogenannten „großen Welt“ durchgeführt, und nur die Geſellſchaft, das heißt die Hof- und vornehmen Kreiſe betheiligten ſich daran. Man hat nicht

gehört, daß das anderweitige tanzende Berlin, insoweit es noch existirt, von der Broschüre und ihren Bannstrahlen Notiz genommen hat. Es sind auch überall jetzt die vornehmen Stände, die ins Gebet genommen werden, und die demzufolge sich auch ganz besonders auf die Heuchelei verlegen. Wir wollen später, wo wir von der Literatur sprechen, diese Behauptung noch besonders bekräftigen. Fürs Erste soll uns die Broschüre noch beschäftigen.

Wenn man sich vorstellt, wie die Gesellschaft beschaffen sein soll, wenn sie dem Ideal dieser „Frommen" nachkommen soll, so kann Einem ganz trostlos zu Muthe werden. Alles dunkel, eng, klein — nirgends ein freier Luftzug. Laßt nur sehen, wie der Graf die Gesellschaft und die geselligen Zusammenkünfte will eingerichtet wissen. Wenn also nicht getanzt werden soll, weil es sündlich ist, weil's also keine Diners geben soll, weil man dabei zur Hölle fährt, weil Kartenspiel nach Römer 14, 13 einen Anstoß oder Aergerniß dem Nächsten gibt, was soll man also thun, wenn man zusammen kommt? Der

Graf antwortet: Weil Matthäi 12, 36 geschrieben steht, daß die Menschen Rechenschaft geben müssen am jüngsten Tage von jeglichem unnützen Worte, das sie geredet haben, so geht daraus hervor, daß, wenn man bei geselligen Zusammenkünften zum Unterhaltungsmittel der Conversation greift, man es nothwendig so einzurichten habe, daß nur lauter nützliche Worte gesprochen werden. Können das nützliche Worte sein, die man verschwendet, um vom Theater zu sprechen, von den Kunstreitern, von der Toilette? O nein, nein! Von diesen Dingen wird nicht gesprochen, schon deshalb nicht, weil es geschehen könnte, daß man scherzhafte und fröhliche Bemerkungen machte, der Wiedergeborene kann aber nie von Herzen lustig sein, und vor allen Dingen nie scherzen, denn er empfindet immer mit Schmerzen, daß alle Menschen von Natur der Verdammniß verfallene Sünder sind*). Dennoch wollen wir, ruft der Graf, kein kopfhängerisches Christenthum, auch der Christ kann,

*) A. a. O. Seite 11.

wenn ihm anders der Herr die Gabe verliehen hat (!) in der Unterhaltung einen „durch die innere Beziehung zum Herrn geheiligten Witz und Humor walten lassen" Kolosser 4, 6: Eure Rede sei allezeit lieblich und mit Salz gewürzt! In großen, gemischten Versammlungen ist jedoch diese Regel nicht durchführbar. Sprechen Einige in der Gesellschaft „lieblich und mit Salz" gewürzt, so riskiren sie von Denen, die diesen Jargon nicht verstehen, verhöhnt zu werden; also es bleibt dabei, daß die Erweckten, so viel als irgend thunlich, unter sich bleiben. Wenn nun unter den Erweckten der Fall eintreten sollte, daß hartnäckiger Miswachs an Geist und Humor sich einstellt, sodaß die Gläubigen „Stunden und Tage der Dürre" erfahren, so kann erlaubt werden, daß man „Notabilitäten aller Art" herbeizieht, doch müssen es zugleich „erweckte, wiedergeborene Christen" sein. Hat man glücklicherweise Solche bei der Hand, so werden den Gläubigen die Tage und Stunden ihrer Dürre angenehm verkürzt. Fehlt es — wie es sehr zu besorgen steht — an diesen gehörig qualificirten

Notabilitäten, so kann die Zusammenkunft auch Lectüre zur Hand nehmen, auch sogar heitere und humoristische Schriftsteller, aber es muß wieder christlicher Humor sein. Als ein solcher Autor wird Claudius genannt. Wenn man mit der Lectüre fertig ist, so geht man zur Musik über, und treibt diese auch auf die oben vorgeschriebene Weise. Bei dieser Gelegenheit entschlüpft unserm frommen Autor ein Widerspruch: er spricht von der Freude, die der Wiedergeborene an der „herrlichen Natur" hat. Bekanntermeise ist, um in diesem Sinne zu sprechen, die ganze Natur zugleich mit dem Menschen eine verderbte und gefallene, von Grund aus böse; es kann also füglich der Wiedergeborene an ihr keine Freude haben, vor allen Dingen sie keine herrliche nennen. Die Gesellschaften des Grafen Arnim bestehen demnach aus kleinen Zusammenkünften, in denen die Theilnehmer, wenns Glück gut ist, christlichen Humor haben, aus Claudius' Werken sich einander vorlesen und geistliche Musiken zum Piano absingen. Wir zweifeln durchaus nicht, wenn die Sache so fort

geht, drei Viertheile der Gesellschaft wirklich nach Verlauf von ein paar Jahren sich so untereinander „belustigen" zu sehen.

Die Broschüre hat nebenbei Das an sich, was alle diese Bestrebungen so gehässig macht, nämlich den geistigen Hohn, die himmlische Ueberlegenheit, die von ihrer demuthvollen Höhe alles sterbliche Gewürm so tief unter sich sieht. Dieser Hohn und dieser demuthvolle Hochmuth ist in das Gewand des innigsten Schmerzes und des edelsten Mitgefühls gekleidet; so finden wir denn auch hier Stellen, die da lauten: „Wir können, so betrübend es ist, uns nicht verhehlen, daß Viele, ja die Mehrzahl, werden verloren gehen!" „Mit Schmerz und Angst sehen wir viele theure Seelen, ja viele der edelsten Naturen auf dem breiten Wege wandeln!" „Möchte es berücksichtigt werden, daß man, menschlich betrachtet, die edelsten Gesinnungen haben, die größten und aufopferndsten Thaten vollbringen, und doch ewig verloren gehen kann!"

Wie furchtbar eilig diese, unsere Frommen,

mit dem gräßlich schneidenden Worte „ewig verloren!“ bei der Hand sind. Haben sie da auch bedacht, was sie sagen? Welche Welt von Entsetzen sie heraufbeschwören? Aber nein — wir wollen zu ihrer eigenen Ehre annehmen, daß sie dies nicht bedacht haben; daß sie vielmehr hiermit eines jener unnützen Worte sprechen, die sie selbst so streng verpönt haben.

Da keine weltliche Freude zu unterdrücken war, so wurde auch keine unterdrückt, die weltliche Selbstsucht, die weltliche Genußgier, der weltliche Neid und die mehr als weltliche Gleichgültigkeit, die fast brutale Impertinenz gegen alle Interessen echter Humanität, diese konnten nicht unterdrückt werden und werden auch nie durch solche Waffen unterdrückt. Da die fromme Broschüre es nur mit den Ballsälen, den Kartentischen und den Genüssen der Tafel, nebenbei auch mit dem üblichen Modegeschwätz zu thun hatte, so schlossen sich sofort an sie andere Bestrebungen, die tiefer gingen. Es folgte auf dem Felde der Politik eine in weite Kreise sich

verbreitende Vorlesung über die Frage: Was Revolution sei, wo die Antwort lautete, daß sie ein Auflehnen gegen Gottes Gebot sei und mithin ein nie streng genug zu büßendes Verbrechen: was jedoch in diesem Falle Gottes Gebot sei, wurde mit ebenso selbstgenügsamer Allwissenheit, mit dem Dünkel der allein Begnadigten ausgesprochen, wie es in der Broschüre geschehen. Ein dritter Bußprediger erhob sich in den Kammern in der Person eines Kunstbeförderers, der aus der Residenz die Baudenkmale und Kunstgegenstände, die den heidnischen Stempel antiker Schönheit an sich trugen, verbannt wissen wollte, an ihrer Stelle christliche Baukunst, christliche Denkmale und Statuen wollte zur Schau gestellt sehen. Ein Vierter machte sich über die Wissenschaft her und bewies ihr, daß sie, aus dem Standpunkte der Frommen eigentlich gar nicht existire, daß das Wissen und Forschen auf Irrwege ablenke, und daß das Beste, was bei diesem Treiben erreicht werde, noch sei, eine müßige Spielerei zu schaffen. Die Wissenschaft erklärt, und der Glaube *will* nichts erklärt hören.

Etwas Weiteres über dieſes Thema zu ſagen, wäre hier nicht am Ort.

Die Reaction, die es immer wieder der Feder merken läßt, daß ſie ihr nichts bedeute im Vergleich mit dem Bayonnet, hat auch den Büchertiſch geregelt, oder gleichſam aus ihm eine tabula rasa gemacht. Es iſt ſo weit gekommen, daß faſt jede literariſche Production, wenn ſie ſich nicht mit den trockenſten Fachwiſſenſchaften beſchäftigt, misliebig geworden iſt. Der echte Dichter legt ſeine Feder nieder in einer Zeit, wo links ein Soldat, rechts ein Pfaffe ihm über die Schulter ſieht. Der Himmel hat es ſo gütig gefügt, daß gerade, wo dieſer böſe Wind weht, kein echter Dichter dichtet. Was wir an Talenten haben, ſind Talente dritten und vierten Ranges, und wenn Die ſchweigen — es iſt immer ein großer, nicht zu erſetzender Verluſt —, ſo iſt es doch nicht ein bethlehemitiſcher Kindermord des Genies. Wenn wir unſere jetzige ſchöne Literatur betrachten, nämlich die, die von der Reaction die Erlaubniß hat zu exiſtiren, ſo fällt unſer Blick auf

lauter Productionen, die eine schwächliche, süßliche, pietistisch-absolutistische Farbe an sich tragen. Die sogenannte Modeliteratur ist ganz in diese Farbe getaucht. Es schreiben nur Frauen, und die wenigen Männer, die sich auf dem Titelblatt als Männer kund geben, gehören nicht minder dem schwachen Geschlechte an. Dies ist nicht in Deutschland allein so, es ist über die ganze civilisirte Welt verbreitet. Dieselbe Prüderie, dieselbe bezahlte Gesinnungslosigkeit, dieselbe knechtische Furcht vor der rothen Mütze auf der einen, und dem allmächtigen Bayonnet auf der andern Seite. So kann der Zustand nicht lange bleiben; entweder es kommt, wenn der Absolutismus erst völlig im Hause Herr geworden, eine lascive Literatur, wie zu den Zeiten der römischen Weltherrschaft oder der Regentschaft in Frankreich, oder — der glücklichste Fall! — nach langen, den Stoff der entarteten Menschheit reinigenden Kriegen, blüht wieder eine urkräftige, waldfrische, in gesunder Sinnlichkeit sich entfaltende Literatur! Gott gebe es!

Die kleine, verzwickte, pietistische Salonlite-

ratur ist von der Art, daß der Beobachter gern wie von einer Krankheitserscheinung sich hinwegwenden möchte, wenn er nicht die Pflicht fühlte, wichtige Dinge nicht so zu nehmen, daß man könnte auf den Glauben kommen, sie seien unwichtig. In unserm Stuben- und Straßenleben ist es von großer Wichtigkeit, mit welchen Dingen unsere Frauen und unsere junge Männerwelt aller Stände ein Drittel ihrer freien Stunden zubringt, und dies ist mit Unterhaltungsliteratur. Ist diese nun so sittlich erschlaffend, so leer an Ideen und Anschauungen, so läppisch in der Form und so gesinnungsdürftig wie die heutige, so kann es kein geringer Nachtheil genannt werden, den die Bücher dieser Art uns bringen. Es ist doch wahrlich ein himmelweiter Unterschied, ob unsere Jugend einen Cervantes liest, oder eine „Amaranth"! Eine „Hermann und Dorothea", oder ein „Was sich der Wald erzählt!" Wenn man diese weichliche, pietistische und prüde Literatur in die Hand nimmt, so wird man allerdings kein Wort entdecken, kein Bild finden, wodurch die Sittlichkeit

junger Naturen beleidigt wird, allein wir finden auch kein Wort, kein Bild, durch welches große Gedanken, schöne Anschauungen, ernste und kühne Vorsätze in die jugendlichen Seelen geprägt werden. Und dies ist natürlich. Wo man den Dichter zwingt, die Welt mangelhaft und nicht in ihren großen Gegensätzen zu schildern, da nimmt man ihm auch die Kraft, die wahre Sittlichkeit zur Anschauung zu bringen, und die besteht darin, daß Sinne und Geist sich die Wage halten, daß Laster und Tugend von der Höhe echt menschlicher Anschauung gesehen, sich ausgleichen. Es würde zu weit führen, die Grundsätze zu entwickeln, nach denen die wahre Schönheit, mithin Sittlichkeit, eines Kunstwerkes zu beurtheilen ist, es genügt zu sagen, daß nach diesen Grundsätzen im langen Laufe der Jahrhunderte alles Das geschaffen worden ist, was die Bewunderung der Menschen erregt hat und erregen wird, solange die Welt steht. Der heutigen Modeliteratur macht man immer wieder den Lobspruch, daß sie sittlich sei — sie ist aber im höchsten Grade unsittlich; denn sie predigt eine unmögliche

Moral; sie verweist den Menschen zu einer ewigen Unmündigkeit. Wenn man sieht, durch welche Mittel sich wahrhaft sittliche Naturen entwickeln, an welchen Werken sie sich kräftigen, wie sie streben sich früh mit der Natur und der Kraft des Lebens bekannt zu machen, wie sie nicht zurückbeben, das Laster kennen zu lernen, um dann der Tugend und der Religion mit jener kräftigen, selbständigen Liebe anzuhängen, die allein der Sittlichkeit Adel und Werth verleiht, dann wird man leicht einsehen, wie durch jene Bücher nur Heuchelei, im bessern Falle schwächliches Hindämmern, mithin Unsittliches bewirkt wird. Die so arg gescholtene Literatur der Räuberromane ist immer noch besser als diese modernen Ephemeren, diese Kundgebungen der Bonnen, und der weltlichen und geistlichen Staats-Censoren.

Der Himmel weiß, wann wir wieder einen lesbaren Roman, ein echtes, wirkliches Gedicht in die Hände bekommen werden! Es möchte noch einige Zeit anstehen. Mittlerweile würde ich der Jugend oder den Frauen die alten herrlichen Werke, an denen ganze Generationen sich gefreut

und erkräftigt, in die Hand geben. Statt des kränkelnden, ebenfalls schwächlich und frömmelnden Dickens den alten trefflichen Smollet, Sterne und Goldsmith, in Frankreich statt der fade gewordenen und modisch schwatzenden George Sand und dem wahrhaft unsittlichen Eugen Sue der ehrlichen, wenn auch frommen Fénélon, den köstlichen Gil Blas, den nie alternden Meister Lafontaine, in Deutschland bliebe noch so Vieles von unserem herrlichen Dioskurenpaar, von Goethe und Schiller, wieder und immer wieder zu lesen, den ganz vergessenen Jean Paul nicht zu vergessen, und tausendmal lieber würde ich ein junges Mädchen, einen jungen Mann bei der Lectüre der „Insel Felsenburg" ertappen, als bei dem „Was sich der Wald erzählt" oder „Was ich meinem Vöglein abgelauscht". Nun noch nicht zu gedenken der Cervantes, der Dante, der Iliaden und Odysseen und hundert anderer herrlichen, großen Dichterschöpfungen, die genügend sind, eine noch viel länger sich hinstreckende Productionssteppe zu decken, als die ist, in deren Sand wir uns gegenwärtig befinden.

Die nicht begünstigte Literatur. Die Zeitungen.

Wenn wir die süßliche, frömmelnde und fade Literatur ausnehmen, die begünstigt und auf alle Weise gefördert wird, so bleibt die Literatur übrig, die nicht begünstigt wird; zu dieser gehören der kleine Rest derjenigen Schriftsteller, die noch nach der alten handfesten, körnigen, und in ihrem Stoffe und Gewande nach Inhalt ringenden Literatur schreiben. Von dieser Sorte hat Preußen nur noch einen Schriftsteller von Bedeutung aufzuweisen und dies ist Wilibald Alexis. Es ist die alte Walter Scott'sche Schule, die nach Deutschland verpflanzt, in ihm fortlebt. Wir wollen weiter unten noch einige Worte über ihn sagen. Die zweite Gattung nicht begünstigter Literatur ist die gut gemeinte politische Literatur; denn auch die gut gemeinte will man jetzt nicht haben; man will gar keine politische Modeliteratur haben.

Am liebsten sähe man es, wenn die schongeistigen schriftstellernden Federn den Staat ganz in Ruhe ließen und Geßner'sche Idyllen schrieben. Da aber dies doch, trotz aller Anstrengungen vom Theater und vom Büchermarkt jedes Atom Politik zu verscheuchen, heutzutage nicht möglich ist, so hat die Reaction und der Mode-Salon ein Interdict auf jedes politisirende poetische Product gelegt. Es gibt aber immer Schriftsteller, die sich um dieses Interdict nicht kümmern, diese sind dann nicht begünstigt, und mögen schreiben so gut und so viel sie wollen, man nimmt die Miene an, als hätte man nie ihren Namen nennen gehört. Ein Volk mit politischer Meinungsberechtigung würde diese Berechtigung auch auf seine Literatur ausdehnen, und da könnte der Fall unmöglich vorkommen, daß die kleine Minderheit der reactionären guten Gesellschaft Namen und Renommées, wie die eines Schriftstellers, so niederzuhalten wagen dürfte, als es namentlich mit dem verdienstvollen Wilibald Alexis geschieht, der seinem preußischen Vaterlande zunächst eine nicht kleine Anzahl

wahrhaft gediegener und trefflicher Werke gegeben hat. Es ist nur eins zu tadeln bei diesem Autor, daß er von einer nie endenden Ruhelosigkeit ist, die ein poetisches Werk bei ihm nicht zu einem befriedigenden Abschluß kommen läßt. Er sieht nie das Ganze und Große der Schönheit und Wahrheit, sondern nur ein Stück derselben. An Sittenschilderungen ist er unendlich reich, und die altmärkischen Novellen, die er von Zeit zu Zeit publicirt, sind Gemälde von einer so naturgetreuen und ungekünstelten Färbung, von einem so markigen und oft sogar kühnen Umriß, daß sie die volle Zustimmung der Kenner verdienen und auch erhalten haben. Bei Schilderung moderner Zustände fehlt ihm die Grazie und Leichtigkeit, auch hat er nicht Gelegenheit gehabt, den Parketboden selbst zu betreten, den er zum Schauplatz der Bewegungen seiner Figuren macht. Dies ist aber nöthig, besonders wenn man Berlin schildern will, wo es fast nur aus dem Hofe und dessen Umgebung bestand, das heißt in der letzten Hälfte des alten und am Beginn dieses Jahrhunderts. In der Regel glaubt ein

deutſcher Schriftſteller — die engliſchen und franzöſiſchen ſind hierin ſchon gewitzigter — es ſei ſo leicht, von der Studirſtube oder dem Rauchzimmer des Caſinos ihres Provinzialſtädtchens aus, den Hof und die ſogenannte erſte Geſellſchaft zu ſchildern. Dies iſt nicht der Fall. Obgleich der Hof und die Ariſtokratie unendlich viel von ihrem Glanze und ihren Eigenthümlichkeiten verloren haben, ſo bleiben ſie doch immer noch Gegenſtände der Beobachtung, die genau ſtudirt ſein wollen, nicht mehr und nicht minder als ein Sittenmaler die Einwohnerſchaft eines Dorfes, die ländlichen Geräthſchaften, die Wände, die ganze Umgebung einer Hütte ſtudiren muß, wenn er dieſe Perſonen und Gegenſtände uns vorzuführen beabſichtigt. Es haben ſich immer die intereſſanteſten Widerſprüche geltend gemacht, gerade beim Leben des Hofes und der höhern Stände. Früher, als ſie — was ſie jetzt wieder ſein wollen — die Alleinherrſchenden waren, und eine Geſchichte Europas nur eine Hofgeſchichte war, konnte kein deutſcher Roman exiſtiren, der dieſes Terrain ſchilderte,

ohne es zu kennen. Hat ein Autor den Hof gesehen, und diese sogenannte erste Gesellschaft beobachtet, so wird man — er mag nun den modernen Hof eines Fürsten unserer Tage oder den Hof Ludwig's XIV. schildern — gleich auf der ersten Seite seiner Schilderungen den Stempel der Wahrheit finden, den die eigene Anschauung seinen Blättern aufdrückt. Und welch ein Feld für die Feder des Romantikers sind gerade die kleinen deutschen Höfe und die Aristokratie, die weltliche wie die geistliche, gegen Mitte und Ende des achtzehnten Jahrhunderts! Wie barock phantastisch treten daselbst die Formen hervor und es ist nicht zu leugnen, daß nach hundert Jahren eine Schilderung jener Zeiten wie ein wunderliches chinesisches Bild sich wird anschauen lassen, ohne Perspective gemalt, aus tausend bunten Tüpfelchen zusammengesetzt, und mit unmöglichen Verrenkungen und Verschränkungen. Um aber dergleichen zu schildern, muß man die Höfe unserer Tage sehen, denn sie sind die Erben jener alten Höfe, und Hof bleibt Hof, er mag sich noch so sehr

gemodelt haben nach gebieterischen, nicht zu umgehenden zeitgemäßen Foderungen.

Es ist schon anderwärts darauf hingewiesen worden, wie sehr es nöthig ist, daß dem jungen unadeligen Autor die Kreise der höhern Gesellschaft, und womöglich auch die des Hofes geöffnet werden mögen; wie dieses, wenn es geschähe, unendlich nicht allein für die politische Bildung beider Theile, sondern auch für die einheimische Literatur dienlich wäre. Mit dieser letztern haben wir es nur hier zu thun. Der Hof und die erste Gesellschaft haben factisch aufgehört ein von einer chinesischen Mauer umschlossenes Terrain zu sein; also warum dort die Barriere aufhalten, wo sie am wenigsten Nutzen den Verschanzten bringt, von wo im Gegentheil ein nicht zu verachtender Bundesgenosse Eintritt erhalten kann. Wenn die erste Gesellschaft es durchzusetzen versteht, daß sie die Talente für sich gewinnt, so ist viel gewonnen, aber auch schon nicht Geringes ist erreicht, wenn sie dahin gelangt, sie sich nicht geradezu zu Feinden zu machen. Die Reaction arbeitet jetzt darauf hin,

alle wahren und echten Talente weit von sich zu verscheuchen, ja sie zu ihren entschiedenen Feinden zu machen. Wo das Kleine und Schwache allein nur annehmenswerth erscheint, bleibt das Große und Starke natürlich zurück. Was wird die Folge sein? daß sich eine zweite „Erste Gesellschaft" begründet, die die alte „Erste" verdunkelt und der Vergessenheit anheimgibt. Es ist wahr, wenn der Hof und die erste Gesellschaft sich bemüht um ein Talent, das in den nächstfolgenden Gesellschaftsschichten groß geworden, so trifft es — in Deutschland — auf einen ebenso empfindlichen bürgerlichen Dünkel, als es der adelige nur sein kann; dies muß man zur Entschuldigung der ersten Gesellschaft und des Hofadels sagen, wenn er in höchst seltenen Fällen wirklich darauf ausgeht „sich populär zu machen" und „Talente zu fischen". Ich will nicht an den Hof und zu diesem Adel! sagt das burgerliche Talent. Wir wollen nur unter der Miene der Protection einen Künstler, einen Schriftsteller, einen Gelehrten an unserm Theetisch, an unserer Mittagstafel sehen! sagt der

Adel. So kommt keine Annäherung zu Stande. Während, wenn der Künstler bedenken wollte, daß vielen seiner Schilderungen und Geschöpfen die Wahrheit fehlt, wenn er gerade diesen Theil seiner Gemälde unstudirt läßt, während, wenn er bedenken wollte, daß Leichtigkeit in den gesellschaftlichen Formen, theilweise Grazie und Feinheit doch immer noch in jenen Kreisen zu finden und zu erlernen sind, er sich willig zu einem Zugeständniß des Bedürfnisses und Entgegenkommen verstehen könnte und würde, andererseits die erste Gesellschaft unleugbar durch ein Zugeständniß des Bedürfnisses und ein Entgegenkommen ihrerseits großen Gewinn an Bildungsstoffen davontragen würde.

Diese Zumuthungen gehören freilich bei dem jetzigen Zustand der Dinge zu den frommen Wünschen; denn gerade heutzutage ist man bemüht, auf beiden Seiten jede alte Schranke neu aufzurichten, und tausend Hände arbeiten daran, die schadhaft gewordene chinesische Mauer um den Hof und die exclusiven Stände neu aufzurichten, womöglich um das Doppelte zu erhöhen.

Es sei uns vergönnt noch ein paar schriftstellernde Federn zu nennen, die bei der Ungunst der jetzigen Verhältnisse doch nicht ihre Thätigkeit eingestellt haben. Man muß dies anerkennen. Denn wer heutzutage schreibt und nicht erkauft ist, muß nothwendig eine Mission fühlen, und eine solche, mag sie noch so gering sein, ist immer ein anerkennenswerthes Motiv der Schriftstellerei. Ein ungemein frisches Talent ist das der Fanny Lewald, und wenn sie gleich jetzt zu den nicht beachteten schreibenden Producenten gehört, so muß sie dies nicht anfechten; auch sie schreibt aus einer innern Nothwendigkeit heraus, und deshalb ist keins ihrer Worte verloren. Wer die Wahrheit sucht, sie mit der ganzen Inbrunst der Seele sucht, kann tausend Gebrechen an sich haben, das eine Gebrechen hat er sicherlich nicht, daß er den Modethoren gefällt, denn diese sind ewig abgesagte Feinde jedes Strebens nach Wahrheit und Selbständigkeit. Dieses Streben nach Wahrheit, dieses Bedürfniß, Alles abzuweisen, was auf Knechtschaft der Seele, auf Lüge deutet, sei es Selbst-

belügung, sei es Lüge im Dienste der Welt, ist das charakteristische und wahrlich nicht unehrenwerthe Merkmal der Feder dieser Schriftstellerin. Im Felde des Romans ist sie nicht glücklich. Ihr skeptischer und die Dinge scharf ansehender Geist läßt das brütend warme Phantasie-Dilemma nicht aufkommen, in dessen feuchter Hitze die Keime jener Leidenschaften sich entwickeln, die von dem Verstande nie begriffen, von dem Urtheil nie zergliedert werden können. Je weiter sich die Logik des Urtheils von der Leidenschaft abwendet, desto intensiver und glühender wird sie, bis zuletzt Alles an ihr sich in Mystik und Wunder auflöst. Mit dem Verstande allein schreibt man nie einen guten Roman; er muß Stellen enthalten, denen man anmerkt, daß die Feder der sterblichen Hand entgleitet und, von einem Dämon erfaßt, weiter fliegt. Die Romane der Lewald sind daher Abhandlungen, die irgend ein Thema, ein sociales und politisches, durchführen, und in welchem die Personen am Wagen nebenbeilaufen, der das Gepäck des Autors trägt.

Da wir oben von dem Streben nach Wahrheit gesprochen haben, so führt uns dies auf eine interessante Parallele, die wir zwischen zwei Frauen ziehen können, die beide mit einer ungewöhnlichen Begabung ihre Laufbahn angetreten haben. Es ist anziehend und für den Beobachter der menschlichen Natur belehrend, zu sehen, wohin die Wege geführt haben, die diese beiden Suchenden nach Wahrheit eingeschlagen. Fürs Erste bemerken wir, daß diese Wege nach völlig entgegengesetzter Richtung auseinandergegangen sind. Die Eine hat dieses Streben nach Wahrheit dem Skepticismus und einem Abweisen aller und jeder religiösen Doctrin in die Arme geführt, die Andere ist in ein Kloster gegangen. Beide glauben das Rechte gefunden zu haben, die Eine in der völligen Freiheit von jeder Fessel des Dogma, es mag heißen wie es will, die Andere indem sie sich ohne Rückhalt dem strengsten Dogma unterwirft. Beide haben in der Welt gelebt, eine geraume Zeit; beide haben, bevor sie zu dieser Umwandlung gelangten, Lust und Ehre der Weltkinder gesucht

und die kirchlichen Satzungen mit der großen Menge willig aufgenommen. Plötzlich wird beiden das bisherige Leben verhaßt; beide fühlen sich gedrängt, der Welt offene Geständnisse abzulegen, wie es mit ihrem Geiste, der eine Feuertaufe erhalten, beschaffen sei, beide zeigen sich entschlossen, für ihr ganzes Leben mit den herrschenden Meinungen, in denen sie auferzogen, zu brechen. Es liegt darin eine Kühnheit, die sich bei Frauen selten finden mag, die aber sicherlich auch ein Product unserer heutigen Gesellschaftszustände ist, die etwas Desolates in ihrem Keim haben müssen, das zu solchen verzweifelnden Schritten treibt. Namentlich werden die Frauen gedrängt zu einer Art Oeffentlichkeit, die, wenn wir frühere Zustände betrachten, in der That höchst auffällig ist. So sehen wir denn auch diese beiden Frauen vor uns stehen, die eine eine Heidin, die andere eine Nonne. Es bleibt nun abzuwarten, welcher von beiden es gelungen ist, einen Sieg über ihr eigenes Ich davonzutragen, ein Sieg, der, wie Kenner der menschlichen Natur behaupten wollen, bei

Frauen doppelt und dreifach so schwer sein soll wie bei uns Männern. Dieses eigene imperialistische Ich, diese absolute Selbstvergötterung war bekanntlich bei der Gräfin Hahn von einem so penetranten Parfüm, daß es alle ihre — in Babylon geschriebenen Werke — fast ungenießbar machte. Jetzt versichert sie, dies Ich besiegt zu haben; wenn dies wirklich der Fall ist — und wer wagt es, hier Richter zu sein! — so verdient diese Frau, die so unendlich von der Selbstsucht gelitten hat, und die nun ihren Feind zu Boden geworfen — unsere ganze Bewunderung und unsere ganze — versteht sich — christliche Liebe. Das wäre denn allerdings ein Pröbchen von den zerstörenden und reinigenden Flammen, die in dem Busen eines heiligen Augustins gewüthet haben.

Da wir keine Literaturgeschichte schreiben, auch nicht einmal eine Specialgeschichte der berliner Literaten, so brechen wir hier ab, und wenden den Blick auf einige Zeitblätter, und zwar nur auf solche, die der allgemeinsten Besprechung vorliegen.

Ein Zeitblatt, wie es Preußen noch nie gehabt hat, ein Blatt, in welchem sich eine so compacte politische Meinung mit einer so scharfen Originalität der Auffassung und mit einer solchen felsenfesten Consequenz des Standpunktes ausgesprochen hat, ist die Neue Preußische Zeitung, gemeinhin von Feinden wie von Freunden die Kreuzzeitung genannt. Dieses Blatt ist ohne Frage die bedeutendste Frucht der Revolution. Die Kühnheit, mit der es auftrat, war bewunderungswürdig, die Raschheit, mit der es an Ort und Stelle ist, wo es einen Kampf gibt, ist nicht minder staunenswerth und alsdann ist ihre Zähigkeit und Ausdauer eine für ein Organ dieser Bedeutung unschätzbare Eigenschaft. Sie erschien auf dem Kampfplatz gleich nach Ablauf der ersten Wochen nach den denkwürdigen Ereignissen, und sie erschien sogleich mit einem offenen Visir, zu einer Zeit, wo, wenn sich Kräfte zeigten ähnlicher Tendenz, diese für gut fanden, maskirt und mit gehörigem Hinterhalt zur Deckung des Rückens zu erscheinen. Die neuerrungene Preßfreiheit nahm sie sogleich in Anspruch, um aller Welt,

und wenn es nöthig war, ihrer Partei selbst, die Wahrheit zu sagen. Wir sprechen hier, wohl zu beachten, von der äußern moralischen Ausrüstung des Blattes; von der Doctrin, die es vertritt, sprechen wir nicht. Diese ist eine Sache für sich. Man kann der Zeitung unsäglich feind sein, man kann nur mit Erbitterung ihre Angriffe lesen, und muß dennoch die Wahrheit obiger Sätze zugestehen. Diese Zeitung hat es zu Dem gebracht, was noch keine Zeitung in Deutschland erreicht hat, sie ist zu einer Individualität geworden. Sie mag nun im Kampf der spätern Zeit siegen oder untergehen, es wird immer ein Andenken an sie bleiben wie an einen großen Mann.

Ihr am meisten ähnlich an Kühnheit und Energie, wie an Zähigkeit und Ausdauer, ist ihre erbitterte Feindin auf dem Schlachtfelde der Parteien, die Urwählerzeitung. Ebenso wie bei der Kreuzzeitung werden auch bei diesem entschieden demokratischen Blatte die leitenden Artikel kurz, allgemein faßlich mit der Kernsprache entschiedener Meinung geschrieben; das größere

und umfassendere Talent der politischen Diatribe möchte jedoch auf das erstere Blatt fallen. Auch ist die Rüstkammer und das Zeughaus der Kreuzzeitung besser versehen und mit mannichfaltigern Waffen angefüllt. Zu diesen Waffen gehören auch die oft gescholtenen Klätschereien und Espionagen des Zuschauers, die allerdings in der Zeit der Noth von großer, unberechenbarer Wirkung waren, immer aber dem moralischen Ansehen des Blattes geschadet haben. Man wollte und mußte siegen und da fuhr man denn in die Massen hinein mit einem Sichelwagen, nicht mit dem Schwerte allein, das den Leuten auf die Köpfe schlug, sondern auch mit der krummen Sichel, die ihnen unversehens die Beine unten wegsäbelte.

Von diesen zwei Zeitungen abgesehen, ist das Andere, was übrig bleibt, kaum der Besprechung werth. Es sind halbfarbige, sogenannte vermittelnde Blätter, die, wenn gerade ihre oft wechselnde Redaction ein Talent birgt, gutgeschriebene politische Exercitien liefern, die aber, alle zusammen in einen Topf geworfen, als

Niederschlag keine feste politische Meinung, höchstens eine confuse Vermittelungspolitik geben, mit der Niemand etwas anzufangen weiß. Es ist vorauszusehen, daß wenn die Zustände sich noch weiter so entwickeln, wie sie jetzt im guten Gange sind, diese und die obigen zwei Hauptzeitungen gänzlich eingehen werden, und Berlin wieder seine zwei alten, zwei legitimen Zeitungsstempel auf dem fahlen Druckpapier der Vossischen und Spener'schen nur allein noch zu sehen bekommen wird. Und in der That, wozu Zeitungen, wenn alle Dinge auf diese oder jene Weise festgesetzt und geregelt sind und man die Staatsbude für jeden Zutritt schließt? Daß es dahin kommen wird, und zwar bald, ist kein Zweifel. Schon jetzt haben jene oben genannten zwei Hauptblätter in ihren diametral auseinandergehenden Richtungen nichts Anderes zu sagen als Wiederholungen bald mit dieser, bald mit jener kleinen Abänderung, bald mit diesem, bald mit jenem Zusatze. Ein Zeitungsblatt will aber wie jedes andere Blatt „im Winde wehen"; wenn es aber keinen Wind gibt? Ein unsicht-

bares aber allmächtiges Blatt wird geschrieben mit einer sehr spitzigen Stahlfeder; dieses Blatt ist der Feind aller Blätter, sie mögen Namen haben, welche sie wollen.

Die Constitutionelle Zeitung, die eingegangen ist, besaß in der Person des Herrn Kossak einen geistvollen und witzigen Feuilletonisten, der die Vorkommnisse des Tages, mitunter auch literarische Erscheinungen und Bühnennovitäten, mit jener scharfen negirenden Persifflage betrachtete, die der berliner Kritik eigen ist, und die gleich damit anfängt, ehe das Ei noch gelegt ist, vorauszusagen, daß dessen Schale nicht rein, sein Inhalt nicht untadelhaft ist. Diese so bissige und ewig spottende berliner Kritik würde, wenn sie in Wahrheit so bös gemeint wäre, der Production unendlich schaden; allein Jedermann weiß, daß dieser negirenden Kritik eine ebenso ausschweifende und inhaltleere Begeisterung zur Seite geht, und so wüthen beide Kräfte unausgesetzt gegeneinander, sind aber, nahe betrachtet, eigentlich Ein und Dasselbe, nämlich die Gabe, die Berlin besitzt, sich für Alles, was ihm nahe kommt,

auf einige Zeit hin unbeschreiblich zu interessiren. Wir kennen andere Städte, in denen bedeutende Erscheinungen ohne Tadel, aber auch ohne Enthusiasmus aufgenommen werden; wir ziehen unbedingt Berlin vor. Schon das althergebrachte echte berliner Sprüchwort „Bange machen gilt nicht" beweist, daß man zwar eine scharfe, salzige und bittere Kritik höchlich liebt, ihr aber keine große Macht einräumt, weil man schon weiß, daß sie „über die Schnur haut". Warme, volle, in ruhigem Schaffen unbeirrt sein wollende Naturen können daher dieses ewige Witzeln der Berliner nicht leiden und fühlen sich anfangs todtunglücklich. Daher der Ruf, Berlin vernichte jede Production; spürt man näher nach, so ist es nicht so schlimm, und nicht zu leugnen ist, daß dieses witzige Wetterleuchten die Atmosphäre rein erhält von manchen Dünsten und Düften, die sich anderswo breit auf Schaffen und Denken legen. Es geht aber allerdings oft viel zu weit.

Da wir eben diese Seite der berliner Intelligenz ins Auge fassen, so dürfen wir ein

Blatt nicht unerwähnt lassen, das sich recht eigentlich als Wappendevise dieses Witzeln und „Heruntermachen" gewählt hat; es ist dies der „Kladderadatsch". Er entstand in dem heißen Sommer 1848 und seine Windeln waren gefarbt mit dem Blute des Straßenkampfes. Von diesem seinem Ursprung hat er jetzt sehr wenig mehr an sich. Die später nothwendig erachteten Einschränkungen der Presse haben ihn nach und nach zu einem friedfertigen und unschuldigen Spaßmacher gemacht, der, wenn er sich ja noch auf das Feld der Politik wagt, fremde Zustände bewitzelt. Bei seinem Beginn und auch noch zwei Jahre lang war dieses Blatt eine wirkliche Macht; es wurde aber auch mit einer Energie geschrieben, und mit einem Aufwand von Witz und Kühnheit ausgestattet, der in Deutschland beispiellos war, und nur in England im „Punch" etwas Ebenbürtiges findet. Dazu kam, daß ein talentvoller Zeichner sich der politischen Caricatur mit ebenso großem Glücke bemächtigte, als es die Feder im Texte that. Einzelne Blätter, die man aufbewahrt,

und sich jetzt noch zeigt, sind wahre Meisterstücke fesselloser, unerschrockener und bis aufs Blut ätzender Satire. Der berliner Witz hatte sich hier zu einem Adel und einer Bedeutung aufgeschwungen, die ihn zu einer Macht stempelten. Es war natürlich, daß man diese Stimme zum Schweigen brachte; mit ihr vereint nach dem neuen System regieren, war unmöglich. Was das Blatt jetzt liefert, ist immer noch witzig genug, um auf dem Dessertttisch der Machthaber einen vorübergehenden angenehmen Kitzel zu erregen; seine eigentliche Mission hat aufgehört.

Nebenbei muß man anerkennen, welch einen außerordentlichen Aufschwung sie gemacht, ja welch eine völlig neue Schöpfung die politische Caricatur seit dem Jahre 1848 geworden — sowol was Zeichnung betrifft, als auch technische Ausführung. Wie rasch sind Material und Darstellung zugleich gefördert worden! Wenn man hiergegen die schwachen, stümperhaft ausgeführten Illustrationen vor dem genannten Jahre betrachtet, welch ein Unterschied! Freilich,

die unnachahmliche Frische und die geniale Conception des „Punch" ist nicht erreicht, allein den besten französischen Blättern dieses Genre kann sich der Kladderadatsch mit gutem Fug, was seine Illustrationen betrifft, an die Seite stellen. Es gilt dies Alles von dem Blatte, als es in seiner Kraft und Fülle war; doch auch so, wie es gegenwärtig ist, wüßten wir kein Blatt in Deutschland, das abgesehen von seiner politischen Bedeutsamkeit auch artistisch so frisch und trefflich ausgestattet wäre.

Ein kleines Wort über den Unfug der Illustrationen sei hier einzuschieben gestattet. Es ist wahrhaft ekelerregend, wie man's jetzt mit den Bildern treibt. Alles und Jedes wird gezeichnet, wüst, klerig, schäbig — den Zeigefinger und den Daumen mit der fetten Druckschwärze färbend, wenn man diese Blätter anrührt. Von Kunstwerth, auch dem allergeringsten, ist längst nicht mehr die Rede; es sind eben nur Klere. Was soll das? Wem zum Nutzen wird dergleichen heilloser Spektakel verübt? Man sehe die Illustrationen allein in den Kalendern! Eine

Unzahl kaum erkennbarer kleiner Bildchen, die bald dieſes Landſchäftchen, bald jene Stadtanſicht vorſtellen ſollen, bald ein elend componirtes Genrebildchen, bald eine völlig verunglückte Copie irgend eines Gemäldes. Alles in ungeheurer Menge, Alles entſetzlich billig. Aber wer hat Freude daran? Wenn man das Volk — wie es jetzt der banale Modeausdruck vorſchreibt — dabei im Auge hat, ſo fragt ſich, zu welchem Zwecke dieſem gerade in der undeutlichſten Manier die unpaſſendſten und überflüſſigſten Dinge beigebracht werden ſollen. Gebildet wird der Landmann nicht durch ein ſo wüſtes Durcheinander von Allerlei, künſtleriſch angeleitet noch weniger. Sehen wir jedoch von dieſen Kalendern ab, in welchen freilich der Unfug am weiteſten getrieben wird, ſo erblicken wir eine große Anzahl Flugblätter und Zeitſchriften, die ebenfalls ihre Leſer mit der ſchlechteſten Waare von Illuſtrationen überſchütten. Man ſage immerhin, dergleichen iſt nur für den Augenblick, allein die Woche, der Monat, das Jahr beſteht aus Augenblicken,

und jede Minute etwas Verfehltes, Schwaches, Albernes oder Dummes ſehen zu müſſen, Das kann einen geſunden Menſchen krank machen. Wir ſind ſehr für Illuſtrationen, aber für wenige und gute. Nicht jedem Stümper darf es erlaubt ſein, ſich des Steines oder der Holztafel zu bedienen, um darauf, im Intereſſe eines ſpeculirenden Verlegers, ein Zeugniß ſeines Geiſtes- und Geſchmacks-Bankrotts einzuſchaben und einzuſchneiden. Wie roh, wie ekelhaft comiſch und wie ſchlecht gezeichnet iſt Alles, was gewiſſe Blätter liefern — wir wollen hier nur die Düſſeldorfer Monatshefte (mit Ausnahme der zwei jeden Monat beigegebenen Steinzeichnungen) und die Münchener „Fliegenden Blätter" nennen. Wenn das Weſen der Caricatur in nichts Anderm beſtände, als daß man im Stile der „Plankenmänner", wie ſie von der genialen Hand der Schulbuben an jedem freiſtehenden Zaune geliefert werden, den Figuren ungeheure Mäuler, entſetzlich große oder faſt unſichtbar kleine Naſen macht, und ſo weiter in allen andern Außendingen, dann

allerdings haben jene Blätter das Höchste in ihren Aufgaben geleistet. Aber diese trostlosen Caricatur-Schöpfer, die selbst mehr als ihre Schöpfungen der Caricatur angehören, sollen nur einen Blick auf jedes noch so winzige Bildchen des Punch richten, um zu sehen, wie das Zerrbild, wenn es künstlerischen Werth haben soll, behandelt sein will. Nicht jede dumme und grobe Fratze ist eine Caricatur. Man sehe die französischen Caricaturen an, besonders da, wo sie Darstellungen aus dem gesellschaftlichen Leben geben, namentlich die Illustrationen von Bertal, der genialen kleinen Kunstwerke von Grandville nicht zu gedenken. Allein der Deutsche ist in der Regel plump, wenn er scherzen will, er ist sofort mit einem großen Feldsteine bei der Hand, wenn es gilt eine Fliege wegzuscheuchen. Die Ueberschwemmung mit Illustrationen der rohesten und leichtfertigsten Art hat auch noch den Nachtheil, daß der Kupferstich zurückgedrängt wird, daß die bessere und feinere Production auf Stein und Holz nicht zur Geltung kommt. Wo Unternehmungen der Art auftauchen, stößt sich

das einmal verwöhnte Publicum an den höhern Preis, und bedenkt nicht, daß eine gute Waare auch den ihr entsprechenden Preis in Anspruch zu nehmen hat. — Doch es ist begreiflicherweise hier nicht der Ort, noch mehr und Weiteres über diese Zeitunart zu sagen; es ist genug, auf sie hingewiesen zu haben.

Die öffentlichen Kunstanstalten. Die Ateliers. Die Theater.

Es hieße den Zweck dieser Blätter verkennen, wollte man erwarten, daß ein ausführlicher Nachweis gegeben werde über Das, was Berlin an Sammlungen, die Kunst betreffend, besitzt; ebenso wenig darf eine Aufzählung aller Ateliers erwartet werden; es wird von Allem nur Das gegeben, was sich der Kenntnißnahme aufdrängt, sei es nun durch den wahren Werth der Production, sei es weil es Modesache geworden. Gelehrte Blätter gibt es, die gelehrt über diese Dinge Auskunft geben, um, wie der Deutsche es so sehr liebt, „gründlich" sich zu instruiren; in diesen schlage man nach.

Berlin hat etwas unbeschreiblich Heiteres in seinen Straßen, Plätzen und öffentlichen Monumenten. Es ist — wie man sagen möchte — eine comfortable Stadt. Ueberall ist Platz —

nicht so übermäßig wie in Petersburg — sondern gehörig Platz für Haus und Mann. In Wien gibt es Straßen, die verlängerte Brunnen sind, dunkel, tief, ewig feucht, in Berlin sucht man solche vergebens. Die engsten Straßen gibt es in dem ältesten Theile der Stadt, im sogenannten Cöln. Auch macht das Einmischen der Gärten einen gar anmuthigen Eindruck. Ein grüner Baum inmitten von Häuserreihen ist wie eine Blumenvase auf einer wohlbesetzten Tafel. Welch ein hübsches Stückchen Garten bilden die vielgepriesenen „Linden"; es ist lächerlich, daß es Mode geworden, nicht unter den Bäumen, sondern nebenbei auf dem Trottoir zu gehen. Freilich gab es eine Zeit, wo selbst die „Linden" politisirten; wo solch ein Baum von oben bis unten mit Placaten bedeckt war, und die schlimmsten demokratischen An- und Zureden las sich das Publicum von diesen unschuldigen Colporteuren ab. Oben im Gipfel rauschte es und sangen Vögel, unten stritten sich in grimmer Aufregung die geschriebenen und gesprochenen Stimmen. Jetzt hat dies aufgehört, und die

alten gelben und rothen Affichen haben wieder ihren Platz eingenommen, die da Nachricht geben von unschuldigen Concerten, Pferderennen, Kunststückchen, Vorstadttheatern und sonstigem Trödel einer großen Stadt. Die Bäume sind wieder anständig und loyal geworden; aber es nützt ihnen nicht; sie haben sich einmal compromittirt, jetzt geht man ihnen aus dem Wege.

Das prächtige Brandenburger Thor hat sehr viel von seiner Schönheit eingebüßt, indem man erlaubt hat, daß sehr hohe Nebengebäude sich haben daranschließen dürfen; dadurch erscheint das Thor gedrückt, der ganze Platz aus seinem Verhältniß gekommen. Das Gebäude, das hinzugekommen, hätte ein ganzes Stockwerk niedriger sein müssen, um dem Thor nicht zu schaden. Die Victoria, der Ruhm Preußens, darf auch in dieser Beziehung nicht verkleinert werden. Von dem Thore bis zum königlichen Schlosse macht die Muse Rauch's die Fremdenführerin. Dieser Künstler hat nicht weniger als vier große Standbilder in dieser kurzen Wegstrecke aufgestellt, unter denen eine Reiterstatue

ſich befindet, und zwar die an Material und Arbeitskräften koſtbarſte, die in neueſter Zeit ausgeführt worden. Man hat ſo viel Rühmens von dieſem Rauch'ſchen Friedrich dem Zweiten gemacht, man hat ſo oft und ſo laut verkündet, daß nun endlich einmal ein wahres, echtes Nationaldenkmal dem Ruhme des großen Königs errichtet ſei, daß vor dieſem tauſendſtimmigen Ruf die tauſendundeine Stimme, die ſich erlaubte, eine, wenn auch nur ſchwache Oppoſition zu bilden, ſicherlich von Niemand gehört worden iſt, und dennoch wird dieſe Eine Stimme ſich ohne Zweifel durchzudrängen wiſſen, wenn dereinſt der „Berliner Lärm", ein Lärm, der lärmender iſt als jeder andere Lärm der Erde, wird verklungen ſein. Er verklingt ſehr bald. So ſchmetternd er iſt, ſo wenig lange dauert er. Rauch hat ſich über Anerkennung nicht zu beklagen, und dennoch befriedigen ſeine Arbeiten die höhern künſtleriſchen Anſprüche nur wenig. Es mag ſein, daß er immerdar nur zu ſehr für rein äußerliche Zwecke gearbeitet hat, dieſes ſchadet der poetiſchen Innerlichkeit eines Künſtlers un-

gemein. Es ist so, als wäre ein Dichter gezwungen, immer nur Gelegenheitsgedichte zu machen. Fast die ganze Anzahl der Rauch'schen Productionen sind Gelegenheitsgedichte in Marmor oder Erz. Gut, wenn es noch Gedichte sind; einige sind nichts als gut gelöste Aufgaben. Diese Statuen-Macherei ist jedoch nicht ein Kennzeichen dieses oder jenes einzelnen Künstlers, sie ist das vorstechende Merkmal unserer Zeit. Wenn wir nach München blicken, so finden wir sie auch dort. Der einzige Thorwaldsen machte eine Ausnahme, er schuf Gebilde, aus innen heraus, nicht von außen nach außen. Jeder Bildhauer muß etwas vom Pygmalion an sich haben, er muß sich in seine Geschöpfe verlieben können; unsere Bildhauer verlieben sich nur in das Geld, das ihnen diese oder jene Bestellung einbringt. Daher sollte man füglich die Plastik auf einige Zeit ruhen lassen, so wie man dies mit der Bühne thun sollte, weil Das, was jetzt geschaffen wird, ins Leben tritt, ohne daß Der, der es schafft, und Der, der es empfängt, irgend ein wahres wirkliches Interesse daran

hat. Die schönen Künste, als organische Erscheinungen, wollen ebenfalls günstigen Boden, günstiges Wetter haben; besonders die Plastik ist eine nur nach langen Zeitperioden blühende Aloe: factisch ist sie nur einmal, das ist in Griechenland, zur Blüte gekommen, es ist möglich, daß ihr in den nächsten tausend Jahren wieder eine Blüte bevorstebt, unsere Zeit ist aber sicherlich nicht eine solche; darüber möchten wol alle unsere Winckelmanne einig sein. Portraitköpfe — die kann unsere Zeit schaffen, und die schafft sie auch und zwar in großer Vollendung, sobald aber der dem Kopfe anhangende Leib dargestellt werden soll, so hängt sich sogleich der Ballast unserer albernen Kleidertrachten an die Schwingen des Genius und zerrt sie hinab. Und dennoch welch ein Glück — unsere Bekleidung! Denn wenn wir das Nackte wiedergeben wollten, das heißt *unser* Nacktes, unser durch enge Stiefeln, alberne Hüte, zusammengeschnürte Taillen erbärmlich gemartertes Nacktes, abgesehen davon, daß wir schon von vornherein klägliche Leiber von der Mutter Natur erhalten haben, so wäre

das vollends der Todesstoß für die Plastik. Wir können also nur, wenn wir Nacktes geben, eine hundertfache, eine tausendmalige Copie der griechischen schönen Nacktheit geben. Es ist in der That gar wenig Spielraum für den Bildhauer. Aber das Genie, wenn es mit dem Bedürfniß zusammentrifft, öffnet immer mächtige Quellen, und so braucht man nicht bange zu sein: eines Morgens werden die Menschen erwachen und werden einen vortrefflichen Bildhauer haben, und werden staunenswerthe Werke des Meißels vor sich sehen, und es wird alle Welt mit Heißhunger wieder nach dem gemeißelten Wort verlangen. So ist's mit allen Künsten; es gehört „Hunger nach ihnen" dazu. So wie es jetzt ist, fällt es Niemandem ein, Hunger zu empfinden nach dieser oder jener beliebigen Figur, auf diesem oder jenem beliebigen Platze.

Indessen der Meißel ist einmal in der Welt, in den Marmorbrüchen wird fortwährend Marmor gebrochen — also die Waare geht nicht aus auf dem Markte. Sie ist aber nichts weiter wie

Waare. Darüber darf man den Rauch, den Schwanthaler unſerer Zeit keinen Vorwurf machen, ebenſo wenig wie wir es den Laube, den Gutzkow, den Moſenthal unſerer Tage es zum Vorwurf machen, daß ſie nicht unſterbliche Schöpfungen liefern. Wir haben nur kleine Talente, überall wo wir hinblicken, wir haben aber auch nur eine kleine Zeit. Die Dinge gehen in der Weltgeſchichte immer Hand in Hand.

Wieder auf die Rauch'ſchen Standbilder zu kommen, ſo iſt es unſere Pflicht beſonders über die Reiterſtatue Friedrich's etwas Genaueres zu ſagen. Hier müſſen wir nun bekennen, daß das Reiterbild ſelbſt, wenn es den ſeltſam verſchnörkelten und verzierten, mit überladenem Prunk ausgeſtatteten Sockel nicht hätte, eine wahrhaft imponirende und in lebendiger Schönheit, naturwahrer Charakteriſtik vollendete Geſtaltung abgeben würde. Aber das „Geſtell", wie der Berliner ſagt, verdirbt Alles. Welch eine unglückliche Idee, unter den Pferdehufen eine ganze kleine Welt von Berühmtheiten zu verſammeln

und sie hier durcheinander wimmeln zu lassen. Und unter dieser Masse kleiner Männerchen befinden sich auch kleine Pferdchen und alles Das ist nur darum so klein und niedlich, damit der Held oben recht groß erscheine. Man hat ihm eine Berühmtheit in Folio geben wollen und darum war es nöthig, dicht unter ihm eine Berühmtheit in Duodez aufzustapeln. Wenn Rauch dem Fürsten hat schmeicheln wollen, so ist das eine kleinliche, niedrige Schmeichelei; denn ohne Zweifel ist es der großartigen Denkungsart Friedrich's wenig angemessen seine ihm liebgewordenen Helden, mit denen er wie mit guten Kameraden und Freunden lebte, so tief unter sich im lächerlichen Durcheinander zu sehen; es wäre angemessener gewesen, sie ihm zur Seite zu stellen. Vollends kläglich ist's die armen Gelehrten in ihrem Winkel handthieren zu sehen, und man empfindet unwillkürlich ein lebhaftes Bedauern, den berühmten Philosophen von Königsberg seine schwierige Stellung unter einem Pferdeschwanz behaupten zu sehen. Alles das ist, behaupten wir, nicht im Geiste Friedrich's.

Er liebte seine Helden, er ehrte die großen Träger der Wissenschaft und des Lichts, mit ihnen zusammen, in ihrer Mitte ging die herrliche Heldenseele dem Ruhme und der Strahlenkrone der Nachwelt entgegen. Es ist überhaupt mit dem Schmeicheln eine eigene Sache; es ist eine althergebrachte Sitte, daß man den Fürsten die Wahrheit versagt und die Unwahrheit gibt, wenn diese Unwahrheit mit Goldflitter und Glasperlen auftreten kann. Hier tritt nun aber der seltene Fall ein, daß die Wahrheit gerade die schönste Schmeichelei ist; es ist also doppelt verwerflich Goldflittern und Glasperlen anzubringen. Hätte Rauch den König so hingestellt, wie er ihn einfach und wahr geschaffen, so wäre dem Wunsche des Patrioten wie des Künstlers ein Genüge gethan, er kam aber auf die unglückliche Idee zu schmeicheln und so entstand dieser Sockel, der nicht allein geschmacklos ist, sondern auch ornamental und architektonisch unpraktisch. Denn Niemand, außer den Abderiten, trostreichen Andenkens, wird eine Figur, wenn der Platz für sie ein gegebener ist, so aufstellen,

daß man von dem Reiter nichts als die Fußsohlen und vom Rosse nichts als den Bauch sehen kann. So steht aber jetzt die Figur. Man mag sich hinwenden wohin man will, man erhascht keine günstigere Seitenansicht; an einer Ansicht von vorn oder vom Rücken ist bekanntlich bei einer Reiterstatue nicht viel gelegen. Stände die Figur auf einem einfachen Sockel, so wäre ihr und uns geholfen und die ganze kleine Puppenbude wäre dazu über Bord geworfen! Eine ungeheurer Vortheil! —

Wir kommen noch einmal auf das Schmeicheln der Maler und der Bildhauer zurück; und wir erkennen bei diesem Beispiel von neuem, wie nöthig es ist, daß unsere Maler, unsere Bildhauer zu der so sehr verpönten und mit so großem Unrecht gelästerten und lächerlich gemachten Allegorie zurückkehren. Wir wollen dies gleich an den uns vor Augen stehenden Beispielen beweisen. Angenommen, ein Denkmal, das einem großen Manne, das einem Fürsten errichtet wird, soll immerdar Embleme enthalten, die die Macht, die Tugenden, die großen und seltenen Erfolge

preisen, welche der Held errungen. Welche Mittel stehen dem heutigen Maler, dem heutigen Bildhauer hierzu zu Gebote? Nur die materiellen Facta in historischer Auffassung! Da kommen nun solche Geschmacklosigkeiten zu Tage wie wir sie eben gesehen. Stellen wir neben dieses moderne Denkmal ein viel früheres, das des Großen Kurfürsten auf der Schloßbrücke, und sehen wir hier, welche Mittel dem Künstler bei seinem Bestreben seinen Fürsten und Helden zu verherrlichen zustanden und auch von ihm gebraucht wurden, so müssen wir unbedingt eingestehen, daß der poetische Gedanke, die Faßlichkeit der Idee und die Schönheit nebst Einfachheit der künstlerischen Ausführung auf Seiten des alten Künstlers steht. Er hat nicht die gesammte Berühmtheit der Zeitgenossen unter die Pferdehufe seines Helden gebracht, sowie es unser moderner Künstler, ungeschickt schmeichelnd, gethan hat, er hat nur vier gefesselte und besiegte Sklaven an den Sockel seines Heldenbildes angeschmiedet, und welch einen schönen Eindruck machen diese ebenso kräftigen, als in ihrem

Schmerz, in ihrer Demüthigung anſprechenden Geſtalten. Wie ſchön heben ſie ihre Arme zum Helden empor, wie trefflich iſt der Contraſt gedacht, der ſieghaften Ruhe *oben*, der Zerknirſchung, der Leidenſchaft, der flehenden Bitte unten! Zudem iſt hier kein Philoſoph unter den Pferdeſchwanz gebracht, ſondern ein beſiegter roher Volksſtamm, und dies hat einen Sinn. Ein Fürſt und Held, der rohe, wilde Stämme der Geſittung und Cultur zuführt, dem kann nicht wahrheitgetreuer gehuldigt werden, indem man die trotzigen Rieſen der Barbarei zu ſeinen Füßen gefeſſelt darſtellt. Dieſe gelungene Schmeichelei — wenn wir ſie ſo nennen wollen — war dem Künſtler jedoch nur möglich, indem er die Allegorie zu Hülfe rief. Welch einen langen, gelehrten Umweg hätte unſer Künſtler nehmen müſſen, ehe es ihm gelang zu ſagen, was er hier gleichſam mit *einem* Worte geſagt hat. Mit der Malerei iſt es dieſelbe Sache und wir wollen dieſe Behauptung ſogleich benutzen um hier einen Uebergang zu bilden zu den großen

Frescobildern Kaulbach's, die im neuen Museum in dem Treppenhause angebracht sind.

Wir verlassen also Rauch und seinen Großen Friedrich um in das Museum zu treten, das seine Säulenhalle uns entgegenhält, nicht lange nachdem wir das oben beschriebene Denkmal und die Linden verlassen.

Kaulbach hat den Mangel einer allgemein verständlichen Allegorie gefühlt und er hat dafür einen neuen Künstlerjargon an die Stelle gesetzt, aber es ist eine schwerverständliche, gelehrte und mit weithergeholten Beziehungen vollgepfropfte Symbolik geworden. Die Allegorie, wie sie die großen Maler des siebzehnten Jahrhunderts uns überantwortet haben, hat er nicht gemacht; ohne sinnbildliche Vermittlung hat er aber nicht zu malen verstanden, wie denn kein Dichter und Maler je zu malen oder zu dichten verstehen wird, und er hat demnach sich seine eigene Sprache geschaffen. Aber diese Sprache ist unverständlich. Man kann ein Kaulbach'sches Bild schon jetzt nicht ohne Commentar in sich aufnehmen; wie wird es später sein? Werden sich die Nach-

kommen die Mühe geben die Grammatik Kaulbach's immer mit sich zu schleppen, werden sie seine Eitelkeit, eine besondere Sprache sprechen zu wollen, nicht lächerlich finden, und werden sie sich nicht an die Verständlichkeit der Allegorie eines Rubens halten und die gelehrte Dissertation unsers Meisters einmal für allemal bei Seite lassen? Das ist die unglückliche Sucht neue Bahnen ängstlich zu suchen, wenn diese neuen Bahnen nicht von dem Genius der Geschichte und der Kunstentwickelung von selbst und naturgemäß dem Künstler gewiesen werden. Es ist wahr, die Spielereien des achtzehnten Jahrhunderts haben die Allegorie abgenutzt, aber ist dies ein Grund sie ganz bei Seite zu werfen? Kann ein Mittel, geistige Ideen und allgemeine Betrachtungen durch sinnliche Eindrücke zu veranschaulichen, ein Mittel, das die größten Geister früherer Zeiten angewendet haben, kann dies plötzlich, weil es die Mode so will, allen Werth verloren haben? Dies ist unmöglich.

Wir wollen auf Kaulbach's Schöpfungen etwas näher eingehen, aber auch nur etwas:

denn wir haben uns immer vorzuhalten, daß es hier nicht der Ort ist über diese Dinge irgendwie erschöpfend zu sprechen. Kaulbach hat den Thurmbau zu Babel gemalt. Die alten Maler haben diesen Gegenstand naiv aufgefaßt, sie haben einen wirklichen Thurmbau dargestellt, der ins Stocken geräth, weil die Arbeitskräfte nicht zureichen und die Baumeister sich unter einander entzweien. So erzählt auch die Bibel. Unserm metaphysischen Künstler war diese naive Auffassung aber lange nicht genügend; er legte in diesen Stoff die ganze Masse seiner historisch-philosophisch-völkergeschichtlichen Studien und damit hat er das Bild, das, wenn es in obiger Weise einfach und selbstsprechend ausgeführt worden, Jedermann verständlich gewesen wäre, zu einer gelehrten, eines Commentars bedürftigen Abhandlung in Farben gemacht. Man sieht ein halbvollendetes, kolossales Bauwerk, auf dessen oberster Abdachung die Gestalt eines zürnenden Herrschers sitzt. Zu seinen Füßen winden sich Sklaven und liegen Götterbilder zertrümmert. Unten zu Füßen des Thurms unterscheidet man

im Gewirre der fliehenden Figuren drei Gruppen. Die eine ſtellt einen Prieſter vor auf einem mit Ochſen beſpannten Wagen, der ſich und die Seinigen rettet. Es ſind heitere, ſchöne Geſtalten und man erfährt, daß damit das ſpätere Griechenthum gemeint iſt; eine andere Gruppe, gleichfalls aus der allgemeinen Zerſtörung ſich rettend, zeigt das ſpätere ſtarre, orthodoxe Judenthum und die dritte Gruppe bezeichnet die Völker der ſpätern weſtlichen Cultur. Der Gedanke, wie man ſieht, iſt tiefſinnig und es läßt ſich nichts dagegen ſagen, daß dieſer vielbeſprochene Thurmbau auf dieſe Weiſe ſymboliſch gedeutet werden kann; nur muß der Maler an den Umfang und die Anwendbarkeit der Mittel denken, die ihm gegeben ſind metaphyſiſche und philoſophiſche Dogmen auszuſprechen. Der Umfang dieſer Mittel iſt ſehr gering. Die Welt des Malers hat es mit Sichtbarem zu thun und nur ſoweit kann er ſich mit der Idee einlaſſen, als es ihm gelingt dieſe vollkommen verſtändlich — nicht dem Eingeweihten und Künſtler — nein der großen Menge unter irgend eine Form zu

bringen. Wir möchten Hundert gegen Eins wetten, daß ohne ausführlichen Ausweis Niemand auch nur von ferne auf den zum Grunde gelegten Gedanken des Bildes verfällt, Niemand erräth, was dieser zürnende König dort oben und was die fliehenden Gruppen hier unten bedeuten. Ein alter Künstler, wenn er sich überhaupt auf dieses Gebiet der Reflexion begeben, hatte zu der Allegorie gegriffen, zu den einmal hergebrachten, allgemein verständlichen Figuren; er hatte die drei Welttheile personificirt und diese jene drei Gruppen anführen lassen, er hätte es auf diese oder jene Weise angefangen aber sicherlich immer so, daß spätere Zeiten immer noch im Stande gewesen wären zu wissen, was er gewollt. Eine zweite Composition Kaulbach's, die zum gleichen Zweck, auch als Ausschmückung des Treppenhauses bestimmt ist, und die die Verherrlichung der griechischen Cultur darstellt, gleichsam das goldene Zeitalter Griechenlands, ist eine so frostige und gelehrte Composition, daß sie auch nicht ein Stäubchen von Dem an sich hat, was man sich mit etwas Phantasie von

der Gestaltenpracht unter dem sonnenfunkelnden Himmel dieses herrlichsten Landes der Erde denken kann. Eine Menge ernsthafter Personen steht da und läßt sich von einem langen, in einen faltigen Talar gehüllten Mann, der auf einem unglaublich kleinen Kahn herangeschwommen kommt, etwas erzählen. Dieser Mann soll Homer sein, jene Zuhörer die Weisesten und Edelsten und Berühmtesten der Griechen. Oben in den Lüften, gar nicht im Zusammenhange mit den Personen und Dingen auf der Erde wandelt ein Zug Götter dahin. Man kann dieses Land der Wunder nicht kälter und feindseliger auffassen, als es hier geschehen ist. Da wäre die Allegorie nun recht an ihrer Stelle gewesen, oder sie hätte sich vielmehr von selbst in Wahrheit und Wirklichkeit verwandelt. Der Künstler hätte Schiller's „Eleusisches Fest" lesen sollen um sich mit wahrhaft griechischer Heiterkeit befruchten zu lassen. Eine einzige kleine Skizze des im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts lebenden trefflichen Künstlers Carstens gibt mehr griechischen Himmel, griechisches Liebes- und Heldenleben als

alle die Figuren dieses mächtig großen Cartons. Gerade diese „Blüte Griechenlands“ zeigt an, auf welchem Abwege der Künstler begriffen ist, wie er durch Haschen nach grübelndem Tiefsinn und nach gelehrtem Apparat die quellende frische Jugend und Schönheit des Genius gelähmt, wenn nicht schon getödtet hat. Es ist ein Unglück, daß heutzutage der Meißel docirt und der Pinsel philosophirt. Goethe sagt: „Bilde Künstler, rede nicht — nur ein Hauch sei dein Gedicht!“

Da wir nun einmal im Museum sind, so wollen wir auch über diesen imposanten und großartigen Kunsttempel einige Worte sagen. Das Haus ist schöner als Die, die es bewohnen; das heißt die große Mehrzahl der Bilder und Sculpturen sind bekanntlich lange nicht von Händen der Künstler ersten, nicht einmal von denen zweiten und dritten Ranges. Könnte man die Galerie von Dresden in diese Räume bringen, so könnte sich der Kunstfreund nichts Besseres wünschen. Das neue Museum hat noch herrlichere Räume, noch schönere Rotunden, noch hellere und weitere Säle als das alte, und

wird es erſt völlig im Bau und in der innern Ausſchmückung vollendet werden, ſo wird's unſtreitig der ſchönſte Kunſttempel in Deutſchland ſein. Da wir eben von unverſtändlichen Bildern geſprochen haben, ſo müſſen wir noch nachträglich des verworrenſten und unverſtändlichſten erwähnen, das uns jemals zu Geſicht gekommen; es iſt dies die Frescomalerei, die man auf der Wand der Säulenvorhalle des alten Muſeums angebracht. Auf den erſten Blick ſieht das Auge nichts als ein poſſierliches Durcheinander, eine Art Geſtalten-Ragout, eine verknotete und verwickelte Maſſe von einestheils blau angelaufenen, anderntheils roſenroth angehauchten unbekleideten Männern, Weibern und Kindern. Man ſieht Höhlen, in denen braunſchwarze Geſtalten kauern, dann ſieht man Figuren in den Lüften herumwüthen, gerade nur ſo weit, als ihnen der enge Raum, wo ſie mit andern zuſammenſtoßen, geſtattet. Kein Gott flüſtert dem armen Beſchauer mitleidig ins Ohr, was das Alles da oben zu bedeuten habe. Man muß ſich abermals einen Commentar kaufen und da

erfährt man — ja man erfährt eigentlich auch da nicht um was es sich eigentlich handelt — genug, es wird Einem gesagt, daß der selige Schinkel, der Erbauer des Museums, nebenbei ein tiefsinniger Poet und ein mittelmäßiger Maler, ein Stück Schelling'scher Naturphilosophie hier dem Publicum offerirt habe. Es war ein Misgriff ohne Gleichen, daß man gestattete diesen apokalyptischen Wirrwarr an eine Stelle hinzupflanzen, die dem Auge der großen Bevölkerung der Hauptstadt so sehr zugänglich ist. Was sollen nun diese Massen naiver und einfacher Beschauer, mit ihrem gesunden Sinn für das Allgemeinverständliche, für das Wahre und Faßliche in der Kunst, zu diesem Gallimathias in Farben sagen? Man sieht auch, wenn man die Physiognomie dieser Beschauer betrachtet, eine gewisse rührende Resignation auf alles Verständniß in ihren Zügen ausgesprochen, ein beklagenswerthes Staunen und ein lächelndes Verzweifeln. Hier und da wirft irgend eine kecke Ariadne einen Faden hin, um durch das Labyrinth zu leiten, und es sind dann eine Menge ländlicher

Theseuse die daran weiter klimmen, aber plötzlich läßt dann wieder die ganze Masse muthlos die Unterhaltung fallen, und nur höchstens aus der sich verlaufenden Menge hält ein junger Soldat Stand, den Blick auf eine räthselhafte junge Nymphe oder Göttin heftend, die oben blau und unten roth angelaufen ist, und der Himmel weiß was für mysteriöse Gaben vertheilt oder empfängt. Die große schöne Rotunde am Eingange ist durch die oben angebrachten Gobelins um einen Theil ihrer decorativen Einheit und Schönheit gebracht; es wäre sehr zu wünschen, daß diese Behänge wieder entfernt und anderswohin placirt würden. Das Museum selbst, seine Bildwerke und Gemälde sind bereits oft der Gegenstand ausführlicher Besprechung gewesen, deshalb möge kein Wort weiter hierüber folgen; auch über die Kunstschätze des neuen Museums wäre es vorzeitig genauer zu berichten, da das Ganze erst im Entstehen ist und bei der bekannten langsamen Art, wie Kunstwerke hier gefördert werden — man denke nur an die Gruppen auf der großen Brücke, die nun schon eine fast allzu

lange Zeit auf sich warten lassen — wol nicht so bald in seiner Vollendung vor das Auge treten wird. Ueber Einzelnes läßt sich jedoch schon jetzt etwas sagen. So sind die Räume, die zur Aufbewahrung der ägyptischen Alterthümer bestimmt sind, nach unserer Ansicht ein wenig kleinlich gerathen, und namentlich erscheinen die Grätergrotten wie eine mit dem Gigantischen und Unheimlich-Großartigen getriebene Spielerei. Wie will man dieses alte Land der Wunder in ein kleines Cabinetchen bringen? Wie kann man von dieser Stadt der Todten ein kleines Modellchen geben wollen, indem man ein zierliches Grottchen, ein Sarkophagchen, ein Obeliskchen mit einem klein bischen Schatten, ein klein wenig Finsterniß und einem Miniatur-Schrecken ausstattet. Dicht daneben an den hellen Fenstern treibt sich das Leben der Straße hin, das ganz moderne, prosaische Leben. Die Aufstellung ist gewiß sehr lehrreich — der theatralische Aufputz hätte unterbleiben können. In den hellen Gemächern, die der Aufstellung der Gipsabgüsse der Antike gewidmet sind, hat die ausschmückende

Decorationsmalerei ein geeigneteres Feld gefunden; hier sieht das Auge wahre kleine Meisterwerke in kleinen Wandgemälden, die die griechische Natur, das damalige Leben in der schönsten Periode des Glanzes in glücklichen poetischen Compositionen darstellen. Es wäre zu wünschen, daß diese kleinen Bilder in gutem Farbendruck gesammelt erschienen; es könnte ein hübsches Heft geben, zugleich einige Ansichten der schönen Säle und Rotunden des neuen Gebäudes.

Wir gehen jetzt auf die Ateliers der Künstler über, von denen wir auch nur ein paar aus der Menge herausheben wollen, gern eingestehend, daß unser Urtheil nur das eines Laien ist und gerne Berichtigung annimmt. Nur sind wir ein abgesagter Feind jener Berichtigungen, die die sogenannten Kunstblätter bringen, gelehrte und engherzige, krittelnde Zurechtweisungen, die sich an Kleinigkeiten hängen und darüber das Leben und die unmittelbare Wirkung der Kunstwerke bei Seite setzen. Mit dem Urtheil dieser gelehrten Blätter ist Niemand gedient, denn Niemand liest sie und ihre Stimmen dringen nicht in das

großere Publicum. Die Deutſchen haben es nie verſtanden — den einzigen Winckelmann ausgenommen — über Kunſt populär zu ſchreiben und doch muß man gerade ſo unendlich klar, lieblich und ſchön ſchreiben über Gegenſtände, die ſo unendlich klar, lieblich und ſchön ſind. Dabei iſt natürlich Ernſt und Schärfe des Urtheils, wo ſie hingehören, nicht ausgeſchloſſen; aber um des Himmels willen nur nicht die ſo ſehr beliebte Gründlichkeit. Dieſe iſt wahrhaft fürchterlich; ſie mordet das Schöne; ſie iſt das Scalpirmeſſer in der Hand unſerer modernen Wilden — der Pedanten, die aus Uebermaß von Cultur wieder wild werden. Ueber das Schöne ſprecht ſchön und vor allen Dingen nicht lang, ſondern kurz, und vor allen Dingen nicht unverſtändlich, ſondern verſtändlich. So wie Heinſe über Rubensſche Bilder ſpricht — ſo möchte man immer über Kunſt ſprechen hören; allein dies iſt ein Ding der Unmöglichkeit; man hat nicht immer Poeten bei der Hand, die über Poeten ſprechen; aber was man immer bei der Hand hat, iſt ein richtiger Takt, ein guter, gebildeter

Geſchmack und mit denen kann man ausreichen — das iſt's aber, woran gewiſſe Zeitſchriften und deren hocherhabene Ober- und Unterleiter auch keines Senfkorns Größe an ſich haben. Die Franzoſen verſtehen es — aber freilich, ſie ſind nicht gründlich!

Der Maler, die vorzugsweiſe hiſtoriſche Bilder malen, gibt es in Berlin keine, vielleicht gibt's, der eigenthümlichen Stellung unſerer gegenwärtigen Hiſtorie nach, in der ganzen Welt keine. Der Maler, der dieſen anſpruchsvollen Titel annimmt, ſetzt ſich vor ſeine Staffelei, blättert in der Weltgeſchichte und legt phlegmatiſch hierhin oder dorthin ein Zeichen, indem er vor ſich hinmurmelt: das kann gemalt werden! das gibt ein Bild! Nimmermehr kann dies die Art ſein, wie wahrhaft lebenkeimende Bilder gemalt werden. Der wahrhafte Hiſtorienmaler muß zu ſeiner Palette fliegen, es muß ihn Tag und Nacht drängen, bis er die ſtürmenden Geſtalten, die in ſeinem Hirn und Herzen handtieren, auf die Leinwand bringt; ſolche Bilder haben denn auch eine Miſſion, ſie erregen „Sturm im Lande." Dies iſt die echte

Hiſtorienmalerei; nun gibt es noch eine andere: es iſt die, die ſich damit abgibt, Perſonen oder Zuſtänden zu ſchmeicheln, vor allen Fürſten und Gewalthabern. Auf dieſe Weiſe ſind die koloſſalen Panegyriken eines Rubens und van Dyk entſtanden. Damit iſt's aber auch nichts zu unſerer Zeit; uns bleibt alſo jene matte Sorte, wo der Maler phlegmatiſch in Becker's Weltgeſchichte nach einem Stoff ſucht. Da dieſe Hiſtorienmaler keine hiſtoriſche Maler ſind und nie welche werden, ſo lohnt es ſich nicht, weder von ihnen noch ihren Werken zu ſprechen. Wir wollen erſt wieder Hiſtorie haben, wirkliche, echte Hiſtorie, die wie flüchtiges Salz in die Naſe beißt, und das Herz und die Sinne wacker macht — was wir jetzt haben, ſind Polizeizuſtände.

Da keine Hiſtorienmaler vorhanden ſind, ſo tritt der Genremaler in den leergehaltenen Poſten und es iſt ihm nicht zu verdenken, wenn er ſich ſo breit macht und ſo hoch ſtellt, als nur irgend möglich. Ein ſolcher Meiſter iſt Adolf Menzel, der eine ungemein lebhafte und durchdringende Begabung hat, ein ſchöpferiſches und ſelbſtän-

diges Talent, das vor der großartigsten Aufgabe nicht zurückschreckt. Dennoch haben alle seine Bilder einen genreartigen Anflug und sind gleichsam wider Willen und Wissen ihres Schöpfers groß. Zu Allem, was dieser noch junge Meister schafft, treibt ihn eine feurige Seele, er ist der echte Künstler, der immer thätig ist, er mag sich befinden wo er wolle. Seine ganze Thätigkeit hat er dem großen Helden, Friedrich II., zugewendet, und mithin seinem Jahrhundert. Da ist es ihm gelungen wahrhaft staunenswerthe Werke zu liefern. Man sieht Friedrich gehen, sprechen — ja man sieht ihn denken! Ein so gewaltiges Sich-Einverleiben mit dem Stoffe ist bei einem Künstler, solange in der Welt gemalt worden, gewiß immer selten gewesen. Man begreift nicht wo unser Tausendkünstler diese Mienen, diese Gestalten, diese Stellungen her hat; ohne Zweifel hat er einmal schon gelebt, und zwar mitten unter diesen Leuten, die er jetzt malt. Gegen diese Wahrheit der Physiognomien, gegen diese Unmittelbarkeit der geistigen Exhalationen in Stellung, Situationen und

Gesten, ist Alles, was man bisher an Scenen dieser Art gesehen, nichts als Schatten. Man sehe hier Friedrich unter seinen Gelehrten und cynischen Spaßmachern an der kleinen Tafel zu Sanssouci sitzen und man wird gestehen, von der Jovialität und Bonhommie der königlichen Miene an bis zu der kleinsten Falte im Tafeltuche muß nothwendig Alles so gewesen sein, wie es hier vor uns steht; eine solche poetische Nothwendigkeit liegt über das Ganze hingebreitet. Man steht stundenlang vor dem Bilde, besieht sich die einzelnen Köpfe und wenn man fortgeht, hat man mit d'Argens, Voltaire, Lamettrie, Keith — gesprochen. Ja, man hat mit ihnen gesprochen. Es macht die Wirkung wirklicher Erlebnisse, man sagt sich im Stillen: Voltaire hat Recht; seine Bemerkung war fein und wahr — was der König ihm erwiderte, ich hörte es deutlich, es klang wie Zurechtweisung, aber wie eine lächelnde! O, und was diese alten Generale für gute Anworten geben! Es ist ein köstliches Mittagsmahl dieser kleine Fürstentisch; es ist mir sehr angenehm gewesen, daß ich habe da-

bei sein können! Dann plötzlich lächelt man und sagt sich: Es war ja Alles nur ein Bild! Auf einem andern Bilde sieht man den König die Flöte blasen — aber man sieht ihn nicht blos, man hört ihn. Und die ganze Umgebung — man liest in der Seele eines Jeden; und die Seelen, in denen nichts geschrieben steht, da sieht man, daß nichts darin zu lesen ist. Da sitzen die Prinzessinnen Schwestern, die geistreiche medisante auf einem Stuhl, die hochfahrende ewig übelgelaunte auf einem Canapee. Die Erstere denkt: Mein guter Bruder — er ist ein großer Held und ein großer König — aber seine Flötenconcerte: etwas langweilig! Freilich meine edle Schöne; eine Unterhaltung mit Trenck wäre amüsanter. Die Zweite denkt: O es ist doch nichts himmlischer und herrlicher, als einen berühmten Bruder haben, der in Allem vortrefflich ist, und dann dieses berühmten Bruders Schwester zu sein; aber dennoch bin ich leidend und fühle mich unglücklich. Unter den Hofleuten grassirt tüchtige Langeweile, Hoflangeweile unter den anständigsten Formen; die anständigste ist

die der Entzückung, während die wenigst anständigste die ist, die sich damit abgibt die Rosetten an der Decke zu zählen und zehnmal das Taschentuch hervorzuziehen und wieder einzustecken. Unter den Musikern, die nicht gerade damit beschäftigt sind der kleinen königlichen Flöte auf Schritt und Tritt zu folgen, herrscht jene feine künstlerische Impertinenz, die trotz alles matten beifälligen Lächelns doch unerbittlich über jede falsche Note innerlich Buch führt. Besonders ist die leidende, geduldfreundliche Stellung des alten Quanz, der frühe schon Leid und Freud des flötespielenden Helden, insoweit dessen Kriege und Siege sich das kleine Feld der gedruckten Notenblätter zum Schauplatz wählten, theilte, bemerkenswerth. Auch hier, wie in der Tafelscene, ist Alles lebensvolle Wahrheit und poetisch wieder reproducirte Zeit und Sitte. Wir wissen in der That nicht, was *solchen* Bildern an dem Titel: „historische Bilder" fehlt; und dennoch — fehlt ihnen etwas. Wir wollen hierüber die Kunstkenner streiten lassen, unsere Sache ist es einen Maler wie Adolf Menzel mit vollem Jubel

zu begrüßen. Wenn wir wieder Hiſtorie haben werden, etwas worauf ſich jedes Kind in Deutſchland freut — dann werden wir plötzlich eines ſchönen Morgens Herrn Adolf Menzel Hiſtorienbilder malen ſehen; und er wird denn ſchnell das „Etwas" ſelbſt hinzugefügt haben, was jetzt noch fehlt und was wir nicht zu bezeichnen wiſſen. Sein Friedrichsbuch iſt ein unſchätzbares Geſchenk, das er der deutſchen Jugend gemacht.

Etwas, wofür wir unſerm Künſtler beſonders danken müſſen, iſt, daß er uns von der faden Idealität und Sentimentalität der Düſſeldorfer Schule zu befreien trachtet. Es konnte nichts Troſtloſeres geben als dieſe Kirchengängerinnen, als dieſe trauernden Königspaare, als dieſe Mimili's unterm Engel- und Nonnenröckchen. Doch muß unſer Künſtler ſich hüten vor dem andern Extrem. Sein Weg, den er eingeſchlagen, und auf dem er zu ſo herrlichen Reſultaten gelangt, hat dicht neben ſich ebenfalls Abwege; es iſt der Weg des Charakteriſtiſchen und der hat in der Literatur und Kunſt in Frankreich

ſchon zur Fratze geführt. Die Anhänger dieſer Doctrin ſind vor keinem Dinge ſo ſehr auf ihrer Hut als vor dem Schönen. Dieſes nennen ſie Verweichlichung und fliehen's wie die Peſt. Die ärgſte Abnormität, die ekelerregendſte Häßlichkeit und Verzerrung iſt ihnen lieber, als auch nur der leiſeſte Zug, der an Ideal und Schönheit erinnert. Nun iſt aber ein echter Hiſtorienmaler ohne den Cultus der Schönheit, ohne Anwendung des Ideals nicht denkbar und hierin, fürchten wir, liegt jenes „Etwas", das unſerm Menzel fehlt, der entſchieden auf dem Pfade der „Grimaſſiers" hier und da zu wandeln die größte Luſt bezeigt und zwar nur aus abergläubiger Furcht, daß ihm nicht etwa doch, trotz aller angewandten Vorſicht, die böſen Geſpenſter Ideal und Schönheit in den Weg laufen. Es geht ihm aber wie im Märchen, wo man gewiſſe unangenehme Gäſte weit von ſeinem Hauſe weggeſcheucht meint und es ſich dann findet, daß ſie recht eigentlich im Innerſten der Hütte Platz genommen haben; ſo wohnen die Schönheit und das Ideal in unſers

Künſtlers Seele, ſind wir feſt überzeugt, obgleich er ſie äußerlich verfolgt. Sonſt müßte er eben nicht der Poet ſein, der er iſt.

Von den Portraitmalern iſt es Herr Magnus, der uns beſonders anzieht durch das Innerliche ſeines Colorits. Wir finden kein paſſenderes Wort, um eine gewiſſe Art der Färbung auszudrücken, die auf dem Leben wurzelt, nicht äußerlich angeſchminkt iſt. Solch eine Art hat Titian, haben alle große Coloriſten. Man kann mit Schatten und Licht, beſonders mit dem zauberiſchen Apparat des Helldunkels, ganz ſchöne Kunſtſtücke hervorbringen, ein wahres Colorit wird auf dieſem Wege nicht erzielt. Man muß dem Fleiſch anſehen, daß es gewachſen iſt, daß es eine ſinnlich producirte und ſich noch immer weiter producirende Maſſe iſt. Vielleicht iſt dies zu derb ausgedrückt, doch man ſucht vergeblich nach Worten für Etwas, das ſich beſſer anfühlen und anſchauen als beſchreiben läßt. Man hat das Geheimniß der Form ſo ausdrücken wollen, daß wenn etwas Rundes auf einer Fläche dargeſtellt wird, es ſo dargeſtellt werde,

daß man versucht wird, darum herumzugreifen. Das Geheimniß des Colorits möchte so auszudrücken sein, daß man so male, als fühlte man den Knochen hervor. Der Maler wird wissen, was damit gesagt ist. Der Knochen, das Fundament und das bedingende Princip des Colorits wirkt überall mit, auch da, wo eine Fülle von Fleisch sich darüber breitet. Der Portraitmaler, der sein Colorit versteht, hat es zuerst mit der Knochenbildung zu thun, aus dieser Bildung hervor, wie eine Blume aus der tiefverborgenen Wurzel, erwächst die Blume des Colorits. Man sehe einen Kopf, der eine feine, schwächliche, zerbrechliche Schädelbildung hat, das Colorit des auf diesem Knochen angewachsenen Fleisches wird weißlich-bläulich-hellröthlich sein, dagegen eine derbe, feste Knochenunterlage jene gesunden, braunrothen Tinten hervorruft, die uns Rubens in seinen männlichen Köpfen zu geben weiß, seine weiblichen sind nicht alle wahr colorirt; er malt dabei zu sehr nach einer einmal vorgefaßten Meinung. Wir kommen aber von Herrn Magnus ab. Die Sache ist, daß wir

bei ihm jenes feintastende Farbenbewußtsein entdeckt haben, das nie mit sich abschließt, das immer neu forscht und sucht, und daß wir eine so glückliche, eine so unentbehrliche Zugabe, besonders bei einem Portraitmaler, finden. Dazu aber gehört, daß der Künstler so gestellt ist, daß er sich einigermaßen seine Köpfe wählen kann, und dies ist hier auch der Fall. Daß Herr Magnus vorzüglich Frauen malt, und unter diesen wiederum die schönen und anmuthigen besonders gern, ist eine Sache für sich; genug, daß er eine Reihenfolge wahrhaft künstlerischer Portraits geliefert hat, an denen die moderne Kunst — denn bald werden wir fast nichts Anderes haben als Portraitmalerei — eine große Bereicherung gewonnen hat. Wir wollen aus der nicht ganz geringen Anzahl seiner Bilder zwei herausheben, die Portraits der beiden Künstlerinnen Jenny Lind und der Gräfin Rossi. Vergleicht man gegen diese Auffassung diejenige Art und Weise, wie man noch vor vierzig Jahren zurück malte, so erfreut man sich an dem künstlerischen Maß und Ziel, an dem Geschmack

und der gehaltenen und besonnenen Grazie dieser Bilder, die berühmte Modegestalten darstellen, die früher nicht genug ins Affectirte gezogen und ins Schöne carikirt konnten zur Anschauung gebracht werden. Wir kommen auf den obigen Satz zurück, daß Herr Magnus seine Aufgaben sich wählt und an jeder neu studirt und forscht. Deshalb veralten seine Bilder nie, er hat ihnen etwas von jenem geheimnißvollen Lebenselixir einzuflößen gewußt, die die Schöpfungen eines van Dyk, eines Titian ewig leben läßt.

Die Werkstätten der plastischen Bildner — es sind deren sehr wenige — haben uns nicht angesprochen. Es thut sich eine Armuth der Motive kund, die für die Zukunft nichts erwarten läßt, wie sie von der Vergangenheit nichts genommen hat. Was soll man zu der Gruppe der Kiss'schen Amazone sagen? Was soll dies Motiv? Wie unbekannt, wie fremd! Von den drei dargestellten Geschöpfen ist nur eines in unsern Gegenden einheimisch — das Pferd. Den Tiger hat man nicht, eine Amazone auch

nicht; am wenigsten hat man jemals Gelegenheit gehabt, diese drei Dinge in einem solchen Knäuel zusammengepackt zu sehen. Man muß dem Künstler aufs Wort glauben, daß diese drei Bestien — man verzeihe, daß wir die Amazone auch dazu rechnen — wenn sie auf eine fatale Weise Eins dem Andern in den Weg laufen, sich ungefähr so herumbalgen werden. Möglich! Aber wozu das? Es ist eine zoologische Curiosität! Ein Freiligrath'sches Gedicht, mit Müh und Angst aus unendlicher Ferne hergeholt und mit schwierigen pikanten End- und Klappreimen versehen; hier sind die Reime in Bronze gegossen. Was sollen überhaupt die wilden Thiere, die man jetzt sich in die Ateliers eindrängen sieht — der Mensch — und immer wieder der Mensch! Das sei der Vorwurf. Bei der Kiß'schen Gruppe spielen offenbar die Thiere die Hauptrolle und der Mensch ist so gefällig, bei dieser Gelegenheit auch mehr Thier zu sein als Mensch, denn welch ein edles menschliches Motiv wäre bei diesem Wildfang von einem Weibe zu finden?

Doch genug; die Gruppe wird bewundert, gerühmt — wir wollen Niemandem die Freude an ihr nehmen, nur wir können keine empfinden. Ebenso wenig sagen uns die Arbeiten zu, die wir in andern Ateliers gefunden haben, und die diesen Weg weiter verfolgen: ein Schäfer, der sich gegen einen Leoparden vertheidigt, eine Giraffe, auf deren Rücken ein Tiger sitzt — ein Kampf mit einer Schlange! Ach, wer hat Freude an all diesen Dingen! Wer möchte dergleichen auf seinem Schreibtische aufstellen, oder in seinem Zimmer dulden! Die Künstler sind hier aber zum großen Theil unschuldig; Der Ursprung der Armuth der Motive ist ebenfalls, wo all unser sociales Misere und die Kleinheit unserer Zustände herkommt, aus der Prüderie und der Heuchelei der Zeit herzuschreiben. Man behauptet, nichts Nacktes mehr sehen zu können, und der Bildnerei das Nackte nehmen, heißt ihr die Kehle zuschnüren, oder sie zwingen — unter die Bestien zu gehen. Das Letztere thut sie jetzt. Das Vorherrschen der Thierfiguren ist eine fast komische Unart unserer Zeit, so zum

Beispiel die große Masse von Bildern, zum größern Theil in vortrefflichen Schwarzkunstblättern, die Hunde aller Racen darstellen, und die ins Tausendfache vervielfältigt erscheinen. Was soll das? Hier und da auf einem Genrebildchen die ernsthaft gravitätische Schnauze eines Bulldoggs, oder die spitze kleine boshafte oder naseweise Physiognomie eines Schäferhündchens dargestellt zu sehen, ist ganz gut hinzunehmen, allein ganze Blätter mit diesen Gegenständen der vierbeinigen Welt, die uns umgibt, auszufüllen, kann zu einer ekelerregenden Zeitnarrheit werden. Man denke sich das Zimmer einer jungen Dame oder eines friedfertigen stillen Gelehrten, an dessen Wänden nichts als klaffende, bellende, haarsträubende oder gähnende Bestien zur Schau gestellt sind, und auf den Kissen und Consolen der Blick wiederum nichts Anderes erblickt als Tiger, Leoparden, Affen und wiederum Hunde. So weit ist es aber bereits gekommen. Wie ganz anders unsere Vorältern, die ihre Augen erquickten durch einen guten Stich von Müller oder Chodowiecki, die auf ihren Tischen jene niedlichen

kleinen Figuren und Gruppen bewahrten, die die Fabriken zu Dresden und Berlin in Biscuit und in Porcellan lieferten, und die unter Blumen spielende Kinder, oder Schäfer und Schäferinnen, oder Göttergestalten darstellten. Man schilt das achtzehnte Jahrhundert geschmacklos, das unsere ist es recht eigentlich mit seinem Hochmuth, seiner leeren Prahlsucht, seiner Heuchelei und Prüderie.

Da wir von Heuchelei und Prüderie sprechen, so ist hiermit von selbst die Brücke gebaut für ein Institut, das sich nur erhält, indem man ein Interesse dafür heuchelt und dessen Wiederaufleben man einmal für allemal unmöglich macht, indem man es durch Prüderie strangulirt. Wir meinen hier nicht allein die Sittenprüderie, obgleich die auch schon hinlänglich ist eine wahrhafte dramatische Kunst zu tödten, sondern auch, und dies vorzüglich, die politische Prüderie unserer Tage. Beide zusammen haben jene Interesselosigkeit des Publicums erzeugt, an denen das Theater gegenwärtig zu Grunde gegangen ist, denn daß es wahrhaft und in der

That zu Grunde gegangen, daran wird Niemand zweifeln, der überhaupt über Kunst und deren Fleischwerdung in der Zeit nachgedacht hat. Man kann Theater haben, man kann täglich hineingehen, man kann sogar einzelne gute Schauspieler haben — und man hat doch keine Bühne. Wir haben eben gesagt, daß sittliche und politische Prüderie unsere moderne dramatische Kunst in den Boden treten, allein es kann auch sein, daß überhaupt die Ungunst der Zeit dieser Kunst entgegen ist. Alles in der Welt hat seine zeitweise Blüte, ist diese vorüber, so vegetirt die Pflanze zwar fort, allein sie zeigt ein fauliges, fahles Grün und dürre Zweige. Werfen wir einmal einen Blick auf das Repertoire eines halben Jahrhunderts. Es ist in der That Alles dagewesen. Die große Tragödie unter Goethe und Schiller erwachend schritt über die Bretter und verschwand; damals waren Gebildete und Volk im Theater, außerhalb Niemand. Nun kamen die fremden Muster, die Shakespeare-Wüthigen, die Calderon-Tändler, da befanden sich nur noch die Gebildeten

im Theater, außen blieb das Volk. Ein Schritt weiter und die Intriguenstücke erschienen, die feinen Jongleurieren, wo das Stäbchen nie auf den Boden fällt, sondern immer durch geschickte kleine Gegenstöße hin- und herparirt wird; das war eine dramatische Taschenspielerei, das wollten zuletzt nicht einmal die Gebildeten sehen, das Volk verstand es nun gar nicht und im Theater blieben nur die Müßiggänger sitzen, die Leute, deren Rente und Zeit es erlaubt, zu gewissen Perioden des Tages oder der Nacht entweder in diesem oder jenem Vergnügungslocal, in dieser oder jener Tabagie sich einzufinden, und die gehörigen Stunden abzusitzen und durchzuplaudern. Diese Phalanx hielt auch still, als das Theater in sein letztes Stadium eintrat, wo es sich jetzt befindet, nämlich all das Dagewesene pêle-mêle hintereinanderzugeben, um nur einen Abend zu füllen, womit, ist gleich, denn für keines dieser Genres, die einst Epoche machten, interessirt sich das Publicum. Dies ist eine Erfahrung, die jede Direction machen kann, weil jede Direction sie selbst hervorruft, und hervor-

rufen muß, denn es ist schlechterdings eine Unmöglichkeit etwas hervorzusuchen, was heute noch Wirkung machte, so in der dramatischen Kunst, so in der Oper. Das Geheimniß ist gelöst, wenn man sagt: die Empfänglichkeit fehlt. Es müssen große Stürme kommen, mächtige und schreckenerregende Umwälzungen, um bei dem jetzigen oder dem nächstkommenden Geschlecht wieder das Verlangen zu erregen, die Kunst wiederum als ein Bedürfniß herbeizuwünschen, als ein Mittel die müde Seele zu erheben, die Kraft neu zu stärken, das durch Schrecken und Verwilderung scheue Auge wieder an dem milden Glanz und dem süßen Frieden, den die Künste aushauchen, wenn man sie nicht misbraucht und sie zu leeren Reizmitteln erniedrigt, zu erlaben. Mit einem Worte, es muß ein Hunger nach Kunst da sein, ein Hunger, wie er nach den großen Völkerschlachten und Völkerwanderungen sich zeigte, da die Vandalenstürme endlich schwiegen und aus Klöstern und auf Märkten die Blume seiner Schöpferkraft emporblühte, wie nach dem rasenden Orkan, den die Reli-

gionskriege dreißig Jahre über die entsetzte Welt hinjagten, in allen Gauen deutscher Erde Sehnsucht gefühlt wurde, sich irgendwo in einem Winkel der Erde zusammenzusetzen und dem Worte des Dichters, dem Klange der Musik zu lauschen. Aber wir sind bei alledem weit entfernt zu wünschen, daß unser Leben zertrümmert werde, damit unsere Kunst erblühe; ohnedies würden wir von dieser neu erblühten Kunst noch nichts zu schmecken bekommen, und würden nur das Blut hergeben müssen, das den Boden befeuchtet, in welches die neue Melpomene ihre Purpurtoga taucht, um unsere dritte oder vierte Generation zu entzücken. Lassen wir das Theater also geduldig da, wo es ist, und wenn es nicht in unserer Macht steht, sämmtliche Bühnen für unendlich lange Ferien zu schließen, so wollen wir wenigstens uns das Wort geben — wir, die wir meinen, die wahre dramatische Kunst zu kennen, zu achten, und zu lieben — nicht ins Theater zu gehen, so lange wie es ein „Vergnügungslocal" ist wie jedes andere.

Wir kommen auf die sittliche und politische

Prüderie zurück, und wollen in Beziehung auf das Theater auch über diese Hemmschuhe und Zwangsjacken, die wir der Kunst anlegen, ein paar Worte sagen. Wenn das Theater sehr häkelig und zierlich wird, wenn es immer die „beste Gesellschaft" repräsentiren will, wenn es immer so beschaffen sein will, daß eine Mutter ihre Töchter hineinführen kann — dann geht alle wahre dramatische Kunst in die Brüche, denn welche Bühne, wir mögen von dem Thespiskarren und der ersten Bretterbude bis auf das geniale Theater unserer fünfzig Jahre zurückliegenden Glanzperiode hinschauen, nie und nirgends hat sich die Kunst ihre sittliche Freiheit nehmen lassen, und die besteht darin, den Menschen zu zeigen wie er ist, und allen Flitterkram und alle falsche Gewandung fortzustreifen. Ueber diesen Punkt möchten wol alle Dramaturgen einig sein, über den zweiten, den der politischen Prüderie, werden sie ebenfalls einig sein, nämlich Die, die es wahrhaft gut mit der Bühne meinen, nicht zu ihren versteckten Feinden gehören. Man muß dem Theater einen offenen Eingang

zum Leben lassen, damit immer ein voller Strom der eben herrschenden Meinungen und Ansichten, Irrthümer oder Wahrheiten, gleichviel, auf die Bühne dringe. Die Directoren werden erschrecken, denn es heißt dies in der That nichts Anderes: das einzige Mittel, wieder ein großes, allgemeines Interesse an der dramatischen Kunst hervorzurufen, wäre, das Theater revolutionären Elementen aufzuschließen. Versucht dies auf eine Woche und alle Theater Europas werden zusammenbrechen unter der Wucht der Besucher. Aber dies zu wünschen wäre Wahnsinn; unter den jetzigen Verhältnissen auch nur einen annähernden Versuch zu machen, ein solches Resultat zu bewirken, wäre Verbrechen; wir sprechen nur diesen Satz so unumwunden aus, um mit einem Worte die ganze Sachlage des Processes herzustellen. In der That so ist es. Man will auf dem Theater die alten Liebeshändel nicht mehr sehen, die närrischen Possen eines ganz unmöglichen Zufalls, und die kleinen naiven Situationen, die niedlichen albernen Intriguen, die vor

zehn Jahren noch entzückten; man ist durchaus nicht mehr neugierig zu erfahren, an wen der Oheim sein Mündel verheirathet, ob an Diesen oder an Jenen, oder ob er gar sie selbst heirathet — aber man würde stürmisch jauchzen und applaudiren, die Sitzung einer modernen Ständekammer mit anzuschauen oder bei Nacht und Nebel eine gewisse Reisekutsche über die Bühne eilen zu sehen, aus deren Fenstern ein Regenschirm und ein paar durch bürgerfreundliche Händedrücke abgenutzte Handschuh blicken. Aber wie gesagt, dergleichen ist unmöglich, und wir wollen uns zufrieden geben ohne Theater und ohne dramatische Kunst eine zeitlang weiter zu leben, dem Himmel dankend, daß uns das Loos nicht gefallen ist, ein sogenannter dramatischer Dichter unserer Tage zu sein, sicherlich das unnützeste Möbel, das irgend gedacht werden kann.

Von dem jetzigen berliner Theater nunmehr zu sprechen, wird nach Obigem kaum mehr nöthig sein. Es ist nicht besser und nicht schlechter als alle andern Theater; es hat keine Talente, die andern haben auch keine, endlich gibt's

Ueberſetzungen, und gerade dies geben die andern auch. Ein Unglück für ein Theater iſt einen wahrhaft kunſtliebenden, thätigen und einſichtsvollen Director zu haben, denn dieſer müht ſich umſonſt und hilft nichts; er iſt gleich dem Geliebten, der an eine an der Schwindſucht leidenden Braut gekettet iſt; er ſieht ſie mit Thränen in ſeinen Armen ſterben. Beſſer iſt's, einem gefühlloſen, für die Leiden der Kunſt nicht empfänglichen Mann die Leitung der Kranken zu übergeben, er wird thun, was ihm die Pflicht als Krankenwärter vorſchreibt, weiter nichts, und kommt die Leidende um, ſo macht ihm dies kein Haar grau, und er geht ruhig ſeine Wege. Gefühlvolle Directoren können auch der Bühne in unſern Tagen unendlich Schaden thun, denn ſie werden von der Illuſion nicht laſſen, daß immer noch die Kunſt zu heben ſei, ſie werden Talente ſuchen und werden Schriftſteller aufmuntern zu ſchreiben — Alles zu ihrer eigenen und fremden Noth und Demüthigung, denn es geht nun einmal nicht, und wird mit aller Anſtrengung nicht gehen. Dagegen un-

gemüthliche Directoren, die in einer naiven Unwissenheit leben über Das, was auf den Brettern ehemals geschehen ist, den Maßstab ihres Verhaltens nur danach einrichten, ob ihre unmittelbar Vorgesetzten und ihre Protectoren mit ihnen zufrieden sind, und diese zufrieden zu stellen, gehören bekanntlich Dinge, die zu Kunst, Literatur und Geschmack oft nur eine sehr entfernte Beziehung haben. Für diese Art Directoren gibt es auch keine öffentliche Stimme und keine Journale. Denn wozu: sie wissen Alles, was sie wissen sollen.

Das Friedrich-Wilhelmstädter Theater versprach eine sehr lebhaft angeregte und anregende Bühne zu werden; allein sie hat einen Anlauf genommen und ist nun stehen geblieben, vermuthlich weil man auf ihr jedes Bezügliche auf die Mitwelt und deren Interessen verboten hat. Lauter Possen machen es jetzt nicht mehr, das sieht man in Wien, wo drei der eminentesten Talente für die niedere Komik wirken und doch nicht das alte lachende Wien mit seinem überschwänglichen Frohsinn zurückzaubern kon-

nen. Wie sollten dieselben alten Possen, die selbst in Wien, an ihrer Heimatsstelle, nicht mehr elektrisiren, wie sollten sie hier in Berlin, wo ein wesentlich anderes Genre des Volkswitzes gilt und stets gegolten hat, irgend auf lange einer Bühne ihr Leben sichern. Das vormärzliche Berlin hatte an den Leistungen Beckmann's, und an den Nantespäßen seine Localfarbe; es scheint aber, als wolle man durchaus nicht in dieses Genre wieder einlenken; die komischen Figuren, die der Kladderadatsch geschaffen hat, und die völlig volksthümlich geworden, das komische Pärchen Schulze und Müller, die so amüsante Fragen thun und sie sich selbst so amüsant beantworten, dann der unübertreffliche jüdische Banquier Zwickauer und die Lieutnants Strudelwitz und Prudelwitz, diese Figuren aufs Theater gebracht, würden von großer Wirkung sein, und würden reichlich den alten Nante ersetzen, allein sie müßten dann ihrer politischen Maske treu bleiben, und dies würde aus bekannten Gründen nicht gestattet werden. Es ist dabei eine auffallende Erscheinung, daß, je mehr die Nah-

rungsſtoffe, von denen eine wahre dramatiſche Kunſt zehrt, ſich mindern, deſto vielfältiger die Theater werden. Es ſind eine große Anzahl kleiner Bühnen vorhanden, und ſtehen noch einige in Ausſicht. Freilich ſind mit den meiſten derſelben Gärten und Reſtaurationen im Freien verbunden, ſodaß die Theatergenüſſe ſo recht eigentlich nebenbeilaufen. Gegen dieſe Art von Bühnen, die ihr Brettergerüſte im Freien aufſchlagen, und wo das Publicum unter grünem Laubdach behaglich an Tiſchchen vertheilt, zuſchaut, läßt ſich eigentlich nichts ſagen, und die dramatiſche Kunſt würde dabei ihren Vortheil finden, nur müßten dann dieſe champêtre Bühnen eine gewiſſe Grenze nicht überſchreiten, ſie dürften nicht, wie es hier geſchieht, ſich an größere Dramen oder gar an fünfactige Opern wagen, ſondern müßten kleine, für dieſen Zweck eigens geſchriebene Localpoſſen geben, deren Motive aus dem nahen und nächſten Leben genommen, es müßten auch Schminke und fremder Flitterſtaat nebſt Anputz, beides beim Sonnenlicht ſo häßlich wirkend, gänzlich vermieden

werden. Ein solches sogenanntes Sommertheater, wenn ein guter Komiker, ein wirkliches Talent, die Unternehmung unterstützte, könnte allerdings vortreffliche Geschäfte machen, und würde selbst den Kenner befriedigen. Nur wäre politische Licenz, wenn auch in noch so kleiner Dosis bewilligt, unumgänglich nöthig.

Schluß.

Wenn wir die Physiognomie beider Städte im Allgemeinen ins Auge fassen, und die Frage aufgeworfen wird, in welcher es sich angenehmer leben läßt, so müssen wir natürlich fürs Erste die Beschaffenheit des Fragenden berücksichtigen und unsererseits die Frage stellen, was er „angenehm leben" nennt. Es gibt heutzutage eine große Anzahl Leute, die hierüber nicht mit sich im Klaren sind, was sie ein angenehmes Leben nennen sollen; und es ist allerdings nicht so leicht, sich selbst darüber zurecht zu finden. Vor zwanzig Jahren zurück wußte man dies sehr genau. In den Zeiten eines Friedens, der wie es schien, unerschütterlich war, sowie er denn in der That auch über dreißig Jahre gedauert hat, war man leicht mit sich fertig: eine gutbesetzte Tafel, ein treffliches Glas Wein, eine Gesellschaft, wie

ſie Epikur ſich wünſcht und man hatte Wien gewählt. Kleine harmloſe Späßchen, viel Literatur, Paraden und Manöver — Feſtreden und Feſtgelage — und man hatte Berlin gewählt. Das iſt anders geworden. Das frühere Wien iſt nicht mehr das jetzige, das jetzige Berlin nicht mehr das, in welchem Henriette Sontag und das Königſtädtſche Theater, die Weinhandlung Lutter und Wegener, in ihr Hoffmann und Devrient ihr Weſen treiben. Man hört darum klagen, daß man nirgends angenehm mehr leben könne, daß es überhaupt mit dem harmloſen, glücklichen, friedlichen Lebensgenuß vorbei ſei. Man ruft jammernd aus: Was hilft es uns nun, daß man den Comfort und den Luxus bis ins Dreifache erhöht hat; daß man Polſterſtühle erfunden hat, in denen es ſich zugleich ſitzen und liegen und ſchaukeln läßt; daß man das Gas erfunden und dadurch eine ſo herrliche Beleuchtung geſchaffen hat, daß man mit Hülfe der Eiſenbahnen eine in Paris gefertigte Paſtete faſt warm noch auf den Tiſch geſetzt erhält, daß eine noch zappelnde Forelle aus dem Schwarz-

wald und ein Dorsch aus Hamburg lebendig anlangt — ach, was hilft das Alles, wenn die prächtigen Schmausereien nicht so recht in behaglichem Gelächter, unter köstlichen Späßchen, in der ungetrübtesten Laune bei vollkommen feststehenden Renten verzehrt werden! Ach, was hilft, was hilft uns die pikanteste Sauce, wenn uns wider Willen der Pfeffer von Cayenne dazu geschüttet wird! Eine in übler Laune genossene Leckerei liegt wie ein Goldklumpen Californiens im Magen, und wenn die Harpyen der verdammten Politik über eine Tafel hinfliegen, dann tröpfeln sie Unrath auf die herrlichsten Entremets, auf die trefflichsten Bayonner Schinken. Zum angenehmen Leben gehört aber, daß man angenehm speise, zu dem angenehmen Speisen, daß man gut verdaue.

Wir wollen sehen wie Rath zu schaffen ist. Für die Epikuräer durch und durch, für die Epikuräer par excellence, das heißt für die glückliche Sorte, für die es keine Erschütterungen gibt, für diese ist uns nicht bange, sie werden auch heut so gut tafeln, wie sie immer getafelt

haben; aber ihrer ſind wenige. Unſere heutigen Lebemänner ſind ſo geartet, daß ſehr Vieles ſie verſtimmt, und ihnen den Genuß ihres Lebens, oder, was eben ſo viel ſagen will, ihrer Rente raubt. Ihre Nerven ſind von dem Vorgefallenen afficirt, ſie können noch nicht zur Ruhe kommen; der Hof, die Geſellſchaft, ihre Freunde — Alle ſind noch nicht ſo, wie ſie waren. Man wartet ab, aber es will nicht werden. Die Atmoſphäre, wenn auch vortrefflich geſäubert, iſt doch noch immer nicht ganz rein, es ſchwimmen noch politiſche Miasmen in ihr herum, und für Nerven, die einmal attakirt ſind, iſt dergleichen gar ſo leicht wahrnehmbar. Für dieſe iſt Wien vorzuſchlagen. In Wien geht man von der Abſicht aus, und Alles was zum Reichthum und zum Lebensgenuß gehört, hat ſich ſtillſchweigend das Wort gegeben, zu thun, als wäre nichts vorgefallen; als wäre Alles unverrückt beim Alten. In Wien läßt ſich das auch machen. Dort beſteht bekanntlich ein mächtiger, koloſſal reicher Adel, daneben reiche Börſenſpeculanten, beide entwickeln ein ſolches Gewicht des

Goldes und des Luxus aller Art, daß sie die Stimme angeben, und jedes andere Interesse, selbst Gespräch, das ihnen nicht zusagt, verbannen, unterdrücken. Es ist dies die Verschwörung der Lebemänner, die à tout prix wieder gut leben wollen, das heißt unchicanirt von der verhaßten Politik, die ihnen die Verdauung stört. In Berlin läßt sich dies nicht ins Werk stellen. Man hat auch hier die conservativen Interessen zur obersten Leitung gebracht, aber man kann nicht machen, daß das Mißliebige wie mit einem Zauberschlage aus den Regionen, von denen hier die Rede ist, verschwinde. Die Verschwörung der Lebemänner kommt hier nicht zu Stande. Ueberdies sind der Lebemänner an sich sehr wenige, theils weil sie nicht das Geld, theils auch weil sie nicht den Sinn haben für die Tafel und allein nur für die Tafel zu leben. Der ächte Stamm der Sybariten war nie in der Mark zu Hause, dafür immer in Wien. Der Berliner ähnelt mehr dem Franzosen; wenn er gut speist, so will er auch dabei gut sprechen!

Beides verträgt sich nicht miteinander, wie der Wiener wohl weiß. Ein Epikuräer, der seine köstlichsten Güter der Welt, sein Nachmittagsschläfchen und seine leichte Morgenstunde am Tage darauf, in Sicherheit bringen will, muß sich vor den berliner Diners in Acht nehmen, wenn er auch tausendmal darauf bedacht ist, einen recht purificirten Eßsalon sich auszusuchen, wenn er auch aufs genaueste weiß, es sind alle seine Tafelgenossen Männer von gesicherter Rente und loyaler Gesinnung, es kann doch — denn der Berliner läßt es nun einmal nicht — ein kleiner Witz in die Suppe à la Tartare fallen, und — fort ist es mit der Jungfräulichkeit des Appetits! Man denkt, man lacht, man streitet — und man hat einen Schluck des unübertroffenen Bordeaux gethan, ohne sich bewußt zu sein, was man gethan.

Die Sache stellt sich demnach so. Wer unter angenehm leben versteht: sich völlig frei und unberührt von allen Interessen der jetzigen Welt, wenn sie den Bereich der Küche, des Ballsaals und der Whistpartien überschreiten — zu erhalten dem

ist Wien anzuempfehlen; wer aber — ob nun zum Verdruß oder zur Freude, die Welt der Bücher und der Gedanken, die Ereignisse der Weltbühne, die kleinen Niederlagen und Siege, die der geistige Verkehr mit sich führt, auch zu einem Leben rechnet, das er nicht angenehm nennen würde, wenn sie fehlten — dem ist Berlin anzurathen. Die beiden Hauptstädte stehen sich hier wieder, wie in hundert andern Dingen, schroff gegenüber. Dennoch wäre Berlin eine gute Anzahl der Sybariten Wiens zu wünschen, denn diese fette Sorte, diese sorglos genießenden kolossalen Egoisten geben dem Boden einer großen Stadt jenen feuchten Humus, der schöne Pflanzen hervorbringt, Zierpflanzen, wenn man will, aber doch zur Verschönerung einer Hauptstadt, zur Politur der Gesellschaft unentbehrlich. Denn um diese Genießenden schließt sich ein Kranz luxuriöser Productionen in der Kunst, es sammelt sich um sie eine cokette und in sorgloser Schönheit üppige Frauenwelt und tausend kleine Genrebildchen der allerliebsten Frivolität gibt es. Wo man denkt, witzelt, sich zankt, Bücher liest und welche schreibt —

dabei hartgeſottenes Rindfleiſch ißt und Abends einen Spaziergang in den Sand macht, da wird eine Stadt nicht glänzend, eine Geſellſchaft nicht reizend. Darum wären Berlin einige Sybariten Wiens, und einige „Denker" Berlins wären Wien zu wünſchen; aber ſie würden beide, wie die Victoria regia, immer kleinere und kleinere Blüten tragen und zuletzt zu einer Blume werden, die von den einheimiſchen nicht mehr zu unterſcheiden iſt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.